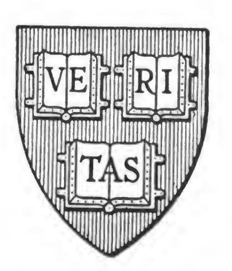
Das jüdische Weib

Nahida Ruth Lazarus, Moritz Lazarus

Das jüdische Weib

Nahida Ruth Lazarus, Moritz Lazarus


VE RI
TAS







Nahida Ruth Lazarus





Nahida Ruth Lazarus

(Nahida Remy)

Das jüdische Weib

Mit einer Vorrede

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Dritte (wohlfeile) Auflage

mit dem Portrait der Verfasserin.



Berlin 1896

Verlag Siegfried Cronbach.




HARVARD
UNIVERSITY
APR 3 1972

VORWORT

zur 3. (wohlfeilen) Auflage.

Als ich dieses Buch schrieb, war ich Christin. Heute bin ich Jüdin; ich musste Jüdin werden, nachdem, ich durch meine Forschungen erkannt und vollends in meinen „Culturstudien über das Judentum" bekannt, was die jüdische Religion bedeutet. Die Gesinnung also, welche diese Werke diktierte, ist nicht nur dieselbe geblieben, sondern sie ist bestärkt und — besiegelt.

Gleichwohl ist an dem Inhalt nichts geändert, schon in Rücksicht auf die englische, ungarische und hebräische Uebersetzung.

Schönfeld bei Leipzig,
Herbst 1895.

Nahida Ruth Lazarus.

Vorwort.

Gern erfülle ich den Wunsch des Herrn Verlegers, das vorliegende Werk auf seinem Wege in die Oeffentlichkeit mit einigen Worten zu begleiten. Nicht um es anzupreisen; die Gunst der Kritik wird es sich selbst gewinnen. Aber die Vorurtheile, denen es von vornherein begegnen könnte, möchte ich verscheuchen, damit nichtjüdische und jüdische Leser es mit jener Unbefangenheit aufnehmen, in welcher es geschaffen ist und einen unbedingten Vorzug besitzt. —

Schriften über Juden sind selten ohne Vorurtheil: Schriften von Frauen sind selten gründlich; dies Buch über das jüdische Weib ist von christlicher, weiblicher Hand; — allein es ist gründlich und von Vorurtheilen frei. Nicht blos die Nachtheile sind vermieden, sondern Vorzüge durch beides gewonnen. Auch das geistige Schauen ist von optischen Gesetzen beherrscht; Vieles kann nur aus der Nähe, Anderes nur aus der Ferne vollkommen erkannt werden. So wird eine Frau in die Eigenart der Sinnesrichtung, der Gefühlserregung und der sittlichen Bewährung des weiblichen Geschlechts unstreitig tiefer eindringen können als ein Mann. — Die Menschen anderen Stammes, fremder Religion und ferner Zeiten werden wir leichter durchschauen, wenn wir, nicht zu Lieb und nicht zu Leide, unsere Gedanken mit redlicher Absicht auf wahre Erkenntniss schöpfen. Das Buch ist offenbar aus dem Bedürfniss entstanden, ein genaues Bild von der Eigenthümlichkeit in der Natur, im Charakter und in der Geschichte des jüdischen Weibes zu gewinnen; durch Beobachtung der Gegen-

wart und Studium der Vergangenheit sollte dieser Zweck erreicht werden; wie mannigfaltig und vielseitig die Verfasserin in beiden sich bewährt, zeigt fast jedes Capitel, ja schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichniss. Die umfassenden historischen Studien lassen nicht die Mühe, sondern nur den Erfolg erkennen; die Feinheit und Schärfe der Beobachtung tritt weniger mit der mikroskopischen Sorge als mit der herzlichen Hingebung hervor.

Die Verfasserin vermeidet es, ihren Gegenstand mit dürren Reflexionen zu zergliedern, die specifische Naturanlage des jüdischen Weibes und ihre historische Entfaltung durch Abstractionen zu zeichnen; sie secirt nicht, sie schildert vielmehr; sie schildert in gut und reich gewählten, ja in einer schier erschöpfenden Fülle von Beispielen die geschichtliche Wirklichkeit und Wirksamkeit jüdischer Frauen, — bald indem die höchsten Leistungen der Jüdin (dort als Prophetin oder hier als Mutter), bald indem vorzügliche Persönlichkeiten (biblische, eine Copia Sullam oder die Töchter Daniel Itzigs) dargestellt werden, bald endlich, indem sie die tiefsten Quellen beider, der Leistungen und der Charaktere aufdeckt: die hebräische Sprache, Religion und Dichtung; diese tiefsten Quellen, welche im Ablauf der Geschichte fliessen oder — versiegen. Die auf das Detail gerichtete Quellenforschung bietet kaum für die Sicherheit der Thatsachen, geschweige für die rechte Verwerthung derselben eine Gewähr. Hier nun ist vielfach der Stoff aus zweiter Hand empfangen, desto freier Kraft und künstlerische Begabung auf die schöpferische Gestaltung derselben gewendet. Soweit es die biblischen Frauen betrifft, war die Verfasserin in der glücklichen Lage, nicht blos aus der Urquelle, sondern — bei einer Frau gewiss eine bemerkenswerthe Seltenheit — auch in der Ursprache zu schöpfen. Die des Hebräischen Kundigen werden freilich mit Staunen und Vergnügen zugleich eine gewisse souveräne Kühnheit bemerken, mit welcher die Verfasserin in der Auslegung des hebräischen Originals ihre eigenen Wege geht; ist es doch, als ob bei der Vertiefung in jüdische Gedankenkreise etwas von jener schrankenlosen Freiheit des Midrasch in der Behandlung biblischer Urworte über sie gekommen wäre (z. B. zu 1 B. M. Cap. 3 V. 16).

Es war gewiss schwer, die ganz und gar auf historischem Grunde spielende Darstellung vor den entgegengesetzten Gefahren irgend einer einseitig durchgeführten Form zu bewahren. Die Aufzählung der auftretenden Personen nur nach der Zeiten Abfolge würde jeder inneren logischen Ordnung und aller poetischen Anziehung entbehren; wiederum rein sachliche Zusammenstellung oder ausschliesslich ästhetisch wirksame Gruppierung der durch ferne Zeiträume Getrennten würde die thatsächlich gegebene historische Entwicklung gänzlich vermissen oder wenigstens verkennen lassen. Mit feinem Tact, weiser Beachtung der widerstreitenden psychologischen Bedingungen einer anregenden und gedeihlichen Lectüre und mit fester Hand ist das Schifflein der Charakteristik durch die Scylla und Charybdis genauer aber abstossender Formen hindurchgeleitet.

Es will mir scheinen, als ob es der Verfasserin so ergangen, wie es dem oft ergeht, der sich lange und eingehend mit einem Gegenstande beschäftigen muss: sie hat sich in die Culturgeschichte des jüdischen Weibes ein wenig verliebt! aber nicht mit jener Art von Liebe, welche blind macht, sondern mit der wahren Liebe, welche hellsehend zunächst für die Vorzüge, aber auch für die Fehler des geliebten Gegenstandes macht. Das Urtheil über die Jüdinnen ist deshalb aus freiem Geiste mit voller Unbefangenheit geschöpft; steigert es sich in Bezug auf vergangene Zeiten zur Vorliebe, so erhebt es sich für die Gegenwart zur Schärfe. Aber nicht blos in gutem Glauben, auch mit gutem Recht wird der Massstab der Vorfahren an das heutige Geschlecht gelegt. —

Wenn heutzutage irgend eine Schrift über „Juden“ erscheint, dann — dass Gott erbarm'! — droht oder verspricht sie, eine Streitschrift für oder wider sie zu werden. Das vorliegende Buch ist nichts weniger als eine Streitschrift; für die Verfasserin existirt keine „Judenfrage“; sie streitet nicht für die Juden, nicht für die Jüdin und am wenigsten gegen sie. Ja doch, sie streitet auch: sie streitet für das Gute der Jüdin, für die Natur, Sitte, Gesetz und Culturerbschaft der wahren echten Jüdin; sie streitet aber auch offen und scharf, oft derb aber immer gerecht gegen diejenigen Jüdinnen, welche heute das Erbgut ihrer Cultur vernachlässigen, ihren

hohen, vormals so edel und so tapfer erfüllten Beruf verkennen und dem Tand des Tages nachjagen, anstatt dem Geiste ihrer ehrwürdigen Geschichte zu dienen.

Die rasch aufgeblühten Vortheile neuzeitlicher Bildung und bürgerlicher Freiheit der Juden haben zugleich moralische Nachtheile gezeitigt; Nachtheile, welche leicht begreiflich, aber darum doch nicht entschuldbar sind und bei den Frauen mehr als bei den Männern sich geltend machen. Ergeht nun darüber das Urtheil mit Strenge, so erweist sie sich doch als die Strenge der Liebe und Sympathie; in ihr lässt die Verfasserin nicht die eigene sondern die Stimme der Geschichte ertönen, die Stimme der tief ergriffenen, hell beleuchteten und klarsinnig dargestellten Geschichte des jüdischen Weibes.

Dass doch die heutigen Jüdinnen den Mahnruf dieser Stimme hören, dass sie es doch recht zu Herzen nehmen wollten, das edle Erbgut ihrer Vorfahren ungeschmälert und ungetrübt zu erhalten!

Darum wünsche ich diesem Buche vor Allem jüdische Leserinnen. Und wenn sie aus demselben nichts weiter schöpfen, als die Einsicht von dem Entzücken und der Erhebung fleissigen Bibellesens und die hohe Verehrung der heiligen Sprache und ihrer Schätze, wird es ihnen schon zum Segen gereichen. Aber zuversichtlich wird ihnen auch dies, aus dem tiefen Quell der dreitausendjährigen Stammesgeschichte geschöpfte, köstliche Büchlein nicht blos zum Spiegel stolzer Selbsterkenntniss, sondern auch zum Sporn selbstbewusster Läuterung und Veredlung werden.

Das walte Gott!

Berlin, den 22. März 1891.

Lazarus.

Inhalt.

Ich und mein Haus wir dienen dem Ewigen.

Josua 24, 15.

Sein Haus das ist sein Weib.

Talmud.

Erstes Capitel.

Die „Alten".

Will man das Weib begreifen, studire man die Geschichte seiner Sklaverei. Um das jüdische Weib aber zu beurtheilen, muss man es mit den Frauen anderer Nationen vergleichen.

Von Anfang an und überall herrscht in Stellung und Behandlung der Frauen bei den alten Völkern eine vollkommene Nichtachtung und Verkennung der weiblichen Eigenart. Von seiner Geburt an lastet auf dem Weibe die ungeheuerlichste Unvernunft und daher die naturwidrigste Ungerechtigkeit. Das Weib erscheint als ein Hausthier, bestimmt zur Arbeit und Fortpflanzung; ein niederes Geschöpf, von dem keine Sitte und Sittlichkeit verlangt, sondern nur Gehorsam gefordert wird, und das, wenn es den Mann (gleichviel ob den Vater, Gatten oder den eigenen Sohn) nicht zufrieden stellt, nachdrücklich mit Schlägen und Hunger bestraft wird. Oft wird es zum Zeichen seiner Knechtschaft verstümmelt, wie bei den Australiern, welche dem Mädchen einen Finger der linken Hand kürzen. Doch bedeutsamer als jede körperliche Verstümmelung ist seine geistige Verstümmelung; seine angeborene Schwäche lässt es glauben, dass ihm Recht

geschähe und mit thierischer — nicht doch! mit blödsinniger Stumpfheit (denn das Thier wehrt sich) erduldet es seine Leiden und sieht in sich selbst nichts Anderes als die Lastträgerin des Mannes; da es sich nicht wehren kann, wird es verachtet, auch einfach verjagt oder getödtet, wenn es dem Manne keinen Nutzen mehr bringt. Daher lässt sich das unglückliche Geschöpf die härteste Arbeit aufladen, wenn ihm nur gestattet wird, leben zu bleiben, so lange ihm die Verzweiflung nicht den Selbstmord lehrt. Der Kindermord ist jedoch sehr häufig, d. h. der Mord der neugeborenen Mädchen. Hottentottinnen wie Indianerinnen, Amerikanerinnen und Australierinnen tödten ihre neugeborenen Mädchen, um sie von dem drohenden Schicksal zu befreien, das ihrer harrt, würden sie Sklavinnen wie ihre Mütter. Und gerade dann, wenn das gemisshandelte Weib am meisten der Schonung bedarf, in der Zeit ihrer Schwangerschaft, ist sie dem Manne am verhasstesten . . . nicht nur, weil sie sich — obwohl bis zur Stunde der Geburt und bis wenige Stunden nachher arbeitend und schaffend — schwächer, langsamer, also unfähiger zeigt, als sonst, sondern auch, weil die äusserlichen Kennzeichen ihres Zustandes dem Manne widerwärtig waren. Viele alten Gesetze und Gebräuche orientalischer Völker, Inder, Perser, Türken, Aegypter, Neger, später auch der Griechen u. s. w. lassen sich auf Antipathie gegen die Schwangerschaft zurückführen. Der wunderbarste Vorgang im Naturleben, die geheimnissvolle Erschaffung eines neuen Menschen im zarten Weibe wird als „Unreinheit“ in religiösen Vorschriften gebrandmarkt! Ein Rest dieser altbarbarischen Auffassung hat sich noch bis in unsere Tage erhalten; man denke an das katholische Fest „Mariä Reinigung“ und an den Kirch-

gang der Kindbetterinnen; natürlich wird derselbe jetzt als ein Dank- und nicht mehr als ein Sündopfer betrachtet.

„Der Vater des Hottentotten freut sich über den Knaben, der seine Mutter misshandelt, indem er dadurch zuerst seine höhere männliche Natur an den Tag legt. — Das Weib gilt für unrein, den Göttern verhasst; sie darf nicht essen von der Speise des Mannes, nicht ruhen auf seinem Sitz, nicht die Gefässe berühren, deren er sich bedient. Sie muss bei vielen Negerstämmen ihn knieend bedienen und sogar der christliche Morlakke erwähnt gegen Vornehmere nie sein Weib, ohne hinzuzusetzen: „Mit Respect zu melden". Ein Weib, das geboren hat, darf sogar bei den sonst milderen nordasiatischen Völkern nicht auf die Seite des Feuers kommen, wo der Mann seinen Sitz hat und muss stets um diesen im Gehen einen weiten Kreis beschreiben."

(G. Jung.)

Charakteristisch ist folgendes Bild.*) „Der junge Wilde wählt unter den Weibern der feindlichen Stämme sich eine aus. Er erwartet den Augenblick, wo diejenige, nach der er verlangt, allein und ohne Beschützer ist; er schleicht unbemerkt heran, betäubt sie mit Schlägen seiner Keule oder seines Schwertes aus hartem Holz. Er schlägt sie auf Kopf, Schultern, Rücken so hart, dass nach jedem Hiebe Blut fliesst. Nachher trägt er sie durch den Wald nach dem Ort, wo sein eigener Stamm haust. Dort wird nach vielen anderen barbarischen Handlungen das Weib als sein Eigenthum anerkannt und selten verlässt sie nachher ihrne neuen Herrn. Die Verwandten der Frau rächen diese Beleidigung

*) Collins: Description de la nouvelle = Galles = Meridionale.

nicht, ausser dass sie bei Gelegenheit Repressalien anwenden, indem sie ihrerseits die Weiber ihrer Feinde stehlen.“

Da das Weib Eigenthum des Mannes ist, kann er es verborgen, verschenken, aus Gastfreundlichkeit fremden Reisenden zum Gebrauch anbieten und wo letzteres Anerbieten ausgeschlagen wird, gilt es, wie bei den bereits einigermassen civilisirten Kamschadalen als Beleidigung. Die Neger vermiethen auch zeitweise oder verpfänden ihre Frauen. Etwas besser ist die Lage der Weiber bei den Hirtenvölkern, deren Sitten und Lebensbedingungen weniger rohe Gewalt voraussetzen als bei den Jägerstämmen. Hier wird das Mädchen nicht wie ein wildes Thier zu Boden geschlagen und geraubt, sondern es wird gekauft oder vielmehr eingetauscht. Daher auch schon eine Art Werthschätzung und Erziehung des Weibes, denn es ist ja eine Waare, welche Abnehmer anlocken soll. Sie gehört dann zum Vermögen des Mannes und geht nach seinem Tode an seine Erben über. So übernimmt (nach Herodot) der Usurpator Smerdes sämmtliche Weiber des Cambyses und nach jenem Darius. Allmählich erscheint die Waare immer werthvoller, immer seltener wird sie verworfen und vernichtet; man verfeinert sie, schmückt sie aus. Dennoch bleibt das Weib ein Wesen letzter Klasse. Wäre ihr Mann auch noch so schlecht, er steht dennoch so weit über ihr, dass sie verpflichtet ist, ihn unter allen Umständen „wie einen Gott zu verehren“, so schreibt das tausendjährige Gesetz Manou's den Hindu's vor, und es gilt noch heute; nicht blos bei den Hindus. —

Aus dieser Leibeigenschaft der Frauen erklärt sich die Sitte des Verbrennens der Wittwe mit anderen Lieblings- und Bedürfnissgegenständen des verstorbenen Mannes. Ein englischer Reisender,

Colonel Sleeman, berichtet in seinen „Rambles and recollections of an Indian official“, dass er alle Mittel anwandte, um im District von Jubbulpore eine Wittwe zu verhindern, sich mit ihrem verstorbenen Gatten zu verbrennen. Erst als sie nach tagelangem Widerstande gegen die auf sie eindringenden Vorstellungen, von Todesschauern ergriffen, begeistert ausrief: „Ich sehe schon meine Seele da oben sich verschmelzen mit jener von Omed Sing Opuddea!“ da gab er jeden Widerstand auf, denn dass sie es wagte, den Namen ihres Gatten auszusprechen, bewies, dass sie schon völlig mit dem Leben losgelöst sei und dessen Satzungen nicht mehr anerkannte. In Indien nämlich verbietet die Ehrfurcht vor dem Manne dem Weibe dessen Namen auszusprechen. So geschehen nicht etwa in grauer Vorzeit, sondern am 24. November 1829. Was eine andere grosse Anzahl Leidensschwestern im Nachbarlande China betrifft, so ist das Wort der chinesischen Schriftstellerin Pan-hoei-pan, das G. Klemm in seinen Schilderungen über: Die Frauen citirt, kennzeichnend genug: „Wir Frauen nehmen die letzte Stelle im menschlichen Geschlecht ein; wir sind der schwache Theil desselben. Die niedrigsten Verrichtungen sollen sein und sind auch unser Loos. Das ist eine Wahrheit, von welcher wir durchdrungen sein müssen — wir dürfen nicht warten, bis uns eine traurige Erfahrung mit Gewalt belehrt, was wir eigentlich sind. Wenn in alter Zeit ein Mädchen auf die Welt kam, so bekümmerte man sich drei Tage lang gar nicht um dasselbe; man liess es auf der Erde auf ein paar alten Lumpen beim Bette seiner Mutter liegen und das Familienleben hatte seinen Fortgang, als wäre gar nichts vorgefallen. — Das Stillschweigen, womit ein neugeborenes Mädchen in der Welt auf-

genommen wird, die laute Freude dagegen bei der Geburt eines Knaben, die Verachtung, die man dem ersten beweist, deuten genugsam an, für wie viel geringer man sie ansah. Ihr Lager auf den Lumpen am Boden zeigt an, dass sie den niedrigsten Platz im Vaterhause einnehmen muss und dass sie nur Nichtachtung im Leben zu erwarten hat." Mütter, welche die Zukunft der neugeborenen Tochter nicht gesichert glauben, setzen dieselbe aus. „Für diesen Fall bestehen in den grösseren Städten eigene Findelhäuser, in welchen die ausgesetzten Mädchen erzogen werden. Allmorgendlich fahren mit Ochsen bespannte Wagen durch die Strassen. Jedermann kennt die Signale, welche ihre Ankunft melden und die Eltern eilen herbei, ihre Kinder abzuliefern." Auch hier arbeitet das Weib aus dem Volk über ihre Kräfte und Verachtung ist ihr Lohn.

Bei alledem singen die chinesischen Dichter sowol wie die indischen, arabischen, persischen u. A. das Loblied des Weibes und erheben es in Sagen und Liebesgeschichten bis in den Himmel. Es scheint, als ob bei allen, besonders den älteren Nationen das Bestreben herrscht, durch Märchen und Sagen im Dienst eines ausgleichenden Idealismus das Fehler- und Lückenhafte der gemeinen Wirklichkeit zu übertünchen und durch Erfindung und Darstellung besserer Zustände gewissermassen gut zu machen; doch werden im Gegentheil die Gegensätze zwischen Leben und Dichtung dadurch nicht versöhnt, sondern verschärft. Wie ist es möglich, dass eine „Sakuntala" entstehen konnte aus einem so geknechteten Geschlecht? Und welche Würde und Macht rührender Frauenliebe in „Nal und Damajanti"!

Dieser Widerspruch zwischen Poesie und Leben findet sich

auch bei anderen Völkern. Freilich standen Frauen wie Semiramis oder Tamyris gleich der Königin von Saba hoch über ihre Mitschwestern, aber übten sie einen practischen und befreienden Einfluss auf das Schicksal ihres zu Boden getretenen Geschlechts aus? — Und Arete, Penelope und Helena blieben auch sie nicht, trotz des weit vorgeschritteneren Bildungsstandes der Griechen unerreichte Ausnahmen, sagenhafte Vorbilder weiblicher Macht und weiblichen Zaubers?

Griechen und Römer behandeln das Weib äusserlich weniger roh als die erwähnten wilden, halb- und dreiviertel wilden Völkerschaften. Der herrschende Bildungsstand der Männer hatte die Sitten gezähmt, den Geschmack verfeinert. Auge und Herz des Mannes waren längst gewöhnt, im Weibe etwas mehr als ein Hausthier zu sehen. Aber gerade bei dieser Entwicklung einer menschlicheren Auffassung des anderen Geschlechts erscheint bei tieferer Prüfung die Gesinnung des Mannes gegenüber dem Weibe, will sagen: dem Eheweibe — fast noch niedriger als bei den Wilden. Der naive Naturmensch, der sich ein Weib durch Keulenschläge erbeutete und nach Hause schleppte, verstand es nicht besser. Der feine, gebildete Grieche aber, der in seiner Frau nur ein Gefäss zur Fortpflanzung erblickte und allenfalls eine „Bewahrerin des Heimgebrachten" muthet uns noch viel kälter und härter an, als jener Naturbursche des Urwaldes.

Dem modernen gebildeten Menschen, der in der hergebrachten Bewunderung der „alten Griechen" auferzogen ist und der berühmte Zeitgenossen kennt, deren bester geistiger Lebensinhalt darin besteht, die Liebe und Begeisterung für das Griechenthum zu pflegen und in Schrift und Rede zu verbreiten, kann sich kaum

vorstellen, dass der klassische Grieche sein vielgerühmtes genussreiches und feingeistiges Dasein nur auf Kosten der Sklaven und der Frauen führte. Zweck der Ehe war nicht gottgefällige Gemeinsamkeit zwischen Mann und Weib und Vermehrung des allgemeinen Wohlgefühls durch das Glück der Einzelnen, sondern Zweck der Ehe war Kindererzeugung für den Staat, nicht mehr und nicht weniger, als gerade passend erschien, um die Staatsmaschine in Gang zu erhalten und die Sklaven auszunutzen. Je nach der Menge derselben war man den Heirathen geneigt oder nicht, wurden der Kinder zu viele, entledigte man sich ihrer durch Aussetzung der schwächlichen und unschönen oder zwang die Mütter zum abortiren.

Die für unsere Auffassung unzüchtige Art der Erziehung der Mädchen in Sparta, ihre öffentlichen gymnastischen Spiele und Ringkämpfe mit Knaben, die Art ihrer Verheirathung ist bekannt; die Ehegesetze Lykurgs sind, wie G. Jung sich drastisch aber anscheinend sehr treffend ausdrückt, von den Anordnungen eines Gestütdirectors um wenig oder nichts verschieden. „Man lese nur die Betrachtungen, welche Plutarch diesen Gesetzgeber anstellen lässt. Er hält es für anmassend, eine Frau für sich allein haben zu wollen, da man doch aus der Zucht der Hunde und Pferde sehen könne, wie vortrefflich das entgegengesetzte System sei“.

So erschreckend und empörend dieser Ausspruch unserem Gefühl nach ist, er gehört als wissenschaftliches Zeugniss für die Roheit damaliger Gesinnung inbetreff des Weibes durchaus hierher. Damit sei jedoch die spartanische Denkweise genugsam gekennzeichnet; minder allgemein bekannt als diese „spartanische“ Er-

ziehungsmethode ist die geistige Gefangenschaft, in der die verheirathete Athenerin ihr Dasein hinschleppte. Familie, Weib, Kind waren mehr oder minder abstracte Begriffe für den Athener. Indem jedes ethische Sonderinteresse vor der Staatsrücksicht zurücktrat, wurden Generationen höherer Egoisten erzogen, die nach Erfüllung ihrer Bürgerpflichten dem Sinnengenuss ausser dem Hause lebten, — denn ihr Haus war ihnen kein Heim. Die darin eingeschlossene Gattin erschien ihnen als die verkörperte Prosa, die legitimirte Langeweile, die altbackenste Bornirtheit. Die Wohnung selbst war — die Gesetze enthielten besondere Vorschriften darüber — mehr als anspruchslos; oft dürftig und mangelhaft. Der Mann lebte meist ausserhalb seiner vorgeschriebenen engen und begrenzten Räumlichkeiten in den lichten Hallen und Säulengängen, wie sie in fast allen griechischen Städten, besonders an den Märkten, Thoren u. s. w. für Spaziergänge, Disputationen und gesellige Unterhaltungen aller Art einen den Geist anregenden und das Auge entzückenden Aufenthalt boten. Während hier und an ähnlichen freien, schönen Orten die Männer durch schöngeistige und philosophische Gespräche, durch heitere Gastmähler und mancherlei anderen Unterhaltungen mit Freunden und Freundinnen dem Genuss des Daseins lebten, hockte die Athenerin daheim, hinter vergitterten Fenstern, allein oder mit ihren Dienerinnen; schlafend, träumend, kochend oder spinnend, das Urbild der einstigen gelangweilten, gedankenöden „guten Hausfrau", die in unseren geistesfrischen, bewegten Tagen kaum mehr irgendwo existiren dürfte.

Wie? wird diese oder jene Leserin fragen, gab es denn nicht gerade in Athen jene berühmten, schönen, interessanten Frauen,

welche von den Männern gesucht, geliebt und geehrt wurden, als geistesverwandte Freundinnen? Genossinnen der Aspasia —? Ganz recht, Genossinnen der Aspasia, d. h. Hetären, Buhlerinnen auf deutsch. Diese erfreuten sich einer Freiheit und Würdigung, welche keiner Ehefrau gegönnt wurde. Denn die Ehefrau war aus Pflicht geheirathet worden und besorgte daheim ihre Schuldigkeit, Kinder zu gebären und Wolle zu spinnen, aber der Hetäre gehörte die Neigung und gesellige Unterhaltung des Atheners; ihr natürlicher und auch kunstvoller Liebreiz, ihre Welt- und Wortgewandtheit, ihre gefällige Dienstbeflissenheit und ihre oft feine und ungewöhnliche Bildung machten sie dem Manne zur werthvollen Gesellschafterin, ihrem ganzen Wesen und Benehmen nach stand sie weit über der pflichtschuldigen Ehefrau.

„Ist etwa nicht die Hetäre bessrer Sinnesart
Als eine angetraute Frau? Um viel fürwahr!
Die Eine, wie verkehrt sie auch sei, schützt das Gesetz
Im Hause, die Andre weiss, dass sie des Mannes Gunst
Durch ihr Betragen kaufen, oder wandern muss.

Amphis.

Die Geschichte lehrt, wie diese öffentlichen Frauen verwöhnt und umschmeichelt wurden, wie sie Ruhm und Reichthum errangen, wie sie die Besten und Edelsten der Nation, Philosophen und Staatsmänner zu ihren Füssen sitzen sahen und von den Dichtern in unsterblichen Liedern besungen wurden. So mochte es wol der Wahrheit entsprechen, wenn, wie berichtet wird, bei Lucian eine Mutter, welche ihre freigeborene Tochter dem beneidenswerthen Stand der Hetären widmen will, sie ermahnt, vor allen anderen Dingen die feine Lebensart ihrer „würdigen

Vorbilder“ nachzuahmen und niemals in die schlechten Manieren der ehelichen Frauen, in ihr lautes Schreien, unmässiges Essen und Trinken, in ihre hässlichen Bewegungen u. s. w. zu verfallen. Auch die Satiren des Aristophanes geben zu den geschilderten Missverhältnissen drastische Erläuterungen. Nach Auslassung einiger zu starken Stellen mag hier eine Probe stehen, wie ein Athener, der als Muster eines Haus- und Eheherrn dargestellt ist, im Oekonomikus des Xenophon über sein Verhältniss zu seiner Frau und Häuslichkeit spricht. Er antwortet dem Sokrates, der ihn darum befragt, dass er vor Allem darauf bestand, dass seine Frau tüchtig Wolle weben und sich das unmässige Essen und Trinken abgewöhnen lerne. Er halte sich übrigens nie zu Hause auf, aber am Tage nach der Hochzeit — „als sie mir nun handsam und soweit gezähmt war, dass sie mir Rede stand, fragte ich sie: sage mir, liebe Frau, hast du auch schon nachgedacht, weshalb ich dich wol genommen und deine Eltern dich mir gegeben haben?“ Nach einer Reihe sehr unzarter Bemerkungen fährt er fort: „Die Götter haben sehr weise das Paar verbunden, das wir Mann und Frau nennen, damit es sich durch die Gemeinschaft so nützlich als möglich erweise. Erstens ist jenes Paar zur Fortpflanzung des Geschlechts bestimmt, dadurch wird auch dem Menschen eine Stütze im Alter, endlich lebt der Mann nicht wie das Thier unter freiem Himmel, sondern er bedarf vielmehr eines Obdachs. Die Frau soll nur im Hause schaffen, der Mann ausser dem Hause. Gott hat deshalb dem Weibe mehr Liebe zu den Kindern wie dem Manne gegeben und einen grösseren Theil Furchtsamkeit um das Heimgebrachte zu verwahren“.

Also darum hat Gott das Weib erschaffen und ihm „mehr

Furchtsamkeit gegeben", damit es dem Manne „handsam" werde, ihm Kinder gebäre und Alles im Hause wohl verwahre. Diese erbarmungswürdige Auffassung der Ehe begeistert den edlen Sokrates zu einem warmen Lobe. Xenophon lässt allerdings die Rücksicht auf den Staat bei Seite und betrachtet die Ehe als Einrichtung für den Einzelnen, aber auch er findet nur einen ökonomischen Nutzen in ihr. Pythagoras und seine Schüler stellten eine idealere Theorie von Weib und Ehe auf, aber in der Praxis blieb die Ehefrau — Ausnahmen, welche wie bekannt, die Regel nur bestätigen, abgerechnet — ein geistig gering geschätztes Inventar des Hauses, mehr Gefangene als Herrin, — wie man solche noch heute im Innern von Sizilien und wol auch anderwärts noch antrifft. Pythagoras hatte berühmte Schülerinnen, welche seinem von ihm selbst angeleiteten Weibe Theano nacheiferten. Dennoch schien sich Theano's Anschauung über die hergebrachte Auffassung der Frauenwürde nicht allzu sehr zu erheben, wenn sie auf die Frage, wie sie Ruhm zu erlangen hoffe, mit Homer antwortet:

„Den Webstuhl handhabend und mein Lager bereitend". Immerhin hatte sie, um so antworten zu können, Homer gelesen. Oder stammt diese Antwort von der gleichnamigen Dichterin aus Lokris, oder von jener jüngeren Philosophin Theano? Gleichviel, jenes Citat ist durchaus charakteristisch, ob es aus einem jüngeren oder älteren Frauenmunde kommt. Phintys, ebenfalls eine „Pythagoräerin", philosophirt über die hochwichtige Frage, ob eine Frau das Haus verlassen dürfe? Und wenn — wie viel Dienerinnen nöthig sind, um den Anstand zu wahren? Im Uebrigen erklärt sie des Mannes Willen als der Frauen unfehlbares Gesetz.

Die wohlklingende und so herrlich bequeme Phrase, der Mann habe „den Muth zum Befehl“ und die Frau den „Muth zur Dienstleistung“ stammt von Aristoteles. Natürlich ziert den weiblichen Mund auch nichts so sehr als Schweigen, — wohlverstanden! den eheweiblichen Mund, denn die „Freundin“ durfte, ja musste reden, so schön, geistreich, witzig als nur möglich. Sieht man doch in Plato's Symposion ein Weib, die Priesterin Diotima, dem Fürsten der Philosophen die göttliche Wahrheit durch die Klugheit ihrer Rede vermitteln! Gesteht doch Sokrates selbst, dass er Gottheit und Leben erst in den Unterhaltungen mit der Theopompa begriffen habe!

Doch auch die Hetäre konnte sich der Liebe des Mannes nicht rühmen. Versichert doch Plutarch in seiner Abhandlung über die Liebe, durch den Mund einer seiner Figuren, dass eine wahre Liebe unmöglich sei zwischen Mann und Weib. Die Frauen hätten daran weder Theil noch Antheil und diejenigen, welche sich an Frauen anschliessen, lieben sie nichts destoweniger nicht mehr, als die Fliege die Milch liebt, in welche sie eintaucht. Und während die Griechen wie die Germanen den Frauen prophetische Weisheit zuschrieben, blieb ihre Liebe dem eigenen Geschlecht vorbehalten. —

Während also die Griechen auf Kosten ihrer Sklaven und ihrer Ehefrauen Kunst und Dasein genossen, und die verheiratheten Griechinnen Werkzeuge zum Kindergebären und Wollespinnen blieben, indessen den Hetären das angenehmere Amt oblag, den Mann zu erheitern und anzuregen, erschien in Rom das Weib gleich einem unmündigen Kinde. Ob erwachsen oder unerwachsen, vermählt oder unvermählt, Mutter oder unfruchtbar, sie verblieb

stets unter der Vormundschaft irgend eines Mannes. Die Jungfrau war das Mündel des Vaters, die Frau Mündel des Mannes; starben diese beiden, kam sie unter die Vormundschaft des nächsten männlichen Verwandten. Verlor sie alle Verwandte näheren oder entfernteren Grades, so wurde ihr durch die zuständigen Behörden ihres Wohnortes ein Vormund ernannt. Mutter geworden, errang sie einige Freiheiten für ihre Person, aber die Selbständigkeit, ihre Kinder zu lenken und zu leiten, blieb ihr streng versagt. Immer werden in den Gesetzen die Rechte des Vaters erläutert und sicher gestellt, von einem Recht der Mutter ist nirgends die Rede; von den Rechten der Frauen ist überhaupt kaum die Rede. Allmählich wurden jedoch die römischen Frauen besser gestellt, aber nur um die Heirathen, d. h. die Kindererzeugung, zu befördern, da der Staat bei den zunehmenden Kriegen immer neuen Nachwuchs an frischem Menschenmaterial brauchte.

Auch wurde die römische Hausfrau nicht wie die griechische als eine Art Gefangene betrachtet. Sie durfte bei passenden Gelegenheiten ungehindert kommen und gehen, an Festlichkeiten Theil nehmen, bei Gastmählern erscheinen. Dafür klagt denn auch schon L. Piso Frugi in seinen Annalen (c. 133 Jahre vor unserer Zeitrechnung), dass aller Anstand und alle Keuschheit in Rom vernichtet sei. Das wüste Genussleben, in das die Römer immer mehr verfielen, machte sie unfähig, Erzieher ihrer Frauen, Vorbilder ihrer Kinder zu werden. Eine schamlosere Sittenlosigkeit hat man vielleicht nur später unter gewissen Päpsten, von denen nur Alexander VI. genannt sei, gesehen, als in Rom unter den Kaisern. Die Schilderungen der Satiriker und Geschichtsschreiber sind erfüllt von staunenerregenden Beispielen mensch-

licher Verworfenheit. Properz, Horaz, natürlich auch Ovid und Juvenal, Seneca der ältere und der jüngere, Sueton, Persius stimmen besonders darin überein, die Sittenlosigkeit der Römerin zu brandmarken. Auch die bildenden Künste haben vielsagende Zeugnisse hinterlassen in Wandgemälden, Denkmälern, in den Statuen und Gebrauchsgegenständen von Pompeji. Bekannt ist der grosse Einfluss einzelner Römerinnen auf ihre Männer und Mitbürger und die berühmte Mutter der Gracchen wird als gebietende und geehrte Hausfrau und Erzieherin ihrer Kinder für lange Zeit noch ein imponirendes Vorbild bleiben; aber Cornelia erscheint völlig als Ausnahmecharakter; erlaubte sie sich doch, dem herrschenden Vorurtheil zum Trotz, hauptsächlich mit Griechen und Schöngeistern zu leben und die Männer ihrer Umgebung zu übersehen. Unter Sulla, vor Allem unter Cäsar Pompejus, Antonius gewannen die Frauen immer mehr Unabhängigkeit; aber sie erregten auch den Hass und die Verachtung der Bürger immer mehr. Der weibliche Charakter schien sich fortschreitend zur Unnatur zu verwandeln. Wenn auch die Briefe von Plinius von edlen Frauen erzählen, die Geschichte bringt Beispiele von weiblicher Rach- und Mordlust, die grauenerregend sind. Ein Humor eigener Art liegt darin, dass der moralisirende Cicero, der so eifrig gegen die Unabhängigkeit der Frau raisonnirt, schliesslich über die eigene Gattin Terentia klagen muss, die sich nicht um häusliche Dinge kümmere und ihn, ihren „Herrn", sogar misshandle. — So kam auch allmählich die Ehe immer mehr in Miskredit und das Heirathen ward als ein schwerer Dienst betrachtet. Unlust und Unzucht nahmen immer mehr überhand, und als die heimische Erfindungskraft zum Bösen und

Ungewöhnlichen nicht mehr in der allgemeinen Erschöpfung ausreichte, erfand man — Gottesdienste, „wobei die Frauen sich Jedem Preis geben mussten für Geld, wofür der Venus ein Opfer gebracht wurde“ Man benutzte dazu den aus Egypten und Syrien herübergebrachten Cultus der Isis und des Adonis. Dem „Tempel“ der Isis gebührte in Wahrheit ein ganz anderer Name.

Von der wollespinnenden Lucretia bis zur gebietenden Cornelia liegt ein weiter Raum, ein tieferer Abgrund noch gähnt zwischen Cornelia und — Messalina. Letztere ist recht eigentlich die Verkörperung damaliger römischer Verworfenheit. Der Forscher fragt sich, wie es der Zeit möglich war, solche Unweiber hervorzubringen? — War es die Nemesis, die sich für die Unnatur rächte, welche die Ehe ihrer Heiligung durch die Liebe beraubte, und die Liebe ausserhalb der gesetzmässigen Schranke zu einem blossen Spiel der Sinne erniedrigte?



Zweites Capitel.

Christliche Auffassung von Weib und Ehe.

Um später in ununterbrochener Folge Stellung und Entwicklung des jüdischen Weibes von den biblischen Zeiten an bis auf die Gegenwart entwerfen zu können, sei hier noch vorerst eine flüchtige Skizze der christlichen Auffassung von Weib und Ehe versucht.

Wenn die ersten Kaiser noch Belohnungen auf Heirathen und Kindererzeugung, Vermögensnachtheile auf die Ehelosigkeit, ja auf das Wittwerthum setzten, so haben die christlichen Kaiser alle diese Vortheile wegen Heirathens und Bestrafungen wegen Ehe- und Kinderlosigkeit wieder aufgehoben. Denn das Christenthum war nie der Ehe geneigt. Es duldete dieselbe, damit neue Christen geboren wurden und weil sich das in der Ehe legitimirte Element der „natürlichen Lebendigkeit" (um mit Hegel zu reden) schlechterdings nicht unterdrücken liess. Nachdem gar Christus inbezug auf die Geschlechtsverhältnisse den Satz ausgesprochen hatte: „Es sind aber Einige, die sind verschnitten um des Himmels willen", seitdem verlor die Verehelichung ihren letzten Rest von Ansehen. „Maria und Christus, die Jungfernschaft und das Cölibat" waren die Bestimmung der Auserwählten.

Apostel und christliche Moralprediger sind mit den griechischen Philosophen einer Meinung, dass es, um des Himmels willen. tugendhaft und nützlich sei, sich des Weibes und der Ehe möglichst zu enthalten, nur dass die Griechen ihren Himmel auf der Erde suchten und die Christen im Jenseits. Weib und Ehe sind höchstens als nothwendige Uebel zu betrachten. Derjenige, der seine Tochter verheirathet, begeht gerade keine Sünde, sagt Paulus, aber derjenige, der sie n i c h t verheirathet, thut ein gutes Werk. Aber er verheirathe sie dennoch, wenn sie nicht Enthaltsamkeit üben kann, „denn besser ist's, verheirathet sein, als Brunst leiden." Hiermit ist der Kerngedanke des heiligen Mannes enthüllt: die Ehe ist nicht der vollkommenste Zustand des Menschenpaares, sondern ein Nothbehelf wegen der Bedürfnisse der rohen Natur. Man hungert, also esse man, man dürstet, also man trinke, man schmachtet, also heirathe man. Dennoch wünscht Paulus auf seinen und seiner Genossen Kreuz- und Querzügen die Begleitung von Weibern, als Schwestern im heiligen Geist, als Bräute Christi. Der kluge Menschenkenner wusste wohl, dass das für eine Idee entflammte Gemüth des Weibes mit unwiderstehlicher Zauberkraft ausgestattet ist zur Bekehrung zweifelnder oder ungläubiger Geister, zur Anspornung lässiger Seelen. Er bildet einen gewissen Corpsgeist aus unter den Frauen und gestattet ihnen manche Gunst und Freiheit. Besonders die Wittwe, wenn sie sich nicht wieder vermählte, erfreute sich einiger Privilegien. Das christliche Gesetz befahl ihr nicht, wie die Lehre des Manou, zu sterben, wenn ihr Gemahl gestorben war, zwang sie nicht zur Schwagerehe, wie Mosis Gesetz es vorschrieb, sie konnte nicht mehr wie eine Sache testamentarisch Anderen ver-

macht werden. Sie gewann eine Individualität. Aber bei alledem ertönt stets von neuem der ängstliche Ruf des um sein „Seelenheil“ besorgten christlichen Wanderpredigers: nur nicht heirathen! Paulus ist unermüdlich, den Wittwen die Entsagung eines neuen Liebesbundes zu empfehlen und entwirft ihnen folgendes Idealbild der „wahrhaften“ Wittwe. „Die Wittwe ist ein verlassenes Wesen auf der Erde. Tage und Nächte verbringt sie im Gebet, mit der Asche ihres Gatten hat sie jede menschliche Neigung begraben; wenn sie sich noch des Lebens freuen wollte, sie wäre eine lebendige Todte“ (vivens mortua est).

Noch härter wird jeder edle Frauensinn von folgenden Stellen aus Paulus Briefen berührt werden, wo er sich über die zugestandene Nothwendigkeit der Eheschliessung ausspricht. So heisst es Corinther Cap. 7, vom Schluss des ersten Verses an: „es ist dem Menschen gut, dass er kein Weib berühre“, — bis zum fünften Vers: „und kommt wiederum zusammen, auf dass der Satan Euch nicht versuche um Eurer Unkeuschheit wegen“ — was dazwischen liegt, ist hier wörtlich nicht wiederzugeben; es entkleidet die Ehe alles Sittlichen und Idealen und macht sie, wie schon vorhin bemerkt, zum Abzugskanal für unreine Säfte. Was ist in dieser Auffassung aus dem heiligsten Verbande, aus der göttlichsten Gemeinschaft, die es auf Erden giebt, geworden! — Paulus fährt dann fort: „Solches sage ich aber aus Gunst, nicht als Gebot; ich wollte lieber alle Menschen wären wie ich, (ledig)“ — und später folgt das berühmt gewordene Wort: „Heirathen ist gut, nicht heirathen noch besser.“ Und endlich im Briefe an die Galater heisst es: „Sei fröhlich, du Unfruchtbare, die du nicht gebierst und komm hervor und rufe, die du nicht schwanger

bist, denn die Einsame hat viel mehr Kinder, denn die einen Mann hat.“

Indem Christus und die Apostel die Ehe als ein nothwendiges Übel hinstellten und fortdauernd auf die Löblichkeit und Seligkeit des Cölibats hinweisen, ist es den Kirchenvätern nicht zu verdenken, dass sie auf dem vorgezeichneten Wege weiter gingen. Vorerst waren sie darin einig, ohne Ausnahme, die zweite Ehe als einen „ehrsamen Ehebruch“ zu brandmarken und sie den Geistlichen zu verbieten; wer zuwiderhandelte, auch die Laien, die zum zweiten Mal heiratheten, wurden bestraft und öffentlich beschämt. Ein Patriarch von Konstantinopel wagte es sogar, den Kaiser Leo, den „Philosophen“, der wegen Kinderlosigkeit zum vierten Mal heirathete, zu excomuniciren. Welcher Inconsequenz sie sich schuldig machten, indem ja der christlich anerkannte Grund zur Ehe, das gemeine Bedürfniss fortbestand, — bedachten sie nicht. Je weiter wir kommen, destomehr Verläumdung und Verachtung der Ehe. Die Heiligen Hieronymus, Justinus, Augustinus, Chrisostomus und viele Andere bezeichneten die Ehe als einen unreinen Zustand, als eine Folge der natürlichen Verderbtheit der menschlichen Natur — und nun muss begreiflicherweise der „Sündenfall Adam's und Eva's“ als verhängnissvolle Voraussetzung herhalten. Ja, wenn die Fortpflanzung nicht aus Liebe der Geschlechter zu einander, sondern als Ergebniss kalten Pflichtgefühls (damit die Welt nicht aussterbe) — vor sich gehe! Dann hätte sie Gnade vor den Augen der heiligen Eiferer gefunden! Dann konnte man sie als Ergänzung zum allgemeinen Märtyrerthum auf die Conduitenliste einschreiben, welche zur Aufnahme ins Paradies berechtigen, — aber so! — Welcher Verletzung der

Ehrfurcht vor Gottes Naturgesetzen sich diese Heiligen schuldig machten, ahnten sie ja nicht.

Der heil. Ambrosius meint, Eheleute müssten vor einander erröthen (obwol „den Reinen Alles rein ist", Paul. an Tit. 1—15) und „wo wenig Jungfrauen seien, auch wenig Menschen, hingegen an den Orten, wo mehr Eifer für den Stand der Jungfrauschaft vorhanden, weit Mehrere geboren würden." Der Sinn ist dunkel.

Die Ehe der Geistlichen ward immer mehr bekämpft. Es entschlossen sich jetzt viele, mit ihren Schwestern in Christo eine „geistige" Ehe zu schliessen, aber — die verläumdete und verachtete Natur rächte sich. Die geistlichen Gefährtinnen verwandelten sich allmählich in ganz gewöhnliche Concubinen und Scham und Reue zeitigte erst ein Heuchelsystem und endlich eine trotzige Frechheit, welche einen so schamlosen Unfug veranlasste, dass die Kaiser Honorius, Theodosius und Justinian mit Gesetzesschärfe dagegen einschreiten mussten. Trotz der immer zunehmenden Ausschweifungen der unverheiratheten Priester erhob Gregor VII. das Cölibat zum Gesetz — und es ist in der römisch-katholischen Kirche bis heute Gesetz. Das arme Weib musste nun dafür büssen, dass es so reizvoll war! Es wird gelästert, verfolgt mit glühenden, schwülen Ausrufungen des Hasses.

„Auch der Hass ist Liebe
Schöpfend mit dem Siebe
Statt der Schal' im Born..."*)

Eine Seuche, eine giftige Schlange, eine Thorheit, welche die Vernunft zur Unzucht verführt, sei das Weib. „Faul, geil,

*) Rückert: Waldstille.

geschwätzig und vorwitzig." Die Unterordnung des Weibes wird gepredigt in einer Derbheit, gegen welche Plutarch elegant erscheint. Der Hass des heiligen Tertullian hat fast etwas Rührendes. „O Weib!" ruft er aus in seinem Tractat über den „Schmuck der Frauen", „Du müsstest immer in Trauergewändern oder in Lumpen gekleidet sein, den Blicken eine Reuige zeigend, schwimmend in ihren Thränen und büssend für das Verbrechen das menschliche Geschlecht verdorben zu haben! Weib, du bist die Eingangsthür des Teufels! Du bist es, welche zuerst von der verbotenen Frucht gegessen, die das göttliche Gebot übertreten, die den Mann, dem Satan selbst nicht gegenüber zu treten wagte, verführte! Deinetwegen, o Weib, ist Jesus Christus gestorben!" Ein Dämon ist das Weib für Tertullian. Mit einer Art von Entsetzen wirft er ihr den Schleier auf das Antlitz. Sie soll ihre Stirn verbergen, überall, immer, zu jeder Zeit! Tochter — ihres Vaters wegen, Gattin — des Mannes wegen, Schwester — der Brüder wegen und — Mütter — aus Scham vor den Söhnen!" Letzteres berührt wie Gotteslästerung. Im zehnten Capitel werde ich mich bemühen zu zeigen, wie bei den Juden die Mutter geehrt wurde.

Doch freilich — fragte nicht Jesus, als seine Mutter ihm mit einer Frage nahte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" — Das Wort ist ebenso unbegreiflich, wie sein Verfluchen des Feigenbaumes, der, „weil noch nicht die Zeit der Feigen war" (Marc. 11, 13), ihm auch keine gewähren konnte, und nun dafür verdorren muss. Wenn Jesus weiter sagt: „so Jemand nicht hasset seinen Vater, seine Mutter", u. s. w. „der kann nicht mein Jünger sein", (Luc. 14, 26) so kann das aller-

dings nur symbolisch gemeint sein, aber die Kühnheit dieses Ausspruches ist doch characteristisch für den mangelnden Familiensinn und das Streben nach Auflösung aller durch Liebe und Anhänglichkeit geknüpften verwandtschaftlichen Verhältnisse zu Gunsten der rein abstracten Lehre. Als rechte Jüdin zeigt sich aber Maria, seine Mutter, die still und liebevoll des Sohnes Worte „im Herzen bewahrt“ und es ihm nicht nachträgt, dass er sie — als ihm gemeldet wird, seine Mutter und seine Brüder ständen draussen und wollten ihn sprechen. fast verleugnet mit der Frage: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“ und auf die Jünger deutend, fortfährt: „Dies ist meine Mutter, und dies sind meine Brüder“.

Je höher die Phantasie gespannt ist die Mutter Jesu zu verherrlichen, desto stolzer können die Juden sein die sanfte stille Maria aus ihrem Volk entstammen zu sehen. Die Geschichte zwar weiss merkwürdig wenig. fast nichts über sie zu berichten, als dass sie das Weib des Zimmermanns Josef und Haarflechterin gewesen ist. In ihrer absoluten Farb- und Thatenlosigkeit, erscheint ihre endliche Vergötterung vollkommen räthselhaft, mochte man ihr, dem Heiland zu Ehren, immerhin die „Jungfrauschaft“ andichten, hatten doch auch andere Völker, die Inder, die Perser u.s.w. ihre „Jungfrauen“. Maria wurde eben nicht ihrer selbst willen (wie etwa die Prophetinnen), sondern als Mutter des angekündigten und mit Sehnsucht erwarteten Messias verherrlicht und dann vergöttert. Man wusste dadurch den ritterlichen Frauenkultus, der allmählich emporwuchs, mit dem Geist der Kirche zu vereinen und die Nothwendigkeit, die Masse der Frauen für die Kirche zu gewinnen, zeitigte den Marienkultus, der noch heute das stärkste

Reizmittel der katholischen Kirche ist. Der skeptische Südländer, der bereits an allem zweifelt, betet doch (wenn er noch betet!) immer noch und schwört bei der Modanna! Ja selbst die kühlen, verständig kritischen Protestanten vergessen völlig, dass die „Mutter Gottes" eine einfache arme Jüdin war. — Sie bietet so wenig zur anschaulichen Charakterdarstellung dar, dass selbst Ernest Renan, der eine so farbenreiche Palette für seine Schilderungen besitzt, nichts, so gut als nichts über sie zu sagen weiss. Mit einer Sicherheit, als habe er ihn selbst gesehen und gesprochen, erzählt er von der entzückenden äusseren Schönheit Jesu, des „liebenswürdigsten" Rabbi, von dem unendlichen Zauber seiner Person, vom Strahl seines Blickes, von der ungewöhnlichen Milde seiner Stimme. Ja, selbst der Maulesel, der ihn trägt, erfährt eine Beschreibung als „eines Thieres, dessen grosses, schwarzes, von langen Wimpern verhülltes Auge einen so sanftmüthigen Eindruck macht". Aber der Mutter des göttlichen Mannes gegenüber, verlässt ihn sein Ahnungsvermögen. Selbst A. H. Niemeyer in seiner mit hinreissender Wärme geschriebenen: „Charakteristik der Bibel" vermag der anspruchslosen Maria von Bethlehem nicht mehr als drei Seiten seines fünf Bände starken, umfangreichen Werkes zu widmen. Und diese drei Seiten enthalten nichts als huldigende Vermuthungen. Doch hier und auch anderwärts, nirgends trifft man so auf die natürliche Frage, wo blieb Maria bei der Hinrichtung ihres Sohnes? — Fremde Frauen waren ihm nach Jerusalem gefolgt und bei der Kreuzigung standen sie in einiger Entfernung „und wandten die Augen nicht von ihm ab".

Er scheint schon bei Lebzeiten eine Zahl treuer Anhänge-

rinnen an sich gefesselt zu haben. „In der That nahmen ihn die Frauen mit Vorliebe auf. Er hatte gegen sie jenes zurückhaltende Wesen, das eine süsse Ideengemeinschaft zwischen beiden Geschlechtern möglich macht. Die Scheidewand, die im Orient den Verkehr der Geschlechter unterbricht und ohne Zweifel die Entwicklung vieler zarterer Geistesblüthen erstickt, wurde damals wol wie heutzutage auf dem Lande und in kleineren Orten mit geringerer Strenge als in den grossen Städten aufrecht erhalten. Drei bis vier treue Galiläerinnen begleiteten stets den jungen Meister und wetteiferten um das Vergnügen, ihn zu hören, und abwechselnd Sorge für ihn tragen zu dürfen. Sie führten in die neue Secte jenes Element der Schwärmerei und des Wunderglaubens ein, dessen Wichtigkeit man begreift. Eine von ihnen, Maria von Magdala, die den Namen ihres kleinen Dörfchens so berühmt gemacht hat, scheint besonders begeistert gewesen zu sein. Wie es in der Sprache jener Zeit hiess, war sie von sieben Teufeln besessen, d. h. wol mit ebenso vielen damals schwer heilbaren Nervenübeln behaftet gewesen. Die reine und sanfte Schönheit Jesu gab ihrem beunruhigten Geiste den Frieden wieder. Magdalena war ihm treu bis zu Golgatha und spielte noch am Tage nach seinem Tode eine Rolle von erster Bedeutung; denn sie war das Hauptwerkzeug zur Begründung des Glaubens an die Wiederauferstehung. Johanna, Frau des Chouza, eines Verwalters des Antipas, Susanna, und andere unbekannt gebliebene Frauen folgten Jesu unablassig und dieneten ihm. Einige waren reich und setzten durch ihre Mittel den jungen Propheten in die Lage, ohne das Handwerk, das er bis dahin getrieben, leben zu können.“ (Renan.)

Ausser den genannten traten noch drei Frauen aus der Umgebung Jesu hervor, Salome, die Mutter des Jakobus und Johannes, auch bei seinem Tode und seinem Begräbniss gegenwärtig, die ihn einst gebeten hatte, dass doch ihre Söhne ihm zunächst in seinem himmlichen Reiche sitzen sollten, und das Schwesternpaar Martha und Maria, jene die emsig Geschäftige, diese zu den Füssen des Lehrers Sitzende und Zuhörende. Sie werden zum ersten Mal mit wenigen aber charakterisirenden Worten bei Lucas erwähnt, dann von Johannes beim Bericht über die Erweckung ihres verstorbenen Bruders. Als diese dann später mit Jesus und den Schwestern zu Tisch sitzen, (d. h. „Martha dienete") „da nahm Maria ein Pfund Salbe von ungefälschter köstlicher Narde und salbte die Füsse Jesu und trocknete mit ihrem Haar seine Füsse, das Haus aber ward voll vom Geruch der Salbe." (Ev. Johann. 12.) Beide Situationen sind zu einem Lieblingsgegenstand der Malerei geworden. Dies sind die Freundinnen Jesu, dies die Anhängerinnen einer neuen Sekte, wenn es ihnen auch wol kaum bewusst wurde, dass sie es nicht blos mit einer Persönlichkeit, sondern mit einem Prinzip zu thun hatten. Alle diese Frauen zeigen eine gewisse Beschränktheit des Geistes in der wortlosen Willfährigkeit, mit der man sie kommen und gehen sieht; sie scheinen sämmtlich gut und sanft, hingebend und lenksam, nichts destoweniger fahren die Evangelisten fort, das ewig Weibliche als ein sowol gefährliches wie minderwerthiges Element im Haushalt der Natur zu behandeln. Ihre Abneigung gegen die Ehe ist begreiflich, wenn man bedenkt, dass sie die Freuden des Jenseits, die Seligkeit des Himmels priesen und die muthlose und entmuthigende Ansicht vorbereiteten, die Erde sei ein Jammerthal

und das Leben nicht werth gelebt zu werden. Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist; So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters.“ (Johannis 1. 2,15.) Wie konnten sie es gern sehen, dass so und so viel Menschen in innigster Gemeinschaft des Leibes und der Seele, schon hier auf Erden glücklich wurden und ihren Frieden fanden, und so gewissermassen ihre drohenden Worte Lügen straften?

Christus zwar wiederholt gelegentlich die Worte der Genesis und sagt den Pharisäern, die ihn „versuchen“ wollten, und denen er durch Moses Worte am schlagendsten zu entgegnen vermochte: „Habt Ihr nicht gelesen, dass der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, dass ein Mann und ein Weib sein sollte und sprach: darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen und werden die zwei ein Fleisch sein? So sind sie nun nicht zwei sondern ein Fleisch — Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Es handelt sich an dieser Stelle um die Ehescheidung. Christus verwirft dieselbe, obwol der Frau oder dem Manne Befreiung von dem drückenden entsittlichenden Joch eines körperlichen Zusammenseins, ohne innere seelische Gemeinschaft gerade im Geist der Moral und der Religion wohl zu gönnen ist, aber er verwirft die Scheidung, „um das fatale Geschlechtsverhältniss in einer einmaligen Ehe zu beschränken.“*) — Theologische Dialektik hat das Wort: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden“, gerade im umgekehrten Sinn im Volke populär gemacht, als ob es nämlich bedeute, dass Liebende sich auch

*) A. Jung.

besitzen sollen, — während an dieser Stelle nicht von Liebenden, sondern im Gegentheil von Nichtliebenden die Rede ist. — Theologische Dialektik hat indessen noch viel mehr an absichtlicher Umdeutung zu Stande gebracht und nur dem vollkommen unbefangenen Leser der Bibel wird es möglich sein, den klaren und wahren Sinn des Wortlautes zu erkennen. So enthält das neue Testament nichts das die verbreitete und stets mit Emphase wiederholte Redensart: das Christenthum habe das Weib befreit, und das Christenthum habe die Ehe veredelt, oder dergl. — bestätigt; Im Gegentheil wird die Liebe, das Weib und die Ehe fort und fort zurückgesetzt vor der „Liebe zu Gott" — als ob nicht diese Liebe zu Gott in einem liebevollen Eheleben ganz besonders und vorzugsweise gepflegt werden könne!*)

„So Ihr liebet, die Euch lieben, was werdet Ihr für Lohn haben? Thun dasselbe nicht auch die Zöllner?"

„Und wer verlässt Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater und Mutter, oder Weib oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben erwerben."

(Zum Glück hat alle kirchliche Beschönigung nicht zu hindern vermocht, dass derartige Handlungen durch das Strafgesetz gebührend geahndet werden.)

„Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien. Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten, die werden weder freien, noch sich freien lassen."

---

*) Wer indessen der landläufigen Meinung huldigt, dass nämlich das Christenthum das Weib „befreit" und „erhöht" habe, wird u. A. von der phantasievollen Schilderung von Dr. A. Wünsche: „Jesus und die Frauen" sehr erbaut sein.

„Doch werden solche (die freien) leibliche Trübsal haben. Ich verschonte aber Eurer gern.“ (Paulus.)

Allein ist diese Geringschätzung des wichtigsten und heiligsten Verhältnisses auf der Welt nicht ganz natürlich in einem System, das den Menschen, trotz aller ihm verliehenen Geistesgrösse und Gemüthsinnigkeit, die Aussicht gibt, nur erst „im Jenseits“ reif, glücklich und vollendet werden zu können? — Dennoch gab es verhältnissmässig immer nur wenige Säulenheilige und die Frommen rächten sich für die unabweisbare Institution der Ehe an dem schwächeren Theil derselben, an der Frau.

„Der Mann ist für den Staat, die Frau für das Haus bestimmt. Gott hat, für den Frieden sorgend und die schickliche Ordnung betrachtend, das Leben in diese beiden Theile zerspalten; den nothwendigeren und nützlicheren dem Manne, den geringeren und mangelhafteren der Frau übergeben.“ (D. heil. Chrysostomus.)

Also der geringere und mangelhaftere Theil der Frau, dem Aschenbrödel. Nur leider kann der „nothwendigere und nützlichere“ Theil nicht ohne den Geringeren sein, durch den er entstanden ist. Man kann sich wohl ein Haus ohne „Staat“ denken, aber keinen Staat ohne „Haus“.

Characteristisch für diese Missgunst der Ehe erscheint auch jene von christlicher Seite stammende sonderbare Ungerechtigkeit im Erbrecht, nach welcher der überlebende Ehegatte erst nach den Seitenverwandten siebenten Grades (die dem Ehepaar vielleicht ganz fremd, vielleicht feindlich gegenüberstanden!) erbberechtigt ist. So viel ich weiss, besteht diese Abnormität noch heute im Erbrecht. Ebenso ist es eine kluge Benachtheiligung der Ehe, dass die Scheidung nicht nur in den Äusserungen des n. Testaments,

sondern in der Gesetzgebung der christlichen Kaiser förmlich erschwert wurde. Sie bestimmten mit Strenge harte Strafen des schuldigen Theils, setzten die Ursachen fest, aus denen allein eine Scheidung stattfinden dürfe und hoben sogar die Befugniss auf, sich in gütlicher gegenseitiger Einwilligung zu trennen. Erst ein allerdings von keinen dogmatischen Bedenken angekränkelter heidnischer Nachfolger hob dieses Gebot wieder auf, in der richtigen Erkenntniss, dass „Hass und Antipathie oft stärker seien als die menschliche Vernunft.“ Dabei hielt die römisch-christliche Gesetzgebung an dem berühmten Satz fest:

„Die Ehe ist eine Vereinigung zwischen Mann und Frau, eine Gemeinschaftlichkeit des ganzen Lebens, des menschlichen und göttlichen Rechts.“

Wenn man recht hinsieht, traut man seinen Augen kaum. Wie? Wirklich, eine Gemeinschaftlichkeit? Also die Frau kann ebenso wie ihr Mann Ämter oder Ehren bekleiden, im öffentlichen Dienst als Staatsbürgerin neben ihrem Gatten Pflichten erfüllen? Wenn sie kinderlos ist, oder die Kinder verheirathet, in Stellung sind, könnte die Frau allerdings ihre Kräfte, wie ihr Mann, dem Vaterlande weihen —

Nicht doch! Davon kann keine Rede sein, da die Frau nur im Hause und in der Familie wirken darf.

So! Nun dann wird sie über ihre Kinder bestimmen, wird selbständige Rechte im Hause ausüben.

Nein, das ist ihr auch nicht erlaubt. Der Mann allein hat Rechte und Bestimmungen.

Ah! also bleibt nur die rein materielle Verwaltung ihres Besitzthums, ihres Vermögens?

Gott bewahre! Das ist ihr erst recht vorenthalten. Der Mann ist fast ganz alleiniger Herr des Vermögens.

Ja, was bleibt ihr denn da übrig? — Und trotzdem ihr alle Rechte und jede Selbständigkeit und Ebenbürtigkeit neben dem Gatten vorenthalten ist, redet man von einer „Gemeinschaftlichkeit?“

Es ist eben diese „Gemeinschaftlichkeit“ eine Redensart wie tausend andere, die die Welt beherrschen.

Vielleicht ist es mit dem „menschlichen“ Recht des Weibes besser bestellt. Doch ach! sie konnte nicht Vormund, nicht Zeuge, nicht Schiedsrichter sein, sie konnte nicht adoptiren, — kurz sie blieb das Mündel ihres Mannes.

Und was heisst „Gemeinschaftlichkeit des göttlichen Rechts?“ Durfte die Frau das Priesterthum ausüben? Nein. Selbst ihre Religionsübungen waren ursprünglich beschränkt und in Manchem von denen des Mannes als minderwerthig, unheilig, ausgeschlossen oder geschieden. Kein weibliches Wesen hat je am Altar, wie der erste beste dumme Junge bei einer heiligen Handlung eine Handreichung thun dürfen

Aber trotzalledem heisst es noch von allen Kanzeln und in allen Büchern und Reden der Kirchenlehrer: „Das Christenthum hat das Weib erhoben und mit einer Glorie umgeben, denn es hat „die Gemeinschaftlichkeit des ganzen Lebens, des menschlichen und göttlichen Rechts“ eingeführt.“

Die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeinde und er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeinde ist Christus unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen . . . ein Jeglicher habe

lieb sein Weib als sich selbst, das Weib aber fürchte den Mann.“ (Ephes. 5).

„Ein Weib lerne in aller Stille, mit aller Unterthänigkeit. Einem Weibe gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie des Mannes Herr sei (?), sondern sie sei stille.“

„Die Weiber sollen sein „ihren Männern unterthan“, auf dass nicht das Wort Gottes verlästert werde.“ (Paul. an Tit. 1, 2.)

„Denn Adam ist am ersten gemacht, danach Eva.“

„Und Adam war nicht verführet (?), das Weib aber ward verführet und hat die Uebertretung eingeführt.“

„Eure Weiber lasset schweigen in der Gemeine, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, dass sie reden, sondern sollen unterthan sein, wie auch das Gesetz sagt“

„Wollen sie aber etwas lernen, so lasst sie ihre Männer befragen. Es steht den Weibern übel an unter der Gemeine zu reden.“ (Corinth. 14.)

Freilich folgt gleich darauf: „Ist aber Jemand unwissend, der sei unwissend.“

Genug der Anführungen, wird es doch deutlich gesagt:

„Der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen.“ (Corinth. 11, 9).

(Der Mann allein ist um Gottes willen da).

Das Weib soll nach Möglichkeit (fast nach Unmöglichkeit!) tugendhaft sein, um des Mannes würdig zu werden. Dem Manne zu gehorchen ist jedoch die Hauptsache und nur insofern wird sie geliebt und gelobt, als sie sich des Mannes Zufriedenheit erwirbt. Vergeblich sucht man im neuen Testament nach einem

Ausspruch, der auch dem Manne zur Pflicht macht, sich die Zufriedenheit des Weibes zu erwerben. Ein solches Unterfangen scheint undenkbar oder höchstens ein Lächeln werth.

Das arme Weib, wenn vielleicht auch noch so brav, d. h. gehorsam und unterthänig, bleibt im Bann geringschätzender Gleichgiltigkeit oder offenbarer Verachtung. Weib bleibt eben Weib, und selbst dass sie Mutter wird, ärgert die Frommen sehr. Eine Art Empörung ergreift Tertullian beim Anblick von Mutter und Kind.

„Keine Kinder!“ ruft er aus, „die Kinder werden ein Bleigewicht sein an dem Tage, da wir freie Füsse haben müssen! Wenn der Engel in die Posaune stösst, am Auferstehungstage, da werden es nur die Jungfrauen sein, die sich ungehindert auf seinen Ruf emporschwingen, denn keine eheliche Bürde bebt in ihrem Schoos, oder hängt an ihrem Busen!“

Und doch heisst es: „Gott ist aber nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen.“ (Moses 2, 36, Math. 22, 31).

Doch nichts kann wohl die christliche Nichtachtung des Weibes im Allgemeinen schlagender kennzeichnen als Folgendes: Tertullian in oben citirter Schrift: de resurrectione („Von der Auferstehung“, Cap. 57), glaubt, „dass die Auferstandenen alle Fehler und Mängel verlieren: Blinde werden sehen, Lahme gehen, die Weiber aber werden auferstehen als — Männer!“ —



Drittes Capitel.

Isch (Mann) Ischoh (Mannin).

Die moderne Wissenschaft, die unermüdet die entlegensten Denkmäler aller Culturvölker ans Licht zieht, hat verhältnissmässig wenig von den Schätzen gehoben, die in jüdischen Werken niedergelegt sind und die doch als insgeheim fortwirkende Kräfte ihren Einfluss bei Entstehung und Entwicklung der Civilisation geübt haben. So könnte es dem Culturforscher auffallen, dass Vieles, das zu Gunsten der Frauen und des Familienlebens gewirkt, alten jüdischen Gedanken und Gebräuchen entstammt.

Die Bibel ist es, die uns von Anfang an zeigt, wie Mann und Weib in gleicher Weise und in gleichem Werth zum Ebenbilde Gottes erschaffen sind.

Das Weib ist die Ergänzung des Mannes, der Mann die Vollendung des Weibes. Beide werden ein Wesen, ein Fleisch לְבָשָׂר אֶחָד (Genesis 2. 24).

Schon in der Benennung, in der Wortbildung zeigt sich die Uebereinstimmung, in der Lautähnlichkeit die Verschmelzung der beiden Begriffe: Mann-Isch אִישׁ; Weib, oder vielmehr genauer Mannin-Ischoh אִשָּׁה, mit dem einzigen und nothwendigen Unter-

schiede, dass in der Endsilbe die weibliche Form ה (oh) angefügt wird, die unserer Feminalendung in entspricht; (Gatte, Gattin, König, Königin etc.).

Das Weib also erscheint bei fast allen anderen alten Völkern als nicht viel mehr denn ein macht- und willenloses Hausgeschöpf, oder allenfalls im öffentlichen Dienst als ein Luxus- und Vergnügungsgegenstand. Sehen wir jetzt zu, wie Bibel und Talmud das Weib behandeln. Beide entwerfen die wichtigsten Gesetze und Gebräuche, die noch heute, wenn auch durch tausendjährige Lehrzeit entwickelt und verwandelt, im modernen Recht Gesetzeskraft haben. Am originalsten erscheinen die Bestimmungen über Stellung und Behandlung der Frauen. Bevor man sie prüft, möchte man fragen: sind die alten Juden ihrer Zeit so sehr vorausgeeilt? Oder sind die neuen Gesetzgeber hinter den alten Juden soweit zurückgeblieben —?

Vor Allem fällt eine besondere Fürsorge für das Weib auf, und eine pietätvolle Art der Rücksichtnahme auf dasselbe, die man kaum anders als Huldigung nennen kann. Das vierte Capitel wird besondere Kennzeichen dafür bringen, einstweilen sei eine allgemeine Betrachtung gestattet.

Schon in der Art, wie die Geburt des Kindes aufgenommen wird, frappirt der weite Uuterschied von der Weise anderer Völkerschaften. Bei schon einigermassen civilisirten Völkern findet sich der ohne Skrupel geübte Kindermord, fast überall trifft man auf den offenkundigen Unwillen und oft auf die grausamste symbolische Vernachlässigung des weiblichen Kindes; falls es aus Gnade am Leben gelassen wird, erfährt es eine fortdauernde Zurücksetzung, die es mit der Zeit geistig und körper-

lich verkümmern lässt. Wie ganz anders, wenn ein jüdisches Mädchen das Licht der Welt erblickt! Wenn auch (wie noch heute!) die Geburt eines Knaben ebenso lieber gesehen wurde, wie naturgemäss Kraft und Freiheit freudiger begrüsst werden, als Schwäche und Abhängigkeit, — so fand das neugeborene Menschenkind doch all die Liebe und Sorgfalt, die seiner rührenden Hilflosigkeit zukam. Die alten jüdischen Gesetzgeber haben keine Gebote darüber hinterlassen, wie das Kind gross gezogen werde, wie es gepflegt und geliebt werden solle, — dass es geschah, schien eben selbstverständlich. Zum ersten Mal wurde die Frage darüber von den Gelehrten der Mischnah angeregt: sie einigten sich dahin, dass die Kinder beiderlei Geschlechts, ohne Unterschied, die gleiche Anwartschaft hätten an die Fürsorge der Eltern.

Das erwachsene Mädchen wird dann von seinen Eltern vermählt oder zum Zweck einer Vermählung in das Haus desjenigen gegeben, der sie später für sich oder für seinen Sohn zur Frau zu haben wünscht. Selbst wo vom „Verkauf“ die Rede ist, empfängt zwar der Vater eine Entschädigung und das Mädchen „dient“ im Hause des „Herrn“, aber wenn er oder sein Sohn nach sechs Jahren sie nicht geheirathet hat, ist sie frei ihrer Person, und Niemand, auch der eigene Vater nicht, kann sie hindern zu gehen, denn sie hat das Recht auf ihrer Seite. Man beachte den ungeheuren Unterschied zwischen dieser in wenig Jahren gewonnenen Selbständigkeit und dem sklavischen Zustand, in welchem Mädchen und Frauen anderer Nationen zeitlebens Mündel irgend eines Mannes blieben!

Ihr Herr, der sie während dieser sechs Jahre nicht einem Andern überlassen darf, hat, wenn ihr Verweilen in seinem Hause zu keiner Vermählung geführt hat, für die geleistete Arbeit eine Entschädigung zu geben. Unter allen Umständen verliess sie das elterliche Haus nur, um in die Behausung eines Schutzherrn überzutreten und so gut wie für ihre leiblichen Bedürfnisse gesorgt ward, so gut wurde auf ihr sittliches Verhalten Rücksicht genommen. Sprichworte und zahlreiche Talmudaussprüche würden dieses anscheinend abhängige, im Grunde selbstbewusste Verhältniss des Mädchens im Hause des Mannes, der muthmasslich einst ihr Mann sein würde. illustriren.

Seltsam und bedenklich scheint die Sitte, dass der Vater seine unmündige Tochter, als Kind, schon verloben durfte. Doch auch hier haben Mischnah und Talmud einem Missbrauch der väterlichen Gewalt vorgebeugt. Am Tage da die Tochter mündig wird, darf sie vor Zeugen den ihr aufgedrungenen Bräutigam zurückweisen und sie ist frei, frei sich einen anderen Gatten auszuwählen.

Eigenthümlich ist die Fürsorge für die Unmündige. Verliert sie den Gatten durch den Tod, dann besitzt sie zwar als Wittwe alle Freiheiten der Mündigen, aber zugleich das Recht der Unmündigen in das elterliche Haus zurückkehren zu dürfen und den vorgeschriebenen Unterhalt zu empfangen.

Die Mitgift der jungen Frau spielt eine grosse Rolle; da sie bei Anwesenheit von Brüdern nicht erben konnte, schloss diese Mitgift eine Entschädigung in sich ein. Der Talmud, der sich überall, wo es irgend anlässig ist auf die Autorität der Bibel bezieht, führt das Beispiel des Kaleb an; er hat seine Tochter Askah dem jungen Helden Otniel zum Weibe gegeben:

„Und es geschah, da sie einzog, redete sie ihm zu, dass er von ihrem Vater das Feld erbitte, und sie beugte sich vom Esel herab und Kaleb sprach zu ihr. Was ist Dir?

„Und sie sprach zu ihm: „Gewähre mir doch einen Segen, denn ein trockenes Land hast du mir gegeben. Gieb mir Wasserquellen!“ Und Kaleb gab ihr die Quellen des Oberlandes und die Quellen des Niederlandes.“ (Richter 1. 14, 15).

Ist der Vater zu arm um seine Töchter auszustatten, übernimmt die Gemeinde diese Liebespflicht. Daher noch heute in jüdischen Gemeinden die Vereine zur Ausstattung armer Bräute fast ausnahmslos sich der Mitgliedschaft wohlthätiger jüdischer Frauen erfreuen. Diese Ausstattung der Töchter geht Allem Anderen vor, so dass von der Erbschaftsmasse der Brüder, oder der anderen Verwandten erst die Mitgift der Töchter zurückgelegt zu werden pflegt. In gleicher Sorgfalt wird für das Wohl der Ehefrau gesorgt. Die Ketuboh*) beginnt nach der alten Formel mit den Worten: Sei mein Weib und ich will dir dienen, dich hochschätzen, ernähren und versorgen nach der Weise jüdischer Ehemänner, die ihren Frauen dienen, sie hochschätzen, ernähren und versorgen, in Wahrheit.

Selbstverständlich ist der Mann verpflichtet für ihren Unterhalt zu sorgen und ihren Besitz zu schützen, denselben ihren Kindern zu belassen, ohne Rücksicht auf die Kinder eines anderen Ehebettes, die Töchter auszustatten, u. s. w. Auch in der Vorschrift, der Frau einen Antheil an dem Vermögen des Mannes zu sichern, erkennt man die weise Fürsorge für das Wohl des Weibes. Bei der Leichtigkeit mit der der Mann sich von seiner Gattin

*) Das Schriftstück, worin der Mann seine Pflichten gegen die Frau regelt.

trennen konnte, war dies (da er ihr vorher diesen Antheil ausliefern musste), ein Mittel ihn zur Ueberlegung und Rücksichtnahme zu bewegen. Auch hier, bei Feststellung des Antheils geht das jüdische Gesetz bis zu den ältesten Zeiten der Bibel zurück, bis Schechem und Jacob. (Genesis 34, 11. 12).

„Und Schechem sprach zu ihrem Vater und zu ihren Brüdern: Möge ich Gnade finden in Euren Augen und was Ihr von mir verlangen werdet, will ich geben:

Fordert von mir sehr hohen Kaufpreis und Brautschatz, und ich will geben, so Ihr es mir sagt, aber gebet mir das Mädchen zum Weibe".

Geradezu ergreifend sind die wiederholten Ermahnungen der Bibel die Wittwen und die Waisen zu schützen. Dass hier stets vorerst des Fremdlings gedacht wird, ist wahrhaft gross und werth einer besonderen culturhistorischen Betrachtung, die jedoch nicht in den Rahmen dieses Buches gehört.

„Unterdrücke nicht die Wittwe und die Waise. Wenn du sie bedrückst, schreien sie zu mir und ich höre sie und mein Zorn wird entbrennen. (Exodus 22. Deutoronomium 24. Jesaias 1, 10. Jeremias 7, 6 u. a. O.)

Im Ackerbaustaat der Juden sind für den Fremden, die Wittwen und Waisen an dem Ertrage jeden Feldes Antheile vorbehalten: über „Ecken" Nachlese u. s. w. sind gesetzliche Bestimmungen zu Gunsten jener Armen getroffen.

Die Wittwe durfte nicht blos wohnen bleiben im Hause des verstorbenen Gatten, sondern sie durfte den Anspruch erheben, genährt, gekleidet und von den Dienern des Hauses bedient zu werden. Die Erben können das Haus nicht verkaufen, so lange

sie darin zu wohnen wünscht.*) Rabbi Jehuda Hanassi — der Verf., genauer gesagt, der Sammler und Ordner des Mischnah, welche den Grundtext des ganzen Talmuds bildet — soll hierzu des Beispiel gegeben haben. Vor seinem Tode versammelte er seine Söhne und ermahnte sie, ihre Stiefmutter, seine zweite Frau zu ehren und ihr alle Vortheile und Vergünstigungen zu belassen, die sie bei seinen Lebzeiten erfahren habe. Bei der thätigen Natur der jüdischen Frauen lässt sich annehmen, dass sie für solche Vergünstigungen auch nach Massgabe ihrer Kräfte im Hause nach wie vor arbeiteten und werkthätig blieben für das Wohl der Familie.

Noch augenfälliger tritt die Selbständigkeit und Würde der jüd. Frau bei den Bestimmungen über ihre Pflicht dem Manne zu folgen hervor. Diese Pflicht gilt allerorten und jederzeit als selbstverständlich, aber das jüd. Gesetz stellt zum Schutz der Frau die Ausnahmen fest, innerhalb derer sie sich dieser Pflicht enthoben sieht. Die angegebenen Gründe sind mannigfach; zum Theil sehr delicater Natur; auch Gesundheitsrücksichten sind massgebend, wie natürlich.

Merkwürdigerweise ist der Frau auch das Recht zugestanden, den Ort der ersten Niederlassung beim Eingehen der Ehe als festen dauernden Aufenthalt zu erwählen; eine Weigerung des Mannes kann zur Scheidung führen, ohne jede ehrenkränkende oder vermögenschädliche Folge für die Frau. Wie ungemein bedeutsam diese Bestimmung ist gegenüber einem gewissen unruhigen und unberechtigten Wandertriebe, der einer Anzahl Männer zu allen Zeiten eigen gewesen zu sein scheint, wird Jedem sofort offenbar.

Noch bemerkenswerther ist eine, vom Talmud anerkannte

---

*) Nach E. Weill, Rabbiner zu Versailles.

Bestimmung, welche denjenigen Gatten bevorzugt, der seinen dauernden Aufenthalt in Judäa nimmt; sei es der Mann oder sei es die Frau, welche entweder dort bleiben, oder dorthin übersiedeln will, darf beanspruchen, dass der andere Theil ihr folge; im Fall einer Weigerung ist Trennung statthaft, ohne denjenigen, der sich für Judäa entschlossen hat, ins Unrecht zu setzen, d. h. also ohne schädliche Folge für Ruf und Stellung. Hier hat das tiefe Gefühl des Israeliten für sein heiliges Land einen sprechenden Ausdruck gefunden.

Für den Israeliten beruhte eben die Bedeutsamkeit der ganzen Genossenschaft des „auserwählten" Volkes auf Religion und Heiligung des Lebens. Wo fand aber Letztere den treuesten Ausdruck als im Familienleben?

Das Familienleben rein und tadellos zu erhalten, blieb ein Hauptgesetz zur Erhaltung Israels. Das Familienleben preisgeben, hiess die Grundmauern umstürzen, auf denen sich das gottgefällige Dasein des echten Juden erhob.

Wer aber wiederum trug für die Heiligung des Hauses die nächste Sorge? Die grösste Verantwortlichkeit? Das Weib. Die Gattin. Die Mutter.

Die Herrin und Mutter trug doppelt an der Bürde, aber auch an der Würde der häuslichen Pflichterfüllung. Führte den Mann Amt oder Geschäft hinaus auf Strassen und Plätze, oder vertiefte er sich in das Studium und blickte dann oft wie träumend in seine Umgebung — so musste sein Weib mit hellen, scharfen Augen doppelt wachsam bleiben, für ihn, für sich, für Alle. So traf auch sie, die von der Natur selbst bestellte Hüterin der Sitte, die härteste Strafe, wenn sie ihrer Pflichten vergass.

Eine Nachsicht, ein weichherziges oder gleichmüthiges Verzeihen, war undenkbar. Die Vernichtung der Schuldigen schien die einzige Rettung, das einzige Auskunftsmittel einer Verseuchung des Heiligthums — des Familienlebens — vorzubeugen.

Furchtbar streng waren die Strafen des Ehebruches des Weibes. Nicht um die Härte des Gesetzes, sondern um seine Milde zu ergründen, bei einer Zweifelhaftigkeit der Anklage des Ehebruches, mag hier die Beschreibung des bei den alten Juden angewendeten Verfahrens bei Beschuldigung und Untersuchung einer des Ehebruches Angeklagten folgen. Das darauf bezügliche lange Capitel der Bibel (Numeri, 5. 12. 31), wird durch die Mischnah folgendermassen ergänzt:

„Um eine Frau der Untreue beschuldigen und vor die Richter führen zu dürfen, ist erforderlich, dass der Gatte die Verdächtige in Gegenwart von Zeugen vorher bereits ermahnt habe, jeden Umgang mit demjenigen, auf den er eifersüchtig ist, zu unterlassen. Wenn jedoch trotz dieser Warnung die Frau fortfährt sich mit dem anderen Manne abzusondern, nnd dies vom Gatten oder von Zeugen bemerkt worden ist, so hören die ehelichen Beziehungen zwischen den Gatten sofort auf und der Mann führt sein Weib vor das Tribunal zu Jerusalem."

Hier war es vorerst Aufgabe des Richters die Beschuldigte zu einem Geständniss zu bringen. Man suchte ihr dasselbe auf jede Weise zu erleichtern, man legte ihr die mannigfachsten Entschuldigungsgründe in den Mund, man führte ihr — so berichtet der Talmud — das Beispiel von Juda vor, der seine Versündigung mit Thamar offen eingestanden habe — und liess sie sich durch Zureden und böses Gewissen endlich erweichen und

legte ein Geständniss ihrer Schuld ab, so wurde ihr, um dieses Geständnisses wegen, der Tod erlassen; sie wurde dann nur zur Trennung vom Gatten und zum Verlust ihres eingebrachten Vermögens verurtheilt. Leugnete sie aber standhaft, so begann jene Ceremonie, mit dem Trank der „fluchbringenden Wasser“. Man führte die Angeschuldigte unter jenen orientalischen Porticus des Tempels zu Jerusalem Nikanor benannt. Trug sie ein weisses Gewand, musste sie es ablegen und ein schwarzes anlegen, aber auch dieses zerriss ihr der Priester am Leibe und entblösste ihr Haupt und nahm ihr jeden Zierrath und gab ihr einen Strick um den Leib (damit das zerrissene Kleid nicht herabfiel und ihre Schamhaftigkeit verletzt werde!) und so, halb entblösst, mit zerfetzten Gewändern, mit offenen Haaren, unter der vollen wuchtigen Macht der schmachvollen Beschuldigung wurde sie der herbeigerufenen, von allen Seiten zuströmenden Menge gezeigt. Und nun — bei aller dieser anscheinenden Härte und Grausamkeit des Vorganges (von der sich doch nur die Schuldige betroffen fühlen konnte, während die Unschuldige eher wie in einer Gloriole dastehen mochte), ein kleiner, aber welch ein charakteristischer Beweis von Zartheit und sinniger Rücksicht für eine Unglückliche: Alle durften sie so sehen, fremdes Volk durfte sie schauen, aber nicht die früheren Hausgenossen und Dienstboten. Diese durften nicht die einstige Herrin in ihrer jetzigen Schmach erblicken! — Wie viele psychologische Feinheiten birgt diese anscheinend so einfache Bestimmung! —

Nun folgte das in der Bibel genau vorgeschriebene Verfahren. Der Priester wusch den geschriebenen und dann vorgelesenen Fluch ab. —

„Und es sollen kommen diese fluchbringenden Wasser in deine Eingeweide, den Leib zu schwellen und schwinden zu machen die Hüfte. Und das Weib spreche: Amen, Amen“.

Diese nun „bitter“ gewordenen Wasser wurden vermischt mit etwas Erdstaub unter einer bestimmten Steinplatte und nun trank die Angeklagte dieselben aus der ihr dargereichten Schale.

„Und hat er sie das Wasser trinken lassen, so wird geschehen, dass wenn sie eine Untreue begangen an ihrem Manne, so werden die Wasser, die Fluchbringenden, in sie kommen zur Bitterkeit, dass ihr Leib schwillt und ihre Hüfte schwindet und das Weib wird zum Fluche unter ihrem Volk.

Wenn aber das Weib nicht verunreinigt worden, sondern rein ist, so bleibt sie unverletzt und empfängt Samen.“ (Vers 28).

Ueber diese ganze Handlung liegt ein Schleier des Unheimlichen und Geheimnissvollen.

Dennoch scheint die erwartete Wirkung dieses Hergangs psychologisch nicht unschwer zu erklären.

Aberglaube und böses Gewissen konnten schliesslich die muthigste Leugnerin so erschüttern, dass sie vor der letzten Probe zurückscheute und ein Geständniss ablegte, oder das „verfluchte bittere Wasser“ wirkte bei der inneren Angst und Nervenerschütterung in der That schädlich auf sie ein und sprach sie schuldig, — andererseits empfing die Unschuldige den verhängnissvollen Trank in dem frohen Gefühl ihrer Reinheit. Ihre Seelenruhe sprach für sie; kein Menschenkenner konnte hier wol irre gehen.

Eine Perle tiefster Menschenkenntniss liegt in den drei Schlussworten des achtundzwanzigsten Verses.

Wie oft hat und wie oft wird noch nach Zorn und Unrecht die Versöhnung Gatten inniger als je zusammenführen! —

Uebrigens konnte der eifersüchtige Gatte auch auf die Probe verzichten, ebenso wie die Frau sie zurückweisen durfte; sie wurde dann zur Ehescheidung und Vermögensverlust verurtheilt. Jedenfalls wurde die Ehe gelöst, denn kein schuldiges Weib durfte mehr dem verletzten Hausstande vorstehen. Strenge Strafen aber trafen den Mann, der sein Weib wissentlich falsch beschuldigte.

Die Fälle der Verführung eines Mädchens sind ebenfalls genau vorgesehen und werden je nach ihrer Schwere streng bestraft. Der Missbrauch der Gewalt des Mannes dem Mädchen gegenüber wird, ausser Anderem noch, nur durch Schliessung der Ehe gesühnt, die — im Gegensatz zu den gewöhnlichen Fällen freier Entschliessung — unauflöslich ist. Der Schuldige war lebenslänglich an das Opfer seiner Verführung gebunden, doch sie konnte die Ehe mit ihm ablehnen. —

Eine tödtliche Strafe aber traf den Schuldigen, der sich mit dem Weibe eines Anderen vergangen: er verletzte eben das Recht und den heiligen Besitz zweier Menschen und entbehrte der Fähigkeit, sein Unrecht durch eine Ehe wieder gut zu machen; er wurde einem Mörder gleich geachtet und erlitt Todesstrafe.

Aus allen diesen Bestimmungen erkennt man die hohe Stellung, welche das jüdische Weib in der alten israel. Gesetzgebung einnahm. Dagegen sind die Bibelstellen, wo von der Ehescheidung die Rede ist, geeignet, einiges Befremden zu erregen. Hier ist's nur der Mann, der sie verlangt und oft aus scheinbar nichtigen Gründen. (Deut. 24. 1—5).

Der Talmud, dieser von Unwissenden oder Uebelwollenden

oft so arg verläumdete Talmud, der offenbar mit Vorliebe die Partei des Schwachen und Hilflosen vertritt, hat den lückenhaften Bibeltext zum Schutz und zum Vortheil des Weibes ergänzt. Der Talmud gestattet auch dem Weibe die Ehescheidung zu beantragen, und wenn ihre Klage berechtigt erscheint, wird der Mann von den Richtern genöthigt, ihr die Freiheit wieder zu geben. Gründe für die Scheidung der Frau von dem Manne sind u. A. unheilbare oder ansteckende Krankheiten, ein ekelhafter Beruf, Versäumniss des Mannes seine Frau zu versorgen, fortgesetzte Misshandlung, Untreue, und endlich auch, wenn sie nach zehnjähriger Ehe noch immer kein Kind von ihm hat. Die erwiesene Unfähigkeit des Mannes führt zur Trennung, wenn die Frau den bestimmten Wunsch zu erkennen gibt einen Sohn zu besitzen, der sie in ihrem Alter schützt und erhält. Welch ein Gegensatz mit der spartanischen Sitte, die auch in Rom bestanden haben soll, die kinderlose Gattin einem Anderen zu „leihen“, nicht sowol der Kindererzeugung als der — Geschenke wegen, welche die Frau dabei empfing!

Endlich wurde auf der Synode zu Metz (1020) das Verbot, bekannt unter dem Namen Cherem (Bann), von Rabbenu Gerson erlassen, die Ehescheidung zu beantragen ohne ausdrückliche Einwilligung der Frau, welche davon betroffen wurde. Natürlich bleibt die Frau im Genuss ihrer Güter, wenn sie die Ehescheidung beantragt und erhalten hat. Die kleinen Kinder werden ihr anvertraut, während der Vater für ihren Unterhalt zu sorgen hat. Wenn die Frau dem Kinde noch die Brust gibt. hat sie Anspruch auf Belohnung oder die Amme wird vom Vater bezahlt. Wenn das Kind ein Knabe ist, geht es mit sechs Jahren zum Vater.

Die Töchter verblieben gewöhnlich bei der Mutter, die selbständig deren Erziehung leitete.

Wir sehen, wie sich das jüd. Gesetz mit ganz besonderer Sorgfalt mit dem Schutz der Frau beschäftigt, wie die brutale Verletzung des Eheweibes von einem Fremden mit dem Tode bestraft wird, ja die Mischnah gebietet, damit das Weib nicht Gewalt erdulde, den sie verfolgenden Mann schon vorher zu tödten.

Die Leviratsehe, d. h. die Schwagerehe, ist vielleicht zum Theil ebenfalls aus dem Bestreben hervorgegangen, der Wittwe so bald als nur möglich einen neuen Beschützer zu sichern. Hier war die Rücksicht auf die Unverletztheit und den Vollbestand der Familie bis zur äussersten Grenze und bis zur letzten Consequenz getrieben. So interessant die Voraussetzungen und die Vorgänge bei einer Leviratsehe oder bei Verweigerung von Seiten des Mannes oder sonstiger Verhinderung auch sind, es würde zu weit führen, dieselben zu erörtern. Genug, überall begegnet die Frau und die Jungfrau dem Schutze des Gesetzes. Selbst da, wo ihre Rechte verkürzt erscheinen (bei Erbschaft und dergl.), sind Entschädigungen vorgesehen, die unter Umständen den sachlichen Werth der Ersteren übertreffen.

Bei Strafen wurde stets mit besonderer Fürsorge auf ihr Geschlecht und auf Wahrung ihres Schamgefühls Rücksicht genommen. Züchtigungen, wie sie noch heute im heil. Russland an weiblichen Gefangenen zum Entsetzen der übrigen Menschheit angewendet werden, wären bei den alten Juden unerhört gewesen. Selbst bei Todesstrafen waltet die Achtung vor der Weiblichkeit. Der Mann geht nackt zum Tode, das Weib bleibt bekleidet und

erhält einen Strick um den Leib, um — falls wie bei der Steinigung die Kleider zerreissen — die Gewänder damit zusammenhalten zu können.

In Alledem sehen wir dem Weibe eine Würde und Selbständigkeit gewahrt, wie bei keiner anderen Nation damaliger Zeit. Die hebräischen Gesetze sind nicht nur menschenfreundlicher und seelenkundiger, sondern auch die ungeschriebenen Gebräuche zeugen für Zartheit und Rücksichtnahme. Die jüdische Auffassung der Ehe ist eine durchaus höhere als man sie sonst findet. Nicht die Unterthänigkeit der Frau und ihr blinder Gehorsam wird zum Hauptgesetz, sondern es wird vor Allem Sitte und Sittlichkeit gefordert. Nicht von schweigender, dumpfer Unterordnung ist die Rede, sondern von liebevoller Gesellung, von einem Hand in Hand gehen in allem Thun und Wollen, denn Mann und Frau zusammen geben erst den ganzen Menschen. Isch und Ischoh heisst es, Mann und Mannin, oder Gatte und Gattin. Das Weib ist nicht die Sklavin ihres Mannes, sondern seine „Gehilfin“, wie Gott selbst sie nennt. Sie soll ihm helfend und rathend zur Seite stehen, sie soll ihm Liebe und Frieden wie ein schützendes Obdach bereit halten. „Sein Haus“ in der Bibel wird im Talmud geradezu gedeutet: „sein Haus, das heisst sein Weib.“ Wird dem Manne im Talmud irgend ein wichtiger Vorschlag gemacht, z. B. nach einem anderen Orte zu ziehen, dann sagt er: „Ich will gehen und es mit meinem Weibe berathen*).

---

*) Bei den Griechen konnte dagegen, was der Mann auf den Rath seines Weibes gethan, für null und nichtig erklärt werden; kein Geschäft, das er unter ihrem Einfluss abgeschlossen, wurde für gültig angesehen.

Nach dem Sittengesetz der Thorah*) ist es für den Mann ein Gebot zu heirathen, jedoch dann erst, wenn er im Stande ist eine Familie zu erhalten und dieselbe standesgemäss zu versorgen. Bei der Wahl seiner Gattin soll er nicht auf äusserliche Vorzüge und auf Vermögen sehen, sondern auf ihre sittlichen Eigenschaften.

„Gründe dir draussen dein Gewerbe oder bestelle dein Feld und dann baue dein Haus.“ (Spr. 24, 27).

„Haus und Gut ist Erbe der Väter, aber vom Ewigen kommt ein verständiges Weib.“ (Sp. 19, 14).

„Ein Weib, dass den Ewigen fürchtet, das werde gerühmt.“ (Daselbst 31, 30).

Das eheliche Bündniss wird ein Gottesbündniss genannt, das nicht nur äusserliche sondern Herzenstreue erfordert. Mann und Weib sollen sich zu einer moralischen Person ergänzen (1.M.2,24). und zum Haupt einer Familie werden. Jeder Theil, seine Pflichten erfüllend, ist gleichberechtigt. Beide Theile sollen Lust und Leid des Lebens gemeinsam tragen. Treuloses Verlassen des Weibes bedeckt nach dem Aussbruch des Propheten (Maleachi 2, 13) „den Altar Gottes mit Thränen und Klagen.“

Sondern — „so haben die Weisen geboten, dass der Mann die Frau ehre mehr als sich selbst, und sie liebe wie sich selbst, und im Verhältniss zum Vermögen soll er ihr Annehmlichkeiten bereiten; er darf ihr auch keine Furcht einflössen**),

*) Vor Allem bedeutet diese das „Gesetz“ oder die fünf Bücher Mosis. Doch verstanden die Talmudisten unter Thorah auch jede Gelehrsamkeit in der Religion, die Beschäftigung mit der Bibel und die Auslegung derselben.

**) Im Gegensatz zu dem christlichen Ausspruch: „Aber das Weib fürchte den Mann.“

sondern muss gelassen und sanft mit ihr umgehen, weder in sich gekehrt noch heftig sein." (Maimonides).

Folgende charakteristische Lebensregeln nnd Sprüche sind dem Talmud entnommen:

„Jeder Mensch esse und trinke weniger als seine Vermögensverhältnisse erlauben; nach seinen Verhältnissen kleide er sich, aber sein Weib ehre er mehr als es seine Verhältnisse erlauben."

„Stets sei der Mann bedacht auf die ehrenvolle Behandlung seiner Frau, denn ihr verdankt das Haus seinen Segen."

„Der Mann hüte sich sein Weib zu kränken, denn leicht kommen ihr die Thränen."

„Ist dein Weib klein, bücke dich und flüstre ihr in's Ohr."

„Wenn dem Manne die Frau stirbt, so ist es als ob ihm der Tempel zerstört würde. Ein Anderer sagte: Die Welt verfinstert sich ihm."

„Wem stirbt der Mann? Seinem Weib. — Und wem stirbt das Weib? Ihrem Mann."

„Die Frau allein ist es, durch welche Gottes Segnungen einem Hause zugewendet werden; sie lehret die Kinder, sie befürwortet des Mannes Besuch des Gotteshauses und der Schulen und wenn er dann heimkommt, heisst sie ihn willkommen! Sie erhält das Haus fromm und rein und der Segen Gottes ruht auf allen ihren Dingen."

Genug der Beispiele. Wer tiefer in diesen Quell köstlicher und gemüthsinniger Lebensweisheit tauchen will, um selbst die zartesten Gedankenperlen hervor zu holen, dem sei die Schrift von Emanuel Deutsch: „Der Talmud" empfohlen; er wird

daraus wenigstens ungefähr ersehen, was der Talmud ist und bedeutet.

Unter seinen unzähligen Anecdoten und Geschichten befindet sich eine sehr bezeichnende Erzählung über die Frau des Rabbi Akiba; sie ist eine typische „Gehilfin" des Mannes, insofern als sie ihm jede häusliche Last und Mühe abnimmt, damit er desto ungestörter seinem Studium obliegen könne. Sie verkauft sogar ihr prachtvolles Haar, um in einer Zeit der Noth den Gatten zu erhalten, sie, die verwöhnte Tochter des Kalba Sebua, den sie erzürnte und sich entfremdete, um dem armen aber geliebten Gatten zu folgen.

Diese Sorge der jüd. Frau für alle häuslichen, ja auch geschäftlichen Angelegenheiten, welche zur Führung und zum Unterhalt des Hausstandes nothwendig waren, damit der Mann Musse zum Studium behielt, ist eine durch fast alle Jahrhunderte dauernde Erscheinung. Noch in den letzten Jahrzehnten, vielleicht noch heute — in Polen und Russland gewiss! — gehen die jüdischen Frauen als „Gehilfinnen" ihrer Männer neben ihrer häuslichen Pflicht dem Erwerbe und allen weltlichen Geschäften nach, um den Mann, der sich der Wissenschaft widmet, zu unterstützen, oder ihn gänzlich zu vertreten.

Eine Thatsache, welche wol bei keinem anderen Volke wieder vorkommt.

Wenn bei anderen Völkern die Weiber den Sklavendienst auf sich nehmen, legt sich der Mann auf die Bärenhaut. —



Viertes Capitel.

Temperament und Talmud.

„Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde!“ (1. Buch Mose, 1. 28).

Also nichts von christlichem Pessimismus der „Erbsünde“, der am liebsten die eheliche Liebe und Gemeinschaft als eine Niedrigkeit der Natur brandmarken und jede Vermählung verpönen möchte!

Von jeher stand im Bewusstsein der Hebräer der Segen der Fruchtbarkeit im Vordergrund des Zweckes des ehelichen Bundes.

Als aber Kriege, Aufstände und Verfolgungen durch viele Generationen hindurch zahlreiche Opfer an Menschenleben gefordert, hat rabbinische Weisheit allerlei ehegesetzliche Vorschriften, besonders zu Gunsten der Vermehrung getroffen.

So sollte der Mann sich von der Frau scheiden, wenn sie ihm in zehnjähriger Ehe kein Kind geboren hat.*)

Dagegen wird in der Geschichte von einer Frau erzählt,

*) Zugleich ein Beweis, dass der Talmud nicht für Bigamie, sondern für Schliessung einer neuen Ehe war.

welche das Vorbild der berühmten Weinsberger Weiber geworden. Zehn Jahre ohne Kinder geblieben, soll der Mann sich von ihr scheiden; er entlässt sie, aber da er ihr von Herzen zugethan ist, gestattet er, dass sie „Alles, was ihr im Hause das Liebste sei", mit sich nähme. Da lässt sie Alles im Hause zurück, nur den Mann lässt sie, während er schläft, auf dem Ruhebett in ihr Vaterhaus tragen. Darauf bleiben sie zusammen und werden mit Kindern gesegnet. —

Die ganze talmudische Richtung ist fürs Heirathen.

„Wer nicht heirathet, mindert das Ebenbild Gottes auf Erden."

Interessant ist die Ueberlieferung von Ben Asai; er hat nicht geheirathet, er lehrt aber, dass der Mensch erst zu Zweien in der Ehe ganz Mensch würde. Auf den berechtigten Einwurf, dass er sehr schön lehre, aber nicht schön handle, da er doch die eigene Lehre nicht befolge, antwortet er:

„Was soll ich thun? Mein Geist hängt nun mal ausschliesslich an der Wissenschaft. Andere sollen für den Fortbestand der Welt sorgen".

Der Stammheros, nach welchem das Volk heisst: Israel dient sieben Jahre und wiederum sieben Jahre, um ein geliebtes Weib heirathen zu können, — für Griechen und Römer unerhört und lächerlich. Dennoch meint der Talmud, dass: „mehr als der Mann zu heirathen, das Weib geheirathet zu werden begehrt".

Mit den heutigen Physiologen ist er der Ansicht, dass die sinnliche Begierde der Frau stärker ist, als die des Mannes. Desshalb ist er überhaupt ausserordentlich vorsichtig in Allem was irgend die Züchtigung der Frau verletzen oder ihre Begierden erwecken könnte

Talmud Kiduschin 82a — verbietet, dass die Frau öffentliche Lehrerin sei, aus dem einfachen Grunde, weil sie als solche zu oft mit den Vätern der Kinder in Verkehr käme. An anderer Stelle (Ketuboth) steht die Vorschrift, dass Braut und Bräutigam nicht allein zusammen speisen sollen. In ehelichen Fragen herrscht immer ein Verdacht gegen die leidenschaftlichen Neigungen der Frauen. Warum gerade der Frauen? möchte man fragen, wenn man vergisst, dass diese, wie alle Gesetze von Männern verfasst sind, und bekanntlich die Selbsterkenntniss eine seltene Tugend ist. Der sonst so milde, nachsichtige Rabbi Josua ben Chananja scheut das Alleinsein mit einer Frau so sehr, als wäre dadurch die Sünde schon fertig. Uebrigens sahen wir, dass in allen wesentlichen Rechtsfragen, Strafrecht, peinliches Recht für beide gleich sind. (Kiduschin.) Diese Gleichberechtigung spricht sich besonders in den Propheten aus, wo die Anrede immer an אדם (Mensch) ergeht, gleichviel ob Mann oder Weib. Desshalb gibt der Talmud einerseits zahlreiche Verordnungen, um die Sittlichkeit zu schützen, die Züchtigkeit zu pflegen und zu sichern; man weiss „dass Sinnenlust jeden Aufseher überlistet"! — jedes Alleinsein mit einem fremden Manne wird streng verpönt, u. s. w.

Auf der anderen Seite wird die Macht der Natur und desshalb das natürliche Recht des Geschlechts anerkannt und durch allerlei Vorschrift für den Mann zu Gunsten der Frau gewährleistet. Zumal als das jüdische Weib in viel- und tiefbewegten Zeiten manchen Wettkampf gegen andringende freie und fremde Frauenspersonen aufzunehmen hatte. Man wird es als natürlich, ja, als sittlich betrachten dürfen, dass dem jüdischen Weibe eine

möglichst grosse Anziehungskraft zu verleihen, eine Hauptsorge für die Lehrer des Volkes bildete. Man muss deshalb die tiefe Menschenkenntniss und weise Vorsicht der Rabbinen bewundern, welche in Lehren und Satzungen der Erhöhung weiblicher Schönheit durch Schmuck und Zierrath das Wort redeten. Die „Hebräerin am Putztisch" ist ein beliebtes Thema mancher Alterthumsforscher.

Wir wissen schon, dass dem Manne empfohlen ward, sich selbst nach seinen Vermögensverhältnissen, sein Weib aber über seine Verhältnisse zu kleiden. Bis in das Verkehrsrecht und die Gewerbegesetze des Talmuds erstreckt sich diese Vorsorge. So wird z. B. mit Rücksicht auf die heimischen Kaufleute fremden Händlern das Hausiren mit Waaren in einer fremden Stadt verboten. Nur mit weiblichem Schmuck und Zierrath ist der Handel frei. „Damit es den Töchtern Israels leicht sei, den Schmuck zu erwerben." Mag auch manches jüdische Weib darin des Guten zu viel gethan haben (und besonders auch heutzutage bis zur Ueberladung gehen)*): Die Rabbinen mochten den kleinen Fehler der Eitelkeit gern in den Kauf nehmen, wenn nur der grosse Vorzug der Pflege der Sittlichkeit erreicht ist, indem der Mann durch sein zierlich gekleidetes und geschmücktes Weib an das häusliche Liebesleben gefesselt wurde. Schon der Prophet Jesaia zählt die Toilette der Töchter Israels auf: sie trugen Ohrgehänge, Armketten, Schleier, Kopfputz, Gürtel und Schnüre, kostbare Ringe, Beutel, Ueberwürfe, seidene Gewänder, zierliche Schrittkettchen, welche bei jeder Bewegung sanft erklingen, u. s. w.

---

*) Ein altes Sprichwort sagt: „Am Judenweibe hängt immer Etwas."

Auch auf das grössere Schamgefühl des Weibes wird Rücksicht genommen: Der Mann bewegt sich frei von Haus zu Haus, das Weib aber bleibt daheim und schämt sich, daher auch: „Wenn ein Waisenjüngling und ein Waisenmädchen zu verheirathen sind, so soll dieses berücksichtigt werden, weil dessen Schamgefühl grösser ist.“ (Maimonides.)

„Wer seine Kinder auf den rechten Weg leitet und sie zur rechten Zeit heirathen lässt, von dem sagt die Schrift: „Du wirst Frieden haben in deinem Zelte.“

„Derjenige übt Tugend, der seine Kinder gut erzieht und auch Waisen in sein Haus aufnimmt, sich mit ihrem Unterricht beschäftigt und ihnen zur Begründung einer Familie beisteht.“ Die Vereine zur Ausstattung armer Bräute sind schon erwähnt. Es wird wiederholt zur Pflicht gemacht, sich solchen Vereinen anzuschliessen und überhaupt Eheschliessungen zu befördern. Gern sah man Neigungen zwischen Jünglingen und Jungfrauen entstehen und die Töchter Israels waren in der Wahl ihrer zukünftigen Männer durchaus nicht immer so abhängig vom Vater, wie die Töchter anderer Länder, wo statt des sittlichen und natürlichen Endzweckes der Ehe äusserliche Rücksichten, wie Bereicherung, Familienehrgeiz, Sucht nach Einfluss u. s. w. massgebend waren.

Wo es irgend anging, bereitete man entkeimenden Sympathien unter der Jugend beiderlei Geschlechts keinerlei Zwang. Unter den beliebtesten Gebräuchen wird folgende Sitte erzählt:

Zum 15. Av und zum Kippurfest versammelten sich die festlich in weisse Gewänder gekleideten jungen Mädchen und zogen von allen Seiten in die Weinberge, um dort sich in harmloser

Heiterkeit bei allerhand Scherzen und Spielen und Reigentänzen zu vergnügen und dabei Lieder zu singen, die sich besonders auf die Liebe und die Wahl des Jünglings zum künftigen Ehebunde bezogen. Die Jünglinge fanden sich ebenfalls ein und Chorgesänge wechselten mit Liedern und einzelnen Strophen die in naiver Weise den Zuhörern die guten und schönen Eigenschaften der Sängerinnen priesen oder auch die jungen Männer ermahnten, weise zu wählen und nicht nur nach Geld und Gut der künftigen Lebensgefährtin zu sehen, sondern nach Tugend und Ehre.

„Ein tugendhaftes Weib ist ein Glück für den Mann".

„Wer ein schönes Weib hat, des Leben ist zwiefach".

„Wer kein Weib hat, lebt ohne Freude, ohne Segen, ohne Liebe, ohne Lehre, ohne Schutz und ohne Frieden."

Es lässt sich denken, dass manch' inniges Band hier zwischen Jungfrau und Jüngling geknüpft ward. Das ganze Bild: diese jugendfrische festlich gekleidete Schaar unter dem freien, sonnigen, südlichen Himmel, mit ihren frischen Stimmen die prangenden Weinberge weithin erfüllend, — gibt eins der anmuthigsten Gemälde, das man neu belebt sehen möchte, und das in der That in den Erndtefesten und Weinlesen eine Nachahmung gefunden zu haben scheint. Am lieblichsten ist aber in diesem Bilde ein Zug echt jüdischer Barmherzigkeit gegenüber der Armuth: jedes junge Mädchen lieh sich von einer Anderen das weisse Kleid, damit Keiner aus dem Anzug errathen solle, welche Jungfrau ärmer sei als die Andere.

Die Fülle interessanter Vorschriften inbezug auf Verlobung und Vermählung hier zu berühren, würde zu weit führen, dagegen mögen einige charakteristische Züge zarter Sorge für

Sicherung des beginnenden Ehe- und Familienlebens hier erwähnt werden.

Der Verlobte ist des Militärdienstes entbunden, weil er unterliegen und ein Anderer seine Braut heimführen könnte. (5. B. M. 20, 7).

Während des ersten Jahres ihrer Ehe sollen die Gatten keinen Friedhof besuchen, keinerlei schwere und traurige Pflichten erfüllen, welche sonst für Jedermann eine strenge Aufgabe bilden. Im Gegentheil soll das Paar sich seiner selbst und des Lebens freuen und ein Jeder ist mehr oder minder verpflichtet, zu seinen Freuden beizutragen.

Das Amt der Brautführer, welche die ganze Hochzeitswoche für die Erheiterung des jungen Paares und ihrer Gäste zu sorgen hatten, galt als so wichtig, dass diese während ihres Liebesdienstes von allen anderen Ceremonialverpflichtungen befreit waren. Der Wahl zum Brautführer durfte sich der Sitte gemäss niemand, auch der Höchste nicht, entziehen. Bibel und Talmud geben für diesen Schutz jungen Liebes- und Eheglückes noch die sinnigsten, ja merkwürdigsten Beispiele.

Wie bei jeder Vermählung bei einigermassen civilisirten Völkern, wurden bei der jüdischen besondere religiöse und symbolische Handlungen vollzogen*), unter die letzteren gehört die Art wie die Braut, die im Hochzeitszuge mit offenen Haaren erschien, unmittelbar vor dem Betreten der Chuppe (der Trauungsbaldachine „das symbolische Bild des künftigen Ehebettes")**) von

*) Ueber eine jüdische Hochzeit der neueren Zeit, lese man das betreffende hübsche Capitel in G. Philippson's Büchelchen: „Schoschanim Federzeichnungen aus dem Leben des jüdischen Volkes."

**) Wie ein Autor bemerkt. Ob mit Recht?

den sie umgebenden Matronen das Haar auf das sorgfältigste verstecken lassen musste, um es fortan dem Blick der Oeffentlichkeit zu entziehen. Man weiss, dass selbst heutzutage fromme Jüdinnen den natürlichen Scheitel durch einen nachgemachten ersetzen. Da jedoch eben die alte Sitte das Sehenlassen des Haares verpönte, ist es freilich unerfindlich, warum diese frommen Frauen doch den Schein erwecken wollen, als sei dies ihr Haar, und nicht satt des falschen Scheitels einfach eine zierliche Haube mit Spitzen und dergl. tragen, was überdies wol kleidsamer wäre: denn eigentlich, meine ich, müsste doch jegliches falsches Haar Widerwillen erwecken.

Zahlreiche Aussprüche beziehen sich auf sanftes Benehmen des Mannes in der Ehe. Weil der Frau die Thränen näher stehen, soll er sie rücksichtsvoll behandeln.

Sehr fein ist folgendes:

„Die Lebenslust, ein Kind und ein Weib, nähere man wieder mit der Rechten, wenn man sie mit der Linken entfernt hatte.“

Ein anderer Spruch, der noch äusserst zeitgemäss ist, lautet:

„Der Mann sei bemüht, dass immer Brod im Hause ist, denn der Streit im Hause entsteht meist durch den Mangel an Nahrungsmitteln und sagen dann die Leute als Sprichwort:

„Wenn die Gerste aus dem Kruge ist, beginnt der Zwist“. Doch wiederum:

„Sorgen verrücken des Menschen Gedanken, darum trage er sie mit seinem Weibe“.

Mannigfache charakteristische Wendungen in Aussprüchen,

Anekdoten und Erzählungen empfehlen die Hingebung des Mannes an sein Weib.

Laune, Uebereilung und Temperamentsfehler, u. s. w. finden im Talmud eine weise Berücksichtigung. Vieles davon ist in den Ehescheidungsgesetzen vorgesehen. Die geschiedenen Gatten können sich wieder mit einander verheirathen, denn Reue und gewonnene Einsicht nähern die früher in gegenseitigem Zorn Entbrannten von Neuem, ja oft bewirkt erst die vorherige Trennung die Erkenntniss, wie lieb man sich im Grunde hat und wie man nach dem Bibelspruch „Eins“ geworden ist, ohne sich dessen bisher voll bewusst gewesen zu sein!

Doch die Wiederverheirathung ist verboten, wenn die Frau inzwischen eine zweite Ehe eingegangen war; in diesem Falle wurde ihr jede Wiedervereinigung mit dem ersten Gatten unmöglich gemacht. Dagegen würde — und das scheint sehr merkwürdig — kein Hinderniss vorliegen, wenn sie, statt sich zum zweiten Mal zu vermählen, ein vorübergehendes, illegitimes Liebesverhältniss mit einem Anderen eingegangen wäre. So befremdend diese Bestimmung auf den ersten Blick erscheint, so erweist sich doch der Talmudist hier als ein gründlicher Denker, und daher auch als ein gerechter Menschenfreund. Eine Frau, die ihren ersten noch lebenden, vielleicht ganz in ihrer Nähe lebenden Mann so vergisst, dass sie im Stande ist, ihre Liebkosung und dauernde Hingabe, alle Pflichterfüllung in verantwortlichen Obliegenheiten einem zweiten Manne in neuer Vermählung zu widmen, hat sich vom ersten Gatten durchaus innerlich und äusserlich losgelöst. — Dagegen kann andererseits ein Augenblick weichmüthiger Schwäche oder leidenschaftlicher Selbstvergessenheit

das temperamentvolle Weib zu einem Fehltritt hingerissen haben, den sie vielleicht, kaum geschehen, schon bitter bereut. Nichts hindert die Frau, welche von Mutter Natur mit starkem, gesunden Liebesbedürfniss oder allzu lebhafter Herzensgüte ausgestattet ist, ihrem ersten Gatten von Neuem eine redliche und treue Lebensgefährtin zu werden und zu bleiben. —

Der kluge Gesetzgeber zeigt Nachsicht der Schwäche und Strenge der Kälte gegenüber.

Zu den dunklen Blättern der Bibel gehört jenes Capitel, das die Rache der zwei Söhne Jakobs an dem Verführer ihrer Schwester Dinah schildert. Sie übten keine Nachsicht der Leidenschaft gegenüber, sondern besudelten sich mit einem Akt der Grausamkeit, welcher zu dem Unverzeihlichsten gehört, das je gesündigt worden. Auf sie fällt auch der schwerste Fluch des sterbenden Vaters. Um dieser Gräuelthat wegen mochte mancher der weisen Männer des Talmuds jenen mildernden Anschauungen Gesetzeskraft verliehen haben, damit eine That rascher Jugendhitze und Liebesleidenschaft nicht mehr als sie es verdiente, gebrandmarkt und bestraft wurde.

Eine zweite ähnliche und doch ganz verschiedene Unthat wird in der Bibel von Amnon, dem Sohne Davids, berichtet. Er gewann seine Halbschwester Thamar lieb und verzehrte sich in Liebessehnsucht. Sehr schön ist Thamars Unschuld und ihr Widerstand, dann, nach gethaner Unthat, ihre Verzweiflung geschildert. Amnon fällt durch die rächende Bruderhand — Thamar „blieb einsam im Hause ihres Bruder Absalom“, von ihr wie von Dinah ist weiter nicht die Rede, es sind „Entweihte“ und Einsamkeit ihr Loos. Das Zufällige ihres Schicksals, ihr eigenes

Unbetheiligtsein an der Schuld macht sie straflos, aber gewissermassen auch energielos und dadurch interesselos: man erfährt Nichts weiter von ihnen, ein wohlthätiger Schleier breitet sich über die entwürdigten Opfer, während z. B. Lots Töchter durch ihre That zu Stammmüttern zahlreicher Geschlechter werden. Selbst ein Menschenfreund und vorurtheilloser Denker wie Seume missversteht die erschreckende Handlungsweise der beiden Schwestern und zeiht sie und den Vater des widerlichsten Verbrechens gegen Natur und Sitte. Und doch geschieht das Ausserordentliche nur in Erfüllung eines alten religiösen Gebots und ausdrücklich steht zweimal, wiederholt: „und er wusste weder um ihr Niederlegen noch um ihr Aufstehen". Der Grund, der Lots Töchter zu ihrer nächtlichen Dunkelthat bewog, liegt auch der List Thamars, Juda's Schwiegertochter, zu Grunde.*) Juda, der grossmüthige, gewissenhafte, strengdenkende Mann ahnt nicht, wen er umarmt hat; als er erfährt Thamar sei guter Hoffnung, will er sie mit dem Tode bestrafen, doch als er belehrt wird, von wem sie schwanger ist, ruft er aus: „sie ist gerechter als ich! ich habe ihr meinen Sohn nicht gegeben." Der Gegenstand ist peinlich, da er aber zu den missverständlichen Dingen gehört, durch welche die Bibel oft verkannt und verlästert worden, mögen hierüber noch die Worte des ausgezeichneten christlichen Bibelkenners Niemeyer folgen:

„Sie ist gerechter als ich!" ein wunderlicher Contrast von Begriffen über Rechtmässigkeit und Unrechtmässgkeit der Handlungen, der hier zum Theil seinen Grund in den Gewohnheiten der Zeit, zum Theil in der menschlichen Denkungsart überhaupt

*) 1. Buch Mose 38.

hat. Dazu kommt, dass man die Treue in Versprechungen für sehr grosse Pflicht, und wo sie verletzt war, den Anderen für berechtigt hielt, sich schadlos zu halten, umsomehr bei der Sitte, dass wenn der ältere Bruder ohne Kinder starb, die Übrigen verpflichtet waren, die Wittwe bis sie Mutter war, zu nehmen. Gewohnheiten können gar leicht Grundbegrifle werden. Bei Thamar ist es die Sitte, und da ihr der Bruder ihres ersten Mannes nicht zur Ehe gegeben wird, so denkt sie auf List, die Schande keine Kinder zu haben, von sich zu wälzen. Die List gelingt und sie bekömmt Söhne. Rechtmässig ist die Handlung nicht, Juda meidet ihren Umgang hernach selbst. Aber eigentliche Absicht unreine Begierden zu erfüllen, ist es auch nicht, sondern ein kühn gewähltes Mittel, zu einem Recht zu kommen, das ihr nach den Landesgesetzen zukömmt."

Doch zurück zu den Talmudischen Zeiten: Sirach sagt:

„Eine Tochter ist ihrem Vater ein sorgenerregender Schatz, den er stets zu hüten sich bemühen muss." Aus Furcht, dass sie etwaige Fehltritte in jugendlichem Leichtsinn begehen könne, kann er nicht schlafen. Auch gibt es andere Dinge, die ihm seine Ruhe rauben, ihretwegen. Er denkt darüber nach, ob der Mann ihrer Wahl auch ihrer würdig sein werde oder nicht? ob sie in Bescheidenheit und Gottesfurcht wandelnd ihm Ehre machen werde oder ob sie mit geheimen Ränken sich befassen und mit Launen ihr Unwesen treiben wird?

Wie aber ein launenhaftes Weib zu behandeln sei, soll Rabbi Chia beweisen.

Rabbi Chia hatte das harte Geschick ein höchst launenhaftes Weib zu besitzen, dennoch behandelte er sie überaus zärtlich

und liebevoll, und so oft als möglich überraschte er sie mit den schönsten Geschenken. Um ihren Spass daran noch zu erhöhen, pflegte er das ihr Mitgebrachte in den Zipfel seines Mantel einzuknüpfen, natürlich um sie rathen zu lassen was es sei? Befragt über die Ursache dieser absonderlichen Zärtlichkeit ihr gegenüber antwortete er: „Wie immer die Frauen auch beschaffen seien, so sind sie doch unserer besonderen Achtung und Aufmerksamkeit werth, weil sie es sind, die unsere Kinder zur Tugend und Gottesfurcht erziehen und uns durch ihren Umgang von sündhaften Leidenschaften fern halten. Eine solche Familieninnigkeit kann uns nur Glück und Segen bringen und wahres Seelenheil auch in der zukünftigen Welt verschaffen".

Weniger optimistisch sagt ein Anderer: „Wer hat die Hölle schon in dieser Welt? Der Gatte einer bösen Frau".

„Ein böses Weib ist wie ein Tag Regenwetter".

Doch immer wieder wird die Sanftmuth empfohlen und der gute Rath gegeben, seine Gattin zu erfreuen und ihr zu schmeicheln, ja bei den Trauungen und Hochzeitsfesten ist es Sitte, auch der Unschönen zu sagen, sie sei schön und anmuthig, um das Gemüth in die Stimmung froher, unbefangener Hingebung zu versetzen. In dieser frohen Hingebung der Frau lag des Mannes ganzes Glück, und dies Glück fesselte seine Treue an sein Haus. —

Ich glaube dies Capitel nicht besser abschliessen zu können, als mit folgendem bedeutsamen Ueberblick meines innigverehrten Gönners und Freundes:

„Die höchste Blüthe der Schöpfung talmudischer Weisheit fällt in die Zeit der tiefsten Erniedrigung und der schwersten Schicksale des Volkes, nach dem Untergange des Staates unter

dem Druck der härtesten Religionsverfolgungen wird das oft mit Todesstrafe bedrohte Studium des Gesetzes eifrig betrieben, die „mündliche Lehre“ ausgebaut und zahlreiche Verordnungen und Einrichtungen getroffen.

In diesen Zeiten gerade ist auch das Familienleben schwer bedroht: die Männer werden durch Kriegsgefangenschaft, Verrath und Nachstellung jeglicher Art, oft auch in der Heimath verarmt, durch den Zwang einen Erwerb in der fernen Fremde zu suchen, hierhin und dorthin verschlagen. Viele sind bald verschollen; denn bei den wilden Kriegsläuften der ersten Jahrhunderte in den Ländern rings um das Mittelmeer und Vorderasien sind Nachrichten selten und schwer zu erlangen. Da nun wurden vielfache Verordnungen gegeben, das vom Schicksal am schwersten betrogene Weib zu begünstigen und neue gesetzliche Ehebündnisse zu erleichtern; in allen Rechtsbestimmungen waltet vor Allem die Vorsorge, dass das Weib nicht verödet sitzen bleibe.“ (Agunoh).

Dieser talmudischen Weisheit, dieser energischen Rücksicht auf die klar erkannte menschliche Natur ist es zu verdanken, dass auch in jenen wilden Zeiten des west- und oströmischen Reiches und der Völkerwanderungen Zucht und Sitte sich gerade bei den Juden erhalten haben, während viele Völker und Stämme nicht am Kriege allein, sondern an der daraus gefolgten Zuchtlosigkeit des Privatlebens zu Grunde gegangen sind. Nicht der Krieg hat alle jene Völkerschaften aufgezehrt und ausgetilgt, von denen, trotz einstiger, weltbeherrschender Grösse nur noch die Namen übrig geblieben sind. Dies beweisen — was nicht oft genug wiederholt werden kann! — die Juden! denn schwerer

und härter und grausamer als irgend ein Volk sind sie vom Kriege betroffen worden. Aber der innerste, der keimkräftigste Kern der Sittlichkeit, die Strenge der Zucht und die Innigkeit des Familienlebens blieb allezeit lebendig. Und diesen Kern der Sittlichkeit zu hegen und zu pflegen lag in der Hand der Frauen.

Dem jüdischen Weibe ist die erstaunliche und räthselvolle Erhaltung des jüdischen Stammes gelungen. Das ist sein Ruhm nicht blos in der Geschichte des eigenen Stammes, sondern in der Weltgeschichte."

(Lazarus).



Fünftes Capitel.

Die biblischen Frauen.

Und nun — nachdem ich das Allgemeine vorangeschickt. und zu den Einzelgestalten übergehen will — nun zage ich fast und zögere vor der Grösse der Aufgabe, Euch Ihr herrlichen, grossen Frauen der Bibel in Kürze schildern zu wollen! Allein dir, du Stammmutter des Menschengeschlechts, möchte ich ein Buch widmen, jedes Blatt der Versuch deiner Grösse und deiner Lieblichkeit gerecht zu werden, und das Ganze doch nur ein winziges Zeichen der unbegrenzten Huldigung eines schwachen Weibes des neunzehnten Jahrhunderts.

Scham und Wehmuth erfasst mich, wenn ich denke, wie dein Bild, Eva! durch frömmelnden Unverstand, und billigen Witz der Nachbeter entstellt worden ist. Du sollst die Sünde in die Welt gebracht haben. Du — doch es widert mich an, all' die Dummheit zu wiederholen. Komm, wunderbares Buch, das ich stets nur mit inniger Ehrfurcht berühre, komm, meine heiss geliebte Bibel, was lehrst du mich? Gott hat das Weib erschaffen und frohlockend spricht der Mann, der sich unvollendet in seiner Einsamkeit befunden: „Diesmal ist es Gebein von meinem Gebein, Fleisch von meinem Fleisch, sie werde Mannin genannt, denn vom Mann ist sie genommen.“ — (Genesis 2. 23.)

Darum verlässt der Mann seine Eltern und bleibt bei seinem Weibe, denn sie sind Eins. „Und sie waren nackt, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht.“

Was heisst das? Vollkommene Unschuld und Unwissenheit. Da redet die listige Schlange dem Weibe zu, von der verbotenen Frucht zu essen und auf Eva's Bemerkung, dass Gott gesag, dann würde sie sterben, entgegnet jene: „Ihr werdet nicht des Todes sterben — — sondern Ihr werdet, wie Gott, erkennend Gutes und Böses.“

Eva befindet sich in der vollkommensten Unverdorbenheit der Natur, ein Zustand, den der moderne Mensch sich freilich kaum vorstellen kann. Es heisst, sie sei nun ungehorsam geworden. Was heisst das? — Was wusste sie von „ungehorsam“ werden? — Die eine Stimme sagt: „thu's nicht“; die andere: thu's, und sie folgt in göttlicher Naivetät der zuletzt gehörten Stimme. Ihre völlige Unbekanntschaft mit Lug und mit Betrug, ihr reiner Kindersinn liess unmöglich in ihr irgend einen Zweifel, gar ein Misstrauen aufkommen. Das ungestörteste Zutrauen, der echteste wahrhaftige Glaube findet in ihr die lieblichste Verkörperung. Weder Geschichte noch Dichtkunst aller Zeiten und Welten haben eine solche Personification unbeflecktester Reinheit der Gesinnung hervorgebracht!

Aber indem sie der zweiten Stimme folgt, ist sie nicht nur rein, sie ist auch edel; ihre erste That ist es, und diese That will das Höchste, Heiligste was Menschen je erstrebt haben: Erkenntniss des Guten und des Bösen!

Dass Erkenntniss nicht ohne Irrthum errungen wird, ist ein

altes tragisches Problem, das in Eva's Handlungsweise wundervoll symbolisirt ist. Indem Eva aus Unschuld schuldig wird, begeht sie einen Fehler, der sie sofort in Verwirrung stürzt, ihr den Glauben raubt und sie die Sünde kennen lehrt. Jetzt erst weiss sie, was Ungehorsam ist und — sie schämt sich.

Ich kenne nichts Rührenderes als diese holde Verwirrung des ersten Weibes.

Der begangene Fehler wird mit Schmerzen bestraft. Gott spricht zu ihr:

„Mehren und mehren will ich die Schmerzen deiner Schwangerschaft, mit Schmerzen sollst du Kinder gebären, doch nach deinem Mann sei dein Verlangen und er sei dir ähnlich.*)

In der zweiten Vershälfte finde ich den Trost, für die erste Hälfte. Es ist in der That Gott weit angemessener, dass er gnädig ist, als dass er grausam sei. — Und als gnadenvoller Gott, als Helfer empfindet ihn Eva, wenn sie bei ihrer ersten Geburt dankbar ausruft: „Durch des Ewigen Hülfe habe ich einen Menschen geboren!“**)

Nach Eva treten uns — wol Jahrtausende liegen dazwischen — zwei merkwürdige Frauengestalten entgegen, die schon alle

---

*) So gestatte ich mir nach Gesenius וְהוּא יִמְשָׁל־בָּךְ׃ zu übersetzen. Ges. führt als erste Bedeutung: „ähnlich sein“, als zweite erst beherrschen. Entspricht es dem Geist des Mannes diese letzte Uebersetzung vorzuziehen, so ziehe ich als Weib die erstere vor. Dass dadurch das hochberühmte und verhängnissvoll ausgebeutete: „Er soll dein Herr sein“ in Nichts zusammenfällt, — ist wol mehr als ein Gewinn, denn als ein Verlust zu betrachten.

**) Luther's Uebersetzung ist an dieser Stelle leider, wie an manchen anderen, unklar und ungenau. (Gen. 4, 1.)

Spuren der vorgeschrittenen Entwicklung der Menschheit in ihren Licht- und Schattenseiten an sich tragen; merkwürdig sind sie in ihrem ganz dramatischen Gegensatz: Sarai — die Fürstin, und Hagar die Sklavin.

Wie viel hat sich Abrahams Gattin und dieser selbst an unverständiger Bespöttelung gefallen lassen müssen! Welchen schiefen Auffassungen begegnet man fort und fort, weil die mit ihrem Urtheil so schnell Fertigen sich nicht die Mühe geben, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, das erste Erforderniss für Jeden, der gerecht urtheilen will.

Sarah ist Abrahams Stiefschwester. Die Spötter vergessen (oder wissen nicht), dass die Ehe unter Geschwistern bei alten Völkern erlaubt war. Ein zweiter Umstand, der Vielen anstössig ist, besteht in der Verbindung Abrahams mit Hagar. Wer Zeiten und Sitten der Jahrhunderte verwechselt, mag allerdigs oft stutzig werden, doch liegen die Dinge bei aller Lückenhaftigkeit des Berichts über Abrahams Leben, einfach genug. Freilich fragt man sich wol auch u. A. warum liebte Abraham sein Weib Sarah so sehr? Um welcher Eigenschaften willen? Genug, meine ich, dass er sie so sehr liebte, dass er an ihrer Seite begraben zu werden wünschte.

Zu dem anscheinend Unklaren und Unaufgeklärten gehört die Thatsache, dass Abraham, der Edle, der Grosse, als er nach Aegypten geht, und später wiederum im Lande Gerar (Gen. Capp. 12 und 20), verschweigt, dass Sarah sein Weib ist; man sollte sie nur für seine Schwester, also für ledig halten, und da sie schön war, hoffte er so als Fremdling mit ihr besser aufgenommen zu werden, ja einem sonst vielleicht sicheren Tode

zu entgehen. Die Folge davon ist, dass Abimelech Sarah in sein Harem führen lässt. Diese Geschichte ist sehr verurtheilt worden und sie setzt den Unkundigen in der That in Verlegenheit. Doch da treffe ich im Buch „Esther“ und an anderen Orten bei der Beschreibung von Hochzeitsfeierlichkeiten, die Bestimmung, dass die Erwählte „nach altem Brauch“ zwölf Monate Frist bewilligt erhielt, wegen der „Tage ihrer Salbungen, sechs Monate m Myrrhenöl und sechs Monate mit Balsam und Wohlgerüchen“. Also ein volles Jahr konnte verstreichen, ehe Sarahs Treue in Gefahr gerieth; inzwischen hofften Beide auf Gottes Rath und Hilfe, welche ihnen schon so oft zu Theil geworden, und wirklich warnt Gott den Abimelech im Traum, so dass er Sarah noch lange vor der Zeit ziehen lässt.

Sie erscheint ungemein frei, selbstbewusst, fast herrschsüchtig Da sie nicht Mutter wird, giebt sie dem Gatten ihre Magd, „damit diese ihr einen Sohn erwecke“ wie die uns seltsam erscheinende Sitte jener Zeit es gestattete. Fast gegen seinen Wunsch scheint Abraham ihrem ausgesprochenen Willen gefolgt zu sein; nach wie vor bleibt er seinem Weibe in Sanftmuth ergeben.

Hagar — der stärkste Contrast zu Sarah — schüchtern, wortlos, furchtsam, ein rührendes Bild des Gehorsams und der Ergebenheit, ohne sklavisch zu werden, denn als sie gewürdigt wurde in ihres Herrn Armen zu liegen und ihm einen Sohn zu gebären, da fühlt sie sich geadelt, — das Haupt der schüchternen Dienerin hebt sich empor, und Sarah muss klagen: „nun bin ich gering in ihren Augen!“ Als Sarah sie „quält“ flüchtet sie in die Wüste, und wird hier der Ansprache eines Engel gewürdigt: „Kehre um zu deiner Gebieterin und beuge dich unter ihre

Hände". Zum Trost gibt er ihr noch die Verheissung, dass ihre Nachkommenschaft sich mehren wird in ungezählter Menge, — und Hagar kehrt gehorsam ins Haus der gefürchteten Gebieterin zurück. Auch da Abraham auf abermalige Aufforderung Sarahs, (doch erst nachdem Gott selbst ihm Verheissung gegeben, dass er seinen und den Sohn der Magd zu einem Volke machen will), sie mit Ismael ausweist; — auch jetzt gehorcht Hagar schweigend. Es ist dies, meines Wissens, das einzige Beispiel im alten Testament von directer Forderung und Gewährung unbedingten Gehorsams eines Weibes, — aber dies Weib ist eben eine Magd, und der Gehorsam ihr Beruf. —

Sehr bekannt ist die poetische Erzählung von Rebekka. Die schöne Jungfrau mit dem Krug auf der Schulter und Elieser, der treue Knecht, am Brunnen, die heitere Freundwilligkeit der Einen, das schweigende Staunen des Anderen, Beginn und Verlauf der glücklichen Werbung des holden Mädchens für den Sohn des geliebten Herrn, hat diese Idylle zu einer oft dargestellten Scene in Dichtkunst und Malerei gemacht.

Wundervoll ist die gerade, schlichte Antwort Rebekka's, als sie von den Verwandten befragt wird.

„Und sie riefen Rebekka und sprachen zu ihr: Willst du ziehen mit diesem Mann? Und sie sprach: Ich will ziehen". Und bei all' dieser Energie welch' ein anmuthiger Anstand. Als sie mit Elieser ans Ziel der Reise kommt, fragt sie, wer der Entgegenkommende sei? und als sie hört, es sei der ihr Bestimmte, da nimmt sie den Schleier und verhüllt sich. Gleich darauf heisst es auch von Isaak: „und er gewann sie lieb". Sie ist die Mutter

des ersten biblischen Zwillingspaares, und sie bleibt die einzige Frau ihres Gatten.

Von all den Bosheiten, welche fromme Eiferer im Charakter Rebekka's gefunden haben wollen, ist in dem klaren Text der Bibel Nichts zu finden. Nicht entschuldbar ist ihre Täuschung des blinden sterbenden Gatten, als dieser den Erstgeborenen segnen will und sie den zweitgeborenen Jakob veranlasst, sich für Esau auszugeben, — doch erklärlich. Man vergesse nicht, dass nach dem Tode des Mannes bei den alten Völkern der Sohn die Vormundschaft über die Mutter erhielt. Rebekka fürchtete sich vor dem rauhen Esau und seinen „fremden“ Weibern. Sagt sie doch: „mich widert mein Leben vor den Töchtern Het's“, und wenn Jakob auch eine solche nehmen wollte zum Weibe „wozu mir dann das Leben?“ — Aus einem natürlichen Gefühl der Selbsterhaltung zog sie die Abhängigkeit von dem sanfteren, geliebten Jakob vor; hatte doch Esau schon längst ihr Vertrauen verscherzt durch den Mangel an Achtung vor dem Herkommen, an Pietät, da er seine Erstgeburt um ein Linsengericht verkaufte! Es war eigentlich ganz folgerichtig, dass sie denjenigen, der so seine Ansprüche und Rechte freiwillig dahingab, auch des Segens, der mit diesen Rechten verknüpft war, nicht für würdig hielt. Jakob hatte sie nie betrübt und mit zärtlicher Muttersorge rieth sie ihm nun zu fliehen, bis Esau's Zorn sich gelegt habe.

Jakobs Flucht zu Laban führt uns zu dem Schwesternpaar Lea und Rahel.

Jakobs Liebe zu Rahel, durch vierzehnjährigen Dienst um sie bewährt und bis zu ihrem Tode bewahrt — scheint fast das Eigenartigste an ihm.

Sie erscheint als eine temperamentvolle Gestalt; nicht ganz klar ist es, warum sie sich der Götzenbilder ihres Vaters bemächtigt, aber dass sie es thut und wie sie sie zu verbergen weiss, auch der seltsame Tauschhandel mit ihrer Schwester um den Besitz des Gatten, zeigt eine fast moderne Lebhaftigkeit und Leichtlebigkeit. Zu welchem Zweck sie die „Alraunen" brauchte, wie mancher Schriftgelehrte hat sich darüber den Kopf zerbrochen! Der eine meint zur Abkochung für irgend ein Schönheitsmittel, denn vermuthlich war sie eitel.

„Und die Augen der Leah waren matt, aber Rahel war schön von Bildung und schön von Ansehen."

„Und Jakob diente um Rahel sieben Jahre; und sie waren in seinen Augen wie einige Tage, weil er sie liebte."

Die Liebeslyrik aller Zeiten hat wenige Stellen von solcher Wahrheit und Tiefe wie dieses kurze, einfache Wort: Die Jahre waren ihm wie Tage, weil er sie liebte. Dieses Wort hat an den Namen „Rahel" einen unvergänglichen Zauber geknüpft.

Ganz anderer Art ist Leah. Sie, die ältere, war auch die Unschöne, aber sie besitzt eine tiefere Empfindung, mehr Hingebung und Leidenschaft als ihre jüngere und schönere Schwester. Dass sie „missfällig war in den Augen ihres Mannes", nennt sie ihr „Elend" und als sie ihm den ersten Sohn gebiert, bricht sie in den Jubelruf aus: „Nun wird mich mein Mann liebgewinnen!"

Fast komisch und doch in dieser Komik ergreifend ist es, wenn Leah bei der Geburt aller folgenden Söhne immer wieder eine Art Triumphgeschrei erhebt. Und jedesmal, wenn sie ein Kind gebiert, denkt sie an Gott. Sie giebt ihren Buben beziehungsreiche Namen. Beim dritten Sohn ruft sie: „Nun, dies-

mal wird mein Mann sich anschliessen an mich!“ und beim sechsten Sohn: „Diesmal wird mein Mann seine Wohnung bei mir nehmen, denn ich habe ihm geboren sechs Söhne!“

Von Leahs Tochter Dinah und von der im 38. Cap. Genesis auftretenden Thamar war schon die Rede.

Wieder eilen wir im Fluge über die Zeiten dahin. —

Die Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs sind jetzt unter dem Namen: „Kinder Israels“ in Aegypten und schwere Knechtschaft lastet auf ihnen. Mühsam erwerben sie ihren Unterhalt als Ziegelbrenner und Lastträger und dennoch will Pharao sie ganz ausrotten und befiehlt, alle männlichen Kinder gleich nach der Geburt zu tödten.

Da fällt mir eine Anekdote ein, die E. Deutsch erzählt: „Es war ein Sommernachmittag von echt östlicher Glut, als er (der Professor) seinen Zuhörern einige sehr verwickelte Spitzfindigkeiten des Gesetzes erklärte und einer nach dem andern sanft einschlummerte. Da rief er plötzlich mit laut erhobener Stimme:

„Es war einmal eine Frau in Aegypten, welche sechsmalhunderttausend Männer auf einmal zur Welt brachte!“

Das Erstaunen der erschrocken aus dem Schlafe auffahrenden Zuhörer mögen sich unsere Leser selbst ausmalen. Alle waren erstarrt über diese wunderbare Aegypterin. Der Professor aber fuhr ruhig fort: ihr Name war Jochebed; sie war die Mutter des Moses, des Mannes, welcher sechsmalhunderttausend bewaffnete Männer, welche aus Aegypten hinaufzogen, allein aufwog.“

Jochebed — eine rührende, interessante Gestalt für denjenigen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Ihre treue Mutterliebe wagt es, dem Gebot des Königs zu trotzen. Sie

liefert ihren neugeborenen Knaben nicht aus, sondern weiss ihn drei Monate lang zu verbergen. Drei Monate lang trägt sie Tag für Tag, Nacht für Nacht die Todesangst im Herzen, entdeckt zu werden, und ihr süsses Kind, das sie bei all der tiefen Sorge gewiss doppelt zärtlich liebte, ihren Armen entrissen, getödtet zu sehen und sie selbst zur Strafe einem vielleicht martervollen Tode preisgegeben! Endlich lässt sich das heranwachsende Kind nicht mehr verbergen — mit blutendem Herzen führt sie einen, in schlaflosen Nächten ersonnenen Plan aus, legt ihr Kind in ein, sorgfältig mit Pech und Harz verstrichenes Rohrkästchen und setzt es in das Schilf am Ufer des Flusses, und die Tochter bleibt in der Nähe, um zu sehen, was mit ihm geschieht, während Jochebed unfern weilt mit heissen Gebeten zu Jehovah, ihren Sohn, ihren heissgeliebten Sohn zu beschützen. Und siehe da! Des Königs Tochter badet in dem Flusse, sieht das Kind, lässt es holen, stellt die herbeieilende Schwester des kleinen weinenden holden Knaben zur Rede und diese, wol von der weisen Mutterliebe schon vorher auf diesen Fall vorbereitet, fragt die Tochter Pharao's:

„Soll ich gehen und Dir rufen ein säugendes Weib von den Ebräerinnen, dass sie Dir säuge das Kind?“

Und als jene „geh!“ spricht, eilt Mirjam und holt — o Glück, o Wonne! — die Mutter herbei und Jochebed erhält ihren Schatz zurück, nun zur sicheren und offenkundigen Pflege und Wartung. Sicher ist dem Ewigen nie ein heisserer Dank geworden als aus diesem beglückten Mutterherzen!

Die kluge Schwester aber; die in grösster Gefahr die grösste Geistesgegenwart bewies, ist dieselbe Mirjam, die nachmals

als Moses den Auszug aus Aegypten bewerkstelligt hat, als Prophetin an der Spitze der Weiber jubelnd die Stimme erhebt und den Reigen beginnt:

Singet dem Ewigen! Denn mit Hoheit hat er sich erhoben!“

Eine zweite grössere Prophetin ist Deborah. Ich kann mir nicht versagen, A. G. Niemeyers treffliche Charakteristik des berühmten Triumphliedes Deborahs hier zu citieren.

„Fast keins der orientalischen Lieder kenn' ich, in welchem man eine solche Fülle von Gedanken anträfe als dies. Kein Umstand des ganzen Krieges entgeht der erhabenen Dichterin. Der Zustand des Volkes vor diesem Siege, die furchtbare Macht der Feinde, die Ursache der Schwäche der Israeliten, der Muth einiger Helden, die Schlacht selbst, die jedem Stamm, um mit Kleist zu reden, ausgetheilten Rollen des grossen Trauerspieles, die Hitze des Treffens, die für Israel kämpfenden Ungewitter, die Treulosigkeit derer zu Meros, der Triumph eines Weibes über den stolzen Sissera — dies Alles, wie zusammengedrängt in dem Liede! Nicht weniger ausserordentlich ist die grosse Lebhaftigkeit der Ideen, der Farbenreichthum, mit welchem Alles vor unser Auge hingestellt ist und immer so, dass in jeder Beschreibung Wahrheit und Natur bleibt. So jenes Bild eines durch den Feind unsicher gemachten Landes, wo der offene Weg leer ist und der Wandrer krummen, unbekannten Weg sucht, so die Beschreibung des unglücklichen Streits der Feinde; so der todte Sissera und nun die Unruhe seiner Mutter, dass er nicht wiederkommt. In dem letzten Zuge ist durchaus etwas Orginelles. Bange sieht sie nach ihm aus — dann beruhigt sie sich mit täuschendem Trost,

denkt schon an die Beute, ehe sie von Sieg weiss, berechnet die Schätze, die der Held heimbringen wird."

Einige Verse, von dem Genannten übersetzt, mögen hier folgen:

„Vernehmt es Fürsten, Könige hörts!
Es ist, Jehovah ist mein Lied,
Israels Gott mein Saitenspiel.
Von Seir ging Jehovah aus,
Er kam von Edoms Flur daher.
Dem Kommenden bebte die Erde.
Die Himmel träuften —
Es träuften die Wolken herab,
Vor ihm zerflossen Felsengebirge.
Ein Sinai war Jehovah, Israels Gott.
Als Samgar, Anaths Sohn und Jael herrschten.
Wie öde jeder Pfad!
Der Wanderer, ebenen Weg gewohnt,
Geht bang gekrümmten Steig auf Felsenhöhn . . .

Kein Schild, kein Spiess wagt sich hervor,
Der vierzigtausend Helden — auch nicht eins!
Ich aber fasste zu den Fürsten Muth,
Muth zu dem Volk, wenn's kühn sein Leben wagte!
Preis sei Jehovah!
„Ihr edlen Ritter, auf!
Wer in der Hütte ruht —
Wer auf Gefilden weilt —
Sing heut ein Lied."

Schon geht ein kleines Heer der Tapferen
Jehovah's dem Heldenheer entgegen.
Von Amalek*) eilt Ephraim herbei,
Drauf folgte Benjamin an dich geschlossen,
Von Machir kamen die Führer,
Sebulons Stab zählte die Heere,
Dicht bei Debora kämpften Isaschars Fürsten
Seine Mannschaft, Baraks Schutzwehr
Folgte dem Helden ins Schlachtthal —

Aber Ruben rathschlagte säumend bei seinen Bächen.
Was zögerst Du bei den Gewässern
Zu lauschen der Heerde Geschrei?
Was säumst du am Ufer der Bäche, was wankte dein Muth?
Gilead blieb am Jordan ruhig gelagert.
Was zitterte vor Schiffen, Dan?
Was weilte am Meeresgestade*) Asser,
Und lag in seinen Häfen ruhig?
Doch Naphtali trat kühn aus seinen Gebirgen hervor.

An ihrem Fenster harrt die Mutter Sissera . . .
Zürnt weinend seinem Säumen.
„Was säumt, was säumt sein Wagen noch,
Was säumt der rasselnden Räder Schritt —?"
Doch schnell nimmt sie das Wort zurück —
„Wie, soll er Beute nicht erobern? theilen?
Der Mädchen, jedem Helden eins, auch zwei,

*) Amalek ist ein Gebirge in Palästina. Richter 12, 15.
**) Mittelmeer.

Mir einen Halsschmuck, bunte Decken,
Von beiden Seiten schön gestickt für sein Triumpsgespann?"

Chor:

So müssen sie sterben
So alle sterben die Hasser Jehovah!
Doch wer Dich liebt, des Glück
Geh strahlend auf wie glühend Morgenroth!

Dieses Triumphlied gilt zum Theil dem Weibe Jael, welche den Feind Sissera tödtet. Da es mit Hinterlist geschieht, gewinnt die That, wie jene der Judith, etwas Abstossendes. Ihrem Volke mussten Beide freilich als Befreierinnen gelten.

Unter den mehr nebensächlichen weiblichen Gestalten ragt Rachab*) hervor, keine Ebräerin zwar, sondern eine Kanaaniterin, „die jedoch durch ihre spätere Verbindung mit einem der vornehmsten Israeliten, Salomon, die Stammmutter König Davids wird."(?) Sie glaubt an den einzigen Gott Jehovah und insofern ist sie eine Jüdin; als zwei von Josua gesandte Kundschafter bei ihr übernachten und in Gefahr gerathen, in die Hände der feindlichen Bevölkerung von Jericho zu fallen, rettet sie sie durch Klugheit und Geistesgegenwart und erbittet sich dafür Schonung ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Geschwister, wenn die Stadt dem Ansturm der Eroberer unterliegen sollte. Das wird ihr zugeschworen und der Schwur wird von Josua eingehalten. Die kleine Erzählung ist besonders charakteristisch für die Heiligkeit des Eides bei den Juden. Rachab beruhigt sich vollkommen bei den Worten der zurückkehrenden Kundschafter und Josua lässt getreu dem

*) Die Wirthin, Hasonah.

Eide derselben das Weib und ihre Familie und Habe erst in Sicherheit bringen, ehe er Jericho eroberte.

Eine Erscheinung ganz anderer Art ist die vielbesungene und vielgenannte „Tochter Jephta's". Auch sie legt für die Heiligkeit des Eides bei den Juden einen bezeichnenden Beweis ab.

Jephta geht mit seinen ungeübten Kriegern einem furchtbaren übermächtigen Feinde entgegen und in der Sorge um den Ausgang gelobt er Gott: „Giebst du mir Sieg, so soll das Erste, das mir aus meiner Hausthür entgegenkommt, dir gehören, zum Opfer!"

Und als ihm völlig unerwartet seine Tochter, sein einziges Kind entgegenkommt, da bricht er in eine schreckens- und verzweiflungsvolle Klage aus, aber sie, das Original zu einer Iphigenia, antwortet ohne Weiteres:

„Mein Vater, hast du geschworen, so thue mir, wie du Jehovah versprochen, denn er hat dich an deinen Feinden den Ammonitern gerächt."

Welch' ein Charakter! — Man denke sich ein Mädchen, in der ersten Blüte ihrer Jugend, heiteren Sinnes, feurig und schwärmerisch. Kaum hat sie gehört, der Vater kehrt als Sieger heim, als sie in heller Freude die Gespielinnen zusammenruft und im fröhlichen Reigen, unter Musikklängen und Lobgesängen dem heimkehrenden Vater entgegentanzt — und nun — statt beglückenden Grusses das Todesurtheil von seinen Lippen empfängt. Eine Starrheit mag sie wol befallen haben — — aber kaum hat er ausgesprochen, als sie voll Ruhe und Fassung nicht nur ihre Ergebung ausspricht, sondern mit einer bewundernswerten Knappheit der Worte auf die religiöse Pflicht des Eides hinweist und in Erinnerung an den Sieg, den Jehovah ihrem Vater verliehen,

diesem das entsetzensvolle Gelübde leicht zu machen sucht. Eine grenzenlose Güte und Hingebung — — und keine Spur von Pathos.

Eine Bitte hat sie nur, eine ganz mädchenhafte Bitte: zwei Monate sollen ihr noch geschenkt werden, sie will mit ihren Gespielinnen in die Berge gehen, und im letzten trauten Zusammensein ihre Jungfräulichkeit beweinen. Dieser letzte Gedanke: ihre Jungfräulichkeit beweinen zu wollen, ist ein ganz charakteristischer Zug der Israelitinnen. Kein grösseres „Elend" kannte die jüdische Frau, keine tiefere Bekümmerniss, als wenn sie kinderlos blieb und nichts dazu beitrug ein neues Geschlecht heranziehen zu helfen. Ganz allgemein wird Unfruchtbarkeit als ein Unglück, ja als eine Strafe Gottes angesehen (ganz im Gegensatz zur christlichen Auffassung), und viele Kinder haben, und sie Alle in Liebe zu Gott gross werden zu sehen, war der höchste Stolz der Israelitin. Naturgemäss erfüllte dieser Gedanke auch die heranblühende Jungfrau, — doch weit entfernt darin eine unzarte Sinnlichkeit zu suchen, muss man viel eher eine religiöse Pflicht darin sehen, und nur so ist des Mädchens Absicht „ihre Jungfräulichkeit" zu beweinen, für den Nichtjuden verständlich.

„Und es geschah nach Verlauf zweier Monate, da kehrte sie zu ihrem Vater heim und er that an ihr, wie er gelobt."

Der Geschichtsschreiber berichtet dann noch zum Schluss, dass es in Israel Sitte geworden sei, dass die israelitischen Töchter alljährlich einige Tage hingingen (wol zum Grabe), „zu singen von der Tochter Jephta's".

Auch hierin, in dieser Sitte geliebten Abgeschiedenen Klage-

lieder und Thränen der Erinnerung zu widmen, spricht sich ein echt jüdisches Dank- und Pietätsgefühl aus.

Eine ähnliche hingebende und von Treue gegen Gott und den ihm geleisteten Schwur erfüllte Gestalt ist das Weib Elkanas. Hannah.

Sie wird von ihrem Manne innig geliebt, aber dennoch ist sie unglücklich, denn das Elend der Israelitinnen lastet auf ihr: sie ist unfruchtbar. Still trägt die sanfte Frau ihren Kummer jahrelang, dennoch sieht ihr Gatte die heimlichen Thränen:

„Hannah, warum weinest du?“ Warum issest du nicht und bist so traurig? Bin ich dir nicht besser als zehn Kinder?“

Ein liebes Wort. Doch je grösser des Gatten Güte, desto tiefer Hannahs Schmerz, dass sie ihm keinen Kindersegen bieten kann. Die liebenswürdigste Menschlichkeit, die zärtlichste Eheliebe spricht sich in diesem Paare aus und doch bleibt ihr Bund wie der Wüstensand dürr und blütenlos. Als sie, wie alljährlich zur bestimmten Zeit nach Silo gewandert, um Gott im Tempel zu opfern, da durchbrach einst der Schmerz ihre lang bewahrte Fassung und sie weinte heftig und ihre Lippen bewegten sich im inbrünstigen Gebet und sie that ein Gelübde:

„Ewiger der Heerschaaren, wenn du siehest auf das Elend deiner Magd, und mein gedenkest und gewährest deiner Magd männlichen Samen, so will ich ihn schenken dem Ewigen für all seine Lebenstage und ein Scheermesser komme nicht auf sein Haupt.“*)

---

*) D. h. er werde Gottgeweihter. Man beachte die Selbständigkeit der Israelitin, die über die Zukunft ihres Sohnes verfügt.

Gott erhört sie. Sie gebiert einen Sohn und nachdem sie den Knaben entwöhnt, bringt sie ihn, getreu ihrem Gelübde, nach dem Tempel zu Silo, damit er dort Gott diene. Ihr herrliches Dankgebet enthält eine Reihe von Sätzen, die in etwas veränderter Form später im neuen Testament wiederholt werden.

„Der Bogen der Helden bricht, doch die Wankenden gürten Macht um. — Der Ewige tödtet und macht lebendig. Er richtet den Armen empor aus dem Staube, aus dem Kothe erhöht er den Niedrigen, er setzt ihn neben die Edlen und den Thron der Edlen theilt er ihnen zu. —

Die Schritte seiner Frommen behütet er, aber in Finsterniss verstummen die Frevler.

Denn nicht durch Gewalt obsiegt der Mann!"*)

Alle Jahr besucht Hannah ihren kleinen Samuel und bringt ihm ein neues, selbstgefertigtes Oberkleid, und sie gebar ihrem Manne noch drei Söhne und zwei Töchter.

Die zweite Frau Elkana's, Pennina darf nicht unerwähnt bleiben. Sie hat mehrere Kinder und ist stolz darauf, ja, in ihrer Ueberlegenheit kränkt sie Hannah; sie ist ein Weib gewöhnlicherer Art; hier, wie fortwährend in der Bibel erkennt man die schlichte Unbefangenheit der Erzähler; es ist ihnen nirgends um eine Beschönigung, sondern überall nur um die Wahrheit zu thun.

Recht deutlich tritt dies zu Tage in der Erzählung Ruth. Die Heldin dieser lieblichen und tiefbedeutsamen Idylle ist eine Moabiterin. Die Ehe mit den Töchtern Moabs war den Iraeliten

---

*) Luther: „Denn viel Vermögen hilft doch Niemand". (Sam. I. 2, 9.)

nicht ausdrücklich verboten; so wurde Ruth die Schwiegertochter der Ebräerin Naemi, die einst einer Theuerung wegen mit ihrem Mann das israelitische Land verlassen hatte, um im moabitischen Unterhalt zu suchen. — Nach vielen Jahren steht sie allein da mit den zwei Schwiegertöchtern Orpoh und Ruth und es zieht sie in die Heimat zurück. An der Grenze will sie die jungen Frauen überreden zurückzubleiben.

„Geht zurück, meine Töchter! Gott vergelte Euch die Liebe, die Ihr an den Todten und an mir gethan habt! Und geb' Euch Frieden in dem Hause eines (zweiten) Mannes!“ Und als jene sich liebevoll weigern, fährt sie fort: „Nicht doch, kehret um! gehet! — — obwol mir sehr bitter zu Muth ist ohne Euch, doch die Hand des Ewigen ist über mir.“

Orpoh geht, doch Ruth bleibt. Ein unvergängliches Zeugniss treuer Anhänglichkeit sind ihre wundervollen Worte:

„Dringe nicht in mich, dich zu verlassen, mich abzuwenden von dir. Denn wohin du gehst, gehe ich, wo du übernachtest, übernachte ich, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott.

Wo du stirbst, sterbe ich und will dort begraben sein. So erfülle mir der Ewige, dass nur der Tod scheide zwischen mir und dir.“

Ruth und Naemi sind so dürftig, dass die Jüngere das beschwerliche Vorrecht der jüdischen Armen in Anspruch nimmt, die für sie liegen gelassenen Aehren auf den Feldern zur Zeit der Ernte aufzulesen. Auch von dem Essen, das ihr auf dem Felde nach der Arbeit gereicht wird, hebt sie ein Theil auf und bringt es beim Heimgehen Naemi zur Sättigung. Ihre Begeg-

nung mit Boas, ihrem Verwandten ist oft beschrieben worden. Man könnte ein Buch schreiben (und hat es wol auch gethan), über die Fülle der Feinheiten psychologischer Art im Verhältniss dieser drei so grundverschiedenen Personen zu einander: Boas, Ruth, Naemi. Diese letztere, wahrhaft gross in ihrer Geradheit der Gesinnung und des Handelns, ist überzeugt, der edle tugendhafte Boas und ihre geliebte Ruth würden ein glückliches und beglückendes Ehepaar abgeben, hat doch Boas wiederholt Beweise seiner liebevollen Fürsorge und seines Wohlgefallens an Ruth gegeben! Deshalb räth sie ihr ohne Umschweife:

„Boas, unser Verwandter, bei dessen Schnitterinnen du warst, worfelt diese Nacht auf seiner Tenne. Bade dich, salbe dich, kleide dich gut an, geh auf die Tenne, lass dich aber vor dem Manne nicht sehen, bis er gegessen und getrunken hat. Wenn er sich dann niedergelegt hat, so lege dich zu seinen Füssen, er wird dir dann sagen, was du thun sollst.“

Ruth, die wohl weis, dass es bei einem Juden, und gar bei einem so edlen Mann wie Boas unerhört sei, dass er sich gegen ein unbescholtenes Weib vergehen und ihr Vertrauen missbrauchen könne,*) folgt unbefangen diesem Rath. Um Mitternacht erwacht Boas, erschrickt, als er die zu seinen Füssen Liegende erblickt und fragt wer sie sei? Da nennt sie sich und bittet um seinen Schutz. „Denn du bist mein Löser.“ Da spricht er:

„Gesegnet seist du vom Ewigen, meine Tochter! Schöner noch hat sich deine Liebe bewährt als das erstemal, dass du

---

*) Man denke an die entsetzensreiche und empörende Rache und Strafe, welche die Brüder Dinah's genommen, als diese entehrt worden — obwohl aus Liebe, die eifrig einen Ehebund ersehnte und erbat.

nicht nachgegangen Jünglingen, armen oder reichen, — und nun, meine Tochter, fürchte nichts, Alles was du sagst, werde ich thun, denn mein ganzes Volk weiss es, dass du ein wackeres Weib bist."

Als sie heimgekehrt ist und berichtet hat, meint Naemi sofort: „Der Mann wird nicht rasten, er beendet die Sache noch heute." In der That stellt der Gewissenhafte noch an diesem Tage den eigentlichen „Löser", den zur Ehe mit Ruth näher Berechtigten vor Zeugen und nach Vorschrift zur Rede über seine Absichten, und da dieser verzichtet, verlobt sich Boas sofort mit Ruth und „sie ward sein Weib" und Stammmutter König Davids.

Und die ganze Stimme des Volks fleht den Segen des Ewigen auf dies Paar herab und als dann ihm ein Sohn geboren wird, eilen die Freunde und die Frauen in Bethlehem zur Naemi und beglückwünschen sie, denn die Schwiegertochter, die sie so liebt, „die dir besser ist als sieben Söhne, hat einen Sohn geboren! Er wird Versorger deines Alters werden, gelobt sei Jehova, dass er es dir nicht hat an einem Versorger mangeln lassen, ewig sei sein Name gepriesen!"

„Ewig sei sein Name gepriesen!" immer dieser Ruf zu Gott, dieses Preisen und Denken an ihn bei allen Ereignissen, ob kleinen oder grossen, freud- oder leidvollen! dies ist ein Charakterzug des jüdischen Volkes, der sich fort und fort wiederholt und in frommen Familien wol auch heute noch nicht erloschen ist.

Zwei Frauen mögen hier noch eine Stelle finden zur Ergänzung dieser Reihe biblischer weiblicher Charakterköpfe: zwei Frauen Davids, Abigail und Bathseba.

Wieder — welch ein dramatischer Gegensatz! Jene klug, beredt, freimüthig, selbstbewusst — diese unbesonnen, schweigsam, versteckt, ohne Selbstgefühl, — jene zieht auf der freien Heerstrasse dem zürnenden David entgegen, der an der Spitze von vierhundert Streitern Rache üben will an Abigails Gatten. — diese wird heimlich in des Königs Palast gerufen, — jene verhindert eine Gewaltthat, diese wird Ursache zu einer solchen.

David — noch auf der Flucht vor Saul — will seinen abgehetzten Leuten einen guten Tag machen und bittet nach der gastfreien Sitte der Zeit den ein Fest feiernden reichen Nabal um ein Geschenk für seine darbenden Männer, doch wird er schnöde beleidigt und abgewiesen. Jetzt will er den Schimpf rächen. Da schickt Abigail ihm reiche Geschenke entgegen,*) folgt dann selbst nach, tritt ihm kühn und doch demüthig entgegen und spricht:

„Die Schuld sei mein, o Herr! Lass deine Magd reden und höre meine Rede! Mein Herr erzürne sich nicht über den nichtswürdigen Nabal: er ist, was sein Name sagt: ein Thor. Ich aber, deine Magd, sah deine Abgesandten nicht. Jetzt aber — so wahr Gott lebt und so wahr du selbst lebst! — Gott ist es, der dich hindert auf Blut und Mord auszugehen. Möge nur jeder deiner Feinde so wenig bedeuten wie Nabal! Hier siehst du das Geschenk, das deine Magd ihrem Herrn mitgebracht hat. Lass es deinen Leuten austheilen und vergieb die Beleidigung um meinetwillen. Wenn dann einst Jehovah dein Haus befestigt und du Jehovahs

*) Zweihundert Brote, zwei Schläuche Wein, fünf zubereitete Schaafe fünf Maass geröstete Körner, hundert Rosinenkuchen und zweihundert Feigenkuchen, Alles auf Esel gepackt. (Sam. I. 25, 18.)

Kriege führst, so wird alsdann keine ungerechte That dich befleckt haben. — —

Steht dann jemand auf, dich und dein Leben zu verfolgen, so sei das Leben meines Herrn in das Bündel der Lebendigen vor Jehovah eingebunden, aber das Leben deiner Feinde liege in der Schleuder und werde weggeschleudert. Erfüllt dann Jehovah alles Gute, das er meinem Herrn zugesagt hat und setzt dich zum Fürsten Israels, so wirst du dir keinen Vorwurf zu machen haben, dass du Blut vergossen oder dich selbst gerächet hast. Gott wird dir dies vergelten, und du wirst dann noch an deine Magd denken.“

„So hätte kein Mann gesprochen — mit so viel gesundem, einfachen, unbefangenen Wahrheitsgefühl, mit solcher unbeleidigenden Freimüthigkeit, und doch dabei mit solcher Demuth, ohne kriechend zu werden, diesem sanften Eindringen in das Herz, dieser Ruhe bei aller Stärke und endlich mit so geschickter Benutzung eines jeden Umstandes, der David umstimmen und für sie sprechen kann Da ist kein eigentlicher Widerspruch, kein gebieterisches Warnen, keine Prätension Recht zu haben. Und doch wird Nabals Unrecht durch den Namen einer „Thorheit“ stillschweigend verringert, und doch wird Davids Vorsatz als ein übereilter blutgieriger Entschluss, der ihm einst schwer auf das Gewissen fallen könnte, wie im Vorbeigehen in das wahre Licht gesetzt, und dessen Wirkung durch die Ankündigung seiner künftigen Königswürde und die fein schmeichelnde Anspielung auf seinen Sieg über Goliath verstärkt; seine beleidigte Ehre durch den Gedanken, Nabal sei kaum werth, dass man auf ihn achte, ein Narr könne nicht beleidigen, beruhigt.“ Der Hinweis auf die Vergeltung

Gottes und die feine Schlusswendung, die den Gedanken wachruft, aber unausgesprochen lässt, „du wirst es mir noch einmal danken", vollendet dieses Meisterstück weiblicher Beredsamkeit und Klugheit.

Da Abigal vermuthlich ebenso schön als klug war — wer will es David verdenken, dass er sie, als er König war und sie Wittwe geworden, zu seinem Weibe machte?

Liegt doch das Versöhnende und Beschwichtigende so recht im Berufe der Frau oder sollte es blos so scheinen?

Bathseba, das schöne Weib, wird eines Tages unerwartet zum Könige berufen. Sie staunt. Was will der König? Doch sie muss gehen und man weiss, sie kehrt nicht so unschuldig heim, als sie hingegangen. Trug sie eine Schuld? War zärtliche Ueberredung oder königliche Gewalt stärker als ihr Widerstand? Wer kann hier auch nur vermuthen wollen! Der Geschichtsschreiber bewahrt darüber tiefes Stillschweigen oder der Text ist lückenhaft, — genug — die Schuld lastet auf dem Weibe des Uria und auf dem König; böse Schuld! aber sie gebar Davids Reue und in seiner Reue und aus seinem Schmerz entstand eine Reihe seiner herrlichsten Psalmen!

Nach ihres Mannes Tode wird Bathseba Davids Weib. Sie scheint die geliebteste seiner Frauen gewesen und geblieben zu sein. Ungemein charakteristisch ist sein Schmerz bei dem Tode seines ersten Sohnes, seines Sündenkindes, — als ihm dann von Bathseba Salomon geboren wird, den Nathan durch den Namen eines „Geliebten Gottes" verherrlicht, beschliesst er, dieser soll sein Thronerbe werden und die Erziehung des Knaben zu einem guten Könige, einem Fürsten des Friedens wird eine Hauptaufgabe seines Lebens. Bathseba muss in hoher Achtung ge-

standen haben; hätte sonst Salomo in seinen Sprüchen gewagt, so oft und so hart das Bild einer Ehebrecherin zu schildern? Weder er noch irgend sonst Jemand hat dabei an seine eigene Mutter denken können. Bis zu Davids hohem Alter behält Bathseba Einfluss auf ihn, er hört auf ihre Worte und folgt ihren Bitten, der Prophet wendet sich an sie um Vermittlung und auch zur Zeit Salomo's steht sie so in Ansehen, dass der Sohn einer anderen Gemahlin solch ein Zutrauen zu ihrer Macht über das Herz ihres Sohnes hat, dass er sie bittet, Salomo zu bewegen, ihm Abisag zum Weibe zu geben. Sie gewährt ihm die Bitte und geht zu Salomo:

„Und der König erhob sich, ihr entgegen zu gehen und verbeugte sich vor ihr und setzte sich auf seinen Thron und stellte einen Thron für die Mutter des Königs und sie sass zu seiner Rechten."

Bathseba ist nicht nur die Ursache zu den herrlichen Busspsalmen Davids, sondern auch zu einem Wort, dass für alle Zeiten ein glänzendes Vorbild bleibt für Zurechtweisung und Unerschrockenheit gegenüber königlicher Vergewaltigung. Nathan der Prophet gibt David eine Parabel des Inhalts, dass ein reicher Mann, der tausend Lämmer besass, dem Armen, der nur Eins, ein einzig heissgeliebtes hatte, dieses raubte . . . Da ruft David empört: „Der Mann ist des Todes schuldig!" — und Nathan entgegnete gross und gelassen: אַתָּה הָאִישׁ! „Du bist der Mann!"



Sechstes Capitel.

Jüdische Königinnen.

Frauen auf dem Thron haben oft eine erstaunliche Macht der Persönlichkeit bewiesen.

Man denke an Katharina, an Maria Theresia. Ein Scharfblick und ein Selbstbewusstsein, ein Wille und eine Würde, eine That- und Arbeitskraft war in ihnen vorhanden, um welche mancher Mann sie beneiden mochte.

Doch scheint diese Kraft und Fähigkeit zur Regierung besonders Eigenart der Frau, welche Verstand und Wissen ausgebildet hat, also der modernen Frau. Sie versteht zu regieren, die Fürstinnen alter Zeit verstanden nur zu herrschen; und zwar je nachdem sie selbst von ihrem Naturell beherrscht wurden; so sehen wir sie bald gut, bald böse handeln, ohne Selbstkenntniss und ohne Anspruch eines Einflusses auf die Geschicke der Nationen, von denen sie Nichts wissen.

Aus der Bibel sind uns besonders zwei Königinnen auffällig: die Eine durch ihre Unnatur, die andere durch ihre Schicksale.

Wer fühlte nicht eine Art Beklemmung, wenn er im ersten Buch der Könige die Thaten von Ahabs Weib: Isebel liest?

Sie ist's, die den Götzendienst wieder einführt (und insofern kann man sie nicht mehr als eine rechte Israelitin betrachten), sie befleckt sich mit der Verfolgung unschuldiger Männer, die kein anderes Vergehen begangen haben, als ihrem Gotte treu geblieben zu sein, — sie ist Veranlassung zu der schändlichen Ungerechtigkeit gegen den braven Bürger Naboth, der aus Pietät sein väterliches Grundstück dem König nicht verkaufen kann und will. Sie missbraucht die königliche Gewalt, stellt falsche Zeugen an, lässt Unschuldige hinrichten und das Alles — um die Laune ihres Herrn Gemahls aufzuheitern! — Man muss, wie so oft, die Unparteilichkeit des biblischen Geschichtsschreibers bewundern, der ohne Beschönigung Alles so her erzählt, wie es zugegangen. So schauerlich auch das schmachvolle Ende dieser Verbrecherin auf dem Thron geschildert ist, so mag es doch hier angedeutet werden als ein Denkmal grossartigster Wiedervergeltung. Ihr wird vorhergesagt, dass ihr Fleisch „die Hunde fressen werden, auf dem Acker Jisreëls.“ Nach Jahren, als Ahab todt und Jehu nach Jisreël kommt, es einzunehmen — „da schminkte Isebel mit Farbe ihre Augen und putzte ihr Haupt und sah zum Fenster hinaus —“ sie vermag aber mit ihren alternden Reizen den rauhen Rächer nicht umzustimmen, sie wird hinabgestürzt und als Jehu später hinausschickt, die Königstochter zu begraben, „fanden sie Nichts, als den Schädel, die Füsse und Hände“, das Fleisch war von den Hunden auf den Acker verschleppt und es ward zum Dünger. „Das ist Isebel“ . . . ein schauerliches memento mori für Jeden, der königliche Gewalt missbrauchte.

Die wunderliche Erzählung der Esther, welche „so schön von Ansehen und Gestalt“ nach der stolzen und sittsamen Vasthi

von dem despotischen Ahasverus (nach Anderen: Xerxes oder Artaxerxes Longimanus) zu seiner Lieblingsgemahlin erhoben wurde, und durch die klugen Rathschläge ihres Onkels Mordechai zu fast unbeschränktem Einfluss gelangt sein soll, ist wol zu ungeschichtlich, als dass sie eine besondere Beachtung verdiente: am interessantesten an der ganzen Episode ist die wiederholt versuchte Beweisführung, dass es kein echtes jüdisches Werk ist: erstens weil die darin vorkommende Hinschlachtung einer Menschenmasse mit Weibern und Kindern ganz unjüdisch und endlich und hauptsächlich, weil in dem ganzen Buch „Esther" nicht ein einziges Mal der Name Gottes vorkommt. Dies letzte Moment ist in der That überzeugend, dass keine Juden es verfasst haben, der jesuitische Ton der Erzählung lässt mich glauben, dass Judenfeinde sie in dieser Form erdichtet haben.*)

Nach dem grässlichen Ende Isebels, der „Brunhild der Bibel", wie ein neuerer Schriftsteller sie benannt hat, schweigt die Geschichte eine lange Zeit über die Frauen auf dem Thron. Vieles bleibt dunkel und sagenhaft. Es folgen jetzt jene zwei Dutzend Könige, recht zweifelhaften Werthes, unter denen Sittenverderbniss und Götzendienst überhand nahmen, — bis endlich ein Frauen-

*) Zunz schreibt in seiner Sammlung von Schriften und Reden: „Alle Schwierigkeiten werden geebnet, wenn man den persischen Ursprung des Purimfestes anerkennt und die Esthergeschichte als eine Erdichtung betrachtet. Die Perser feierten im siebenten Monat ein Freudenfest, an welchem viel gezecht, Geschenke umhergeschickt und den Armen Geld gespendet wurde. Bei dem langen Aufenthalt der Juden in jenen Ländern hatte jene Sitte sich auch bei ihnen eingewohnt, etwa wie neuestens in Deutschland das Beschenken zu Weihnachten. Die Behörden, welche diese Feie nicht abschaffen konnten, wol auch nicht mochten, sorgten nun dafür, dem Freudentage einen jüdischen Ursprung und so das Bürgerrecht zu geben."

name wieder auftaucht: Athalia, die Mutter des Ahasjah, die zur Regierung kam und dieselbe damit im Gedächtniss der Geschichtsschreiber verewigte, dass sie alle ihre lieben Angehörigen und alle etwaigen Nachkommen des königlichen Hauses einfach umbringen liess. Doch Einer! ein siebenjähriger Knabe, war ihrem mordlustigen Spürsinn entgangen; derselbe wuchs im Geheimen heran, trat dann hervor, bemächtigte sich der Regierung und er und seine Nachkommen setzten die Reihe mehr oder minder nichtsnutziger Fürsten noch eine Weile fort; bemerkenswerth ist dabei nur, dass um diese Zeit der wachsenden Irreligiosität und Verkommenheit die Propheten sich erhoben, unter denen auch ein Weib Hulda grosses Ansehen genoss und in wichtigen Fragen um Rath und Urtheil angegangen wurde.

Während der jüdischen Befreiungskriege bis zur Erlangung der Unabhängigkeit sind nur wenige Frauen namhaft gemacht; sie und die Tausende ihrer ungenannten Schwestern sind würdige Vertreterinnen jener ans Wunderbare grenzenden Tapferkeit der Juden, von der später die Rede sein muss.

Hyrkan (des Simon Sohn, also Enkel des Helden-Priesters Mathatias), ein edler gottesfürchtiger Fürst und aufrichtiger Israelit, der den ihm später gegebenen Beinamen „der Grosse“ wol verdiente, bestimmte in seinem Testament, dass seine Gemahlin Salome Alexandra die weltliche Herrschaft führen und seinem Sohn Aristobul das hohe Pristeramt übergeben werden solle. Dieser aber bemächtigte sich der Königswürde und liess seine Brüder und seine Mutter ins Gefängniss werfen. Hier soll Salome Alexandra den Hungertod gestorben sein: eine Gräuelthat fast undenkbar für den, der des Juden angeborene Verehrung für

seine Erzeugerin kennt. Es hatte eben bereits bei den Fürsten eine Verrohung der Gemüther Platz gegriffen, welche gelegentlich der römischen Despotie auf dem Throne kaum etwas nachgab.

Die zweite Alexandra, Wittwe des unternehmenden Alexander Jannäi, wurde, obwol sie zwei erwachsene Söhne hatte, zur Königin ernannt; sie scheint eine ebenso fromme als kluge Frau gewesen zu sein, welche durch ihre Umsicht und Besonnenheit dem bisher arg gemisshandelten Lande Ruhe verschaffte. Sie regierte nach innen friedlich, nach aussen frei und erhielt sich die Freundschaft und den Beistand der mächtig gewordenen Pharisäer. Im siebenten Jahre ihrer Regierung wurde der nachmals so berühmte Herodes, Sohn des Antipater, geboren. Alexandra regierte fast ein Jahrzehnt und starb 73 Jahre alt, gerade in einem Augenblick, da ihre Klugheit dem Lande am nöthigsten war. Sie hatte den geliebteren, sanften aber freilich auch trägen Sohn Hyrkan II. zu ihrem Nachfolger bestimmt' während sein jüngerer energischer Bruder Aristobul II. sich des Heeres und der Festungen bemächtigte und gegen Hyrkan zu Felde zog. Mitten in dieser Zerrüttung starb Alexandra.

Unheilvolle Kämpfe der streitenden Brüder, welche römische Hilfe und damit römische Tyrannei ins Land riefen, zerrissen alle Friedensbande, welche in jahrelanger Bemühung von vorsichtiger Frauenhand geknüpft worden waren. Die Zucht- und Gesetzlosigkeit griff wieder um sich; nach einer siebenjährigen aristokratischen Zwischenregierung — nach Vergiftung des Aristobulus durch römische Kreaturen und Hinrichtung seines Sohnes Alexander und anderer Gewaltthaten, die wiederzuerzählen zu ermüdend sind, — wurde endlich der genannte Herodes durch Vermittlung des

Antonius und Octavius vom römischen Senat zum König von Judäa ernannt.

Welche Verkettung der Umstände, die man einem Romandichter als unerhörteste Unwahrscheinlichkeit kaum verzeihen würde: Herodes vermählt sich mit Mariamne, der Enkelin Hyrkans (dem u. A. auch die Ohren abgeschnitten worden, um ihn auch zum Amt des Hohenpriesters untauglich zu machen), die er des Vaters und des Bruders beraubt, die zur Verherrlichung des beabsichtigten Triumphzuges nach Rom geschleppt worden war, die von Herodes Schwester Salome tödtlich gehasst wurde und wie ein Opferlamm in der Familie ihres Feindes und Gatten aufgenommen wurde.

Die so berühmte schöne und liebreizende Tochter Alexanders ist zur Lieblingsheldin einer Anzahl bedeutender Dichtungen geworden; ihr Schicksal ist in der That ein Drama von höchster Poesie und Tragik. Von Calderon bis zum scharfsichtigen Voltaire und dem heissblütigen Hebbel u. A. ist das Ergreifende ihres Verhältnisses zu dem ungeliebten, aber sie leidenschaftlich liebenden Gatten wirkungsvoll behandelt worden.

In Samaria heirathete Herodes die schöne Mariamne. Er liebt sie so, dass er, als er nach Rom gehen und sie zurücklassen musste, er seinem Verwandten Josef den geheimen Befehl gab, falls er nicht wiederkäme, Mariamne zu ermorden, denn er liebe sie so sehr, dass er auch im Tode nicht von ihr getrennt sein wolle und dass der Gedanke, sie könnte einem Anderen gehören, ihn tödten könne.

Mariamne, die nicht blos ungemein schön, sondern auch ungemein vertrauenselig gewesen sein muss, gestand in Abwesenheit

des Gemahls dem Verwandten desselben, wie sehr sie diesen Gatten den Mörder ihres Vaters und ihres Bruders von Herzen hasse und der gute Josef soll, um ihr „bessere Gesinnungen“ einzuflössen, und ihr einen Beweis der Liebe des Gatten zu geben, sein Geheimniss verrathen und ihr den Auftrag des Herodes wiedererzählt haben. Wie sehr die liebliche Mariamne über diese „Liebe“ des eifersüchtigen Gemahls entsetzt gewesen ist, kann man sich vorstellen. Obendrein wurden diese Herzensergüsse zwischen Mariamne und Josef, durch des letzteren Gattin, eben die Schwester des Herodes, die ränkesüchtige und boshafte Salome benutzt, um das Paar bei Herodes der Untreue zu verdächtigen; es war die Rachsucht der Unbeliebten und Zurückgesetzten gegen die von Jedermann Geliebte und Geehrte, die wie durch einen Zauber sich Aller Herzen gewann. Ihre Unschuld wurde auch dem gequälten argwöhnischen Herodes offenbar, er wies jeden Verdacht zurück und näherte sich der Geliebten mit erneuerter Zärtlichkeit, doch Mariamne — welche Aehnlichkeit hat doch ihr Wesen und Schicksal mit Desdemona's fast an Dummheit grenzende Harmlosigkeit Othello gegenüber! — Mariamne benutzt den schlecht gewählten Augenblick um ihren Haustyrann wegen des bewussten heiklichen Mordbefehls zu interpelliren und der erschrockene Gemahl will sie statt aller Antwort mit einem Dolch durchbohren, denn ihre Frage scheint das Einverständniss mit Josef zu bestätigen. Doch Mariamnes Schönheit entwaffnet ihn; — dagegen lässt er den Schwager ohne weiteres enthaupten und die Schwester ins Gefängniss werfen, — um sie gelegentlich bequem umzubringen. — Zum zweiten Mal verreist Herodes, zum zweiten Mal erfolgt der Mordauftrag, das Anvertrauen desselben, Mariamnes Ausplaudern

und Herodes zornentbrannter Argwohn, — zum zweiten Mal die Enthauptung des Vertrauten, der sein Geheimniss nicht zu bewahren wusste. Mariamne fuhr indessen fort, der heissen Liebe ihres Gemahls die schneidendste Kälte entgegenzusetzen. Die quälendste Eifersucht, die schrecklichste Verzweiflung bemächtigte sich des Königs, — seine liebevolle Betrübniss erregt fast mehr Theilnahme als die Unnahbarkeit der kaltsinnigen Frau, welche ihr tragisches Ende selbst verschuldet hat: auf falsche Anschuldigung hin und durch falsche Zeugen und Richter wurde sie als Giftmischerin zum Tode verurtheilt. Die Standhaftigkeit, mit welcher sie ihrer Hinrichtung entgegenging — vom Volk umgeben, das laut seiner Bewunderung ihrer Schönheit und seinem Mitleid Worte verlieh, — diese Standhaftigkeit und Würde erheben sie zur Heldin. Sie war fünfundzwanzig Jahr alt, als sie den Tod von Henkershand empfing.

Schauerlich ist, dass auch die beiden Söhne der Unglücklichen, die schönen edlen Jünglinge Alexander und Aristobul, nach langen Ränken der Salome endlich auch auf Befehl des unnatürlichen Vaters erdrosselt wurden.

So endeten die letzten Abkömmlinge einer glorreichen Familie, welche dem Volke Israel eine Reihe wackerer und ruhmwürdiger Fürsten gegeben hat.

Des Herodes an Wahnwitz grenzende tyrannische Grausamkeit ist bekannt. Wurde ihm doch auch der sog. Bethlehemitische Kindermord angedichtet!

Unter seiner unheilvollen Regierung griff die Entmuthigung des Volks und die tiefe Verstimmung seiner Lehrer und Führer immer mehr um sich. Herodes hatte überdies, um die zweite

Mariamne, die Tochter des Priesters Simon ben Boeth ehelichen zu können, den Hohepriester Joschua eigenmächtig seines Amtes entsetzt und Simon damit bekleidet, — und durch diese Willkür auch das Hohepriesteramt seiner Würde und Unverletzlichkeit beraubt. Es bildeten sich nun allmählich aus der allgemeinen Zersplitterung der Meinungen drei Parteien aus: die eine hielt treu an der Lehre des Judenthums und ihren Schulen stand Hillel vor, der den alten jüdischen Hauptgrundsatz vertrat: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", — die zweite Partei bildete die Zeloten, welche die Wiederherstellung des jüdischen Freiheitsstaates anstrebten und aus der Dritten, welche neue Ideen mit alten Gesetzen zu vermitteln suchte, ging Jesus von Nazareth hervor.

Nach der Reihe der Hasmonäerinnen, welche einige der würdigsten und lieblichsten Frauencharaktere enthielt, erscheint jetzt die Gruppe der Herodianerinnen. Ausser der bösartigen Salome, werden später Glaphyra, Tochter des Königs Archelaus von Kappadozien, vermählt mit dem unglücklichen Jüngling Alexander und Berenice, des jungen Aristobulus Gattin, Tochter jener Salome genannt. Ferner sind Herodias, Drusilla und noch eine zweite Salome*) und Andere mehr erwähnt.

Sie alle standen unter dem Einfluss griechisch-römischer Verwilderung und Verrohung der Sitten in den höheren und höchsten Kreisen. Nachrichten über ihre Stellung zum Judenthum sind selten und werden immer spärlicher. Die Religion flüchtete vom entwürdigten Thron in den Schoos des Volkes zurück.

---

*) Die Tänzerin.

In der Stille und in der Unterdrückung befestigte sich das Judenthum von Neuem. Ein treffendes Bild dafür giebt Jost in seiner „Geschichte des Judenthums“:

„Der Vorhang war gefallen, der Schauplatz der denkwürdigen Bewegungen, welche die letzten Tage Jerusalems verherrlichten, zusammengestürzt, das ganze Land umher mit Trümmerhaufen bedeckt. Die Vorkämpfer der Religion hatte das Schwert niedergemäht, die Gefangenen wurden von wilden Thieren zur Schaulust barbarischer Völker zerrissen und zum Theil in die Knechtschaft verkauft: Flüchtlinge suchten in weiter Ferne Schutz und Obdach. Die Wohnsitze des Volkes, das für seinen heiligen Beruf gegen die gewaltigste Erdenmacht in die Schranken getreten war, boten den Anblick des Jammers dar. Wittwen und Waisen ohne Annehmer, vergeblich nach Brot suchend, Schwächlinge, die der Krieg verachtete und der Eigennutz verschmähte; Felder ohne Saaten, Pflanzungen ohne Pflege, Erzeugnisse des Bodens der Raub roher Horden, die sich auf dem verlassenen Gebiete tummelten. Was war hier noch zu hoffen? Mussten nicht die gänzlich entmuthigten Reste eines so furchtbar geprüften Volkes sich dem Sieger unterwerfen, aller Selbständigkeit entsagen, kraftlos zerfallen und nach und nach dahinschwinden? Das ist die Wirkung, welche der Beobachter erwarten muss und Nichts erscheint natürlicher, als dass die Juden von jenem Augenblicke an aus der Reihe der Völker ausgeschieden waren.

Allein die Wirkung war eine Andere, entgegengesetzte.

Die Waffen der Feinde hatten nur die Empörung besiegt, nicht den Geist, der sie beseelte. Sie hatten den äusseren Besitz verheert und verwüstet, den Reichthum vernichtet, die Nahrungs-

quellen verstopft, die Reihen der Kämpfenden zerschmettert und zersprengt; aber in jedem schwachen Reste, der dem entsetzlichen Elend entgangen war, lebte die unerschütterliche Hoffnung, Israels beständiger Begleiter und Beistand. Der römische Staat war nicht gegen das Judenthum zu Felde gezogen, sondern nur gegen die Juden, die seiner Macht getrotzt hatten. Noch bestanden überall im Reiche und auch in Palästina Gemeinden, welche sich am Kampfe nicht betheiligt hatten, römisch-gesinnte, welche keinen Grund zur Verfolgung darboten oder solche, deren kriegslustige Männer ihre Kühnheit gebüsst hatten; noch blieben im Schutz der Römer gemässigte Männer, welche frühzeitig übergetreten waren und denen Erhaltung ihres Besitzes zugesagt worden war, noch waren stille Bewohner übrig, welche nach Erstickung des Aufstandes keinen Argwohn einflössten. Der Römer war viel zu stolz, um seine Rache weiter auszudehnen und die Klugheit erforderte Schonung derer, welche durch Bestellung des Bodens und andere friedliche Beschäftigungen dem Reiche noch Abgaben eintragen konnten. Von den ohnehin dem Kriege abgeneigten Gelehrten war eher eine Beschwichtigung der Gemüther zu erwarten. Die Religion lebte wieder auf."

Ja, sie gewann Anhänger in fremden Landen. Wie von anderen Orten aus zogen Juden von Parthien nach Adiabene, Landschaft in Assyrien, und nach Mesopotamien und in Adiabene nimmt die Königin Helena und ihr Sohn Izates das Judenthum an und sind fortan eifrige Anhänger des einzigen Gottes. Vierundzwanzig Jahre regierten sie in Ruhe und Frieden auf die Wohlfahrt ihres Volkes bedacht. Bei einer Hungersnoth hat Helena durch ihre Umsicht und Mildthätigkeit Tausende vom

Tode errettet; sie liess eine grosse Menge Korn aus Alexandrien und trockene Feigen aus Syrien kommen und unentgeltlich unter das Volk vertheilen, während ihr Sohn grosse Geldsummen zur Linderung der Armuth nach Jerusalem schickte. Nach dem Tode Helena's und ihres Sohnes wurden, wie man erzählt, die Leichen nach Jerusalem gebracht und dort begraben. Auch ihr Nachfolger nahm das Judenthum an.

Herodias, die Gattin des Herodes (Sohn Mariamne's II.), welche sich von ihrem Schwager entführen liess und darauf von Johannes dem Täufer öffentlich getadelt wurde, ist berüchtigt durch den schändlichen Rath, den sie ihrer Tochter Salome gab. Diese tanzte einst vor Herodes und erregte so sehr sein Wohlgefallen, dass er ihr jeden Wunsch bewilligen wollte, sie erbat sich darauf den Kopf des Johannes, der gefangen worden war und dann enthauptet wurde. Diese Scene, wie Salome den Kopf des Täufers auf einer Schüssel trägt, ist oft dargestellt worden.

Die letzte jüdische Königin, Cypros, das treue Biederweib des verschwenderischen, leichtsinnigen Herodes Agrippa, stand diesem in seinen mannigfachen Nöthen tapfer und trostreich bei, und erfuhr dann auch die Genugthuung, den geliebten Gatten immer mehr in Würden und Ehren und in der Liebe seines Volkes steigen zu sehen; wie sein ganzes Leben ein seltsames war im Wechsel zwischen Glück und Unglück, so soll auch sein Ende ein ungewöhnliches gewesen sein; bei einem Volksfest, wo er ganz in einem silberdurchwirkten Mantel erschien, erblickte er über sich eine Eule und sich einer Weissagung erinnernd, erschrak er so heftig, dass er erkrankte und in fünf Tagen eine Leiche war. Er hinterliess ausser einem siebzehnjährigen Sohn, Agrippa, drei

Töchter, Berenice, Mariamne und Drusilla, die so wenig ihrer würdigen Mutter nacheiferten, dass schon kurz nach dem Tode Agrippa's syrisch-römische Krieger zum Hohn die Bildnisse der drei Königstöchter in Häuser der Schande brachten und dort zur Schau stellten. Drusilla, die Aelteste, heirathete Aziz, König von Emesa, der zum Judenthum übergetreten war, aber unbeständig und wankelmüthig, verliess sie bald den Gemahl, um sich mit Claudius Felix zu verbinden, dem sie einen Sohn Namens Agrippa gebar. Ebenso trennte sich Mariamne von ihrem Gatten Archelaus, um sich mit Demetrius, dem vermögenden Alabarchen von Alexandrien zu verheirathen. Die verwittwete Berenice endlich vermählte sich in zweiter Ehe mit Polemon, König von Cilicien; auch er hatte vorher die jüdische Religion angenommen, doch unter den Schwestern die unberechenbarste, verliess sie plötzlich ihren Mann, ohne dass ein Grund dafür bekannt geworden ist. Sie war in der Liebe sehr leichtfertig, zugleich aber in der Beobachtung religiöser Gebräuche sehr streng und gewissenhaft, dabei so reizvoll und fesselnd in Wesen und Erscheinung, dass sie, die Vierzigjährige, noch die leidenschaftliche Liebe des Titus erregte, der das verführerische Weib zur Gemahlin zu machen wünschte und nur durch die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde davon abgehalten wurde. Die „Wonne des Menschengeschlechts“ musste darauf verzichten die Jüdin zur römischen Kaiserin zu erheben; dafür vollbrachte er später die Heldenthat der Zerstörung Jerusalems.

Mit dem Tode Agrippa's ging der israelitische Staat seinem Ende entgegen; noch kurze Zeit blieb Judäa eine römische Provinz, um dann einer gänzlichen Auflösung zu verfallen. Die lange Kette

der Judenverfolgungen hatte bereits Glieder angesetzt. Unterdrückungen, Plünderungen, Vergewaltigungen, Tempelschändungen, Mord und Brand versetzten die Juden in Jammer und Bestürzung. Kaiser Tiberius war ihnen besonders missgünstig. Eine zum Judenthum übergetretene Römerin Fulvia, welche einen aus Jerusalem Verbannten zum Lehrer erwählte, der ihr Vertrauen missbrauchte und ihre für den Tempel bestimmte Geldsendungen unterschlug, — war so unvorsichtig, diese Untreue dem Kaiser anzuzeigen und seinen Vorurtheilen und bösen Absichten neue Nahrung zu geben.

Er und seine Nachfolger beschlossen die Juden zu vertilgen; nur selten fand sich ein Fürsprecher, wie in der jüdisch gesinnten Kaiserin Poppäa, welche einigemal ein zu offenbares Unrecht gut zu machen suchte. Auch jene Königin eines jüd. Barbareskenstammes, Aures Damia, mit dem ehrenden Beinamen Cahena, die lange an der afrikanischen Küste an der Spitze eines jüdischen Heeres tapfer und todesmuthig gegen feindliche Uebermacht kämpfte, soll hier wenigstens erwähnt werden, ebenso die Fellahkönigin Judith, welche in Abyssinien das Judenthum zur Staatsreligion erhob; ihre Dynastie regierte bis zu Ende des zehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit sich durch Unruhen in Palästina und Klagen der Pilger die Kreuzzüge vorbereiteten und auch für die Fellahs die Verfolgungszeiten anbrachen, welche die Einführung des Christenthums erzwangen.

Die grausige Zerstörung Jerusalems machte dem Schattenkönigthum Juda ein Ende, die Geschichte weiss keine jüdischen Königinnen mehr zu nennen. Die letzten Frauen aus der Familie des Herodes beweisen, wie die weibliche Natur, wenn ihr die

Selbstkritik fehlt, von einem Extrem zum anderen umschlägt. Die angeborene Milde verwandelt sich in Grausamkeit, die Demuth in Hochmuth, die Züchtigkeit in Zuchtlosigkeit. Gewalt und Oeffentlichkeit verwandeln des Weibes eigenstes Wesen, wenn nicht Herz- und Verstandesbildung dem leicht erregbaren Naturell den wohlthätigen Zügel der Selbstbeherrschung und Sittigung anlegt.

Zeigt sich also das Weib im Glück oft übermüthig — so enthüllt es dagegen seinen eigentlichen Werth erst im Unglück. Wir werden sehen, wie die jüdische Frau im Schmerz und im Elend eine Seelengrösse zeigt, vor der jedes andere Heldenthum verblasst.



Siebentes Capitel.

Im finsteren Mittelalter.

„Die Söhne meiner Mutter grollten mir."
(Hohelied).

Jerusalem war zerstört worden. Der Tempel lag in Asche, die Stadt war dem Erdboden gleich gemacht. 1,100,000 Israeliten rafften während der Belagerung Schwert und Hunger hin, 97,000 schmachteten in römischer Gefangenschaft, 2000 hatten sich in der Verzweiflung selbst getödtet, gegen 3000 wurden zur Belustigung der Zuschauer theils wilden Thieren vorgeworfen, theils verbrannt, und 230,000 sind in anderen Orten als Opfer dieses Krieges gefallen.

Ueberall tobte der Vernichtungskampf gegen die Uebriggebliebenen, die es wagten, ihrem Glauben an den einzigen einen Gott anzuhängen und strenge sittliche Zucht zu bewahren; diese beiden Unterscheidungsmerkmale von den anderen Völkern machten sie verhasst und — gefürchtet! Man fürchtete sie und desshalb rottete man sie aus: sie wurden geschlachtet, wie Opferthiere verbrannt, von den Bestien der Rennbahn zerrissen, dem Hungertode preisgegeben und wer sich nicht aus Gram das Leben nahm oder elend dahinsiechte, ward in die Sklaverei verkauft.

Seltsam, dass die unbeschreibliche Heldenhaftigkeit der Einen, die unmenschliche Blutgier der Anderen sich nicht endlich erschöpfte! dass sie durch Jahrhunderte bis ins neue Jahrtausend dauerte! —

Ob es eine Geschichte der Judenverfolgungen gibt? Man sollte meinen, eine solche sei nie zu Ende geführt, der Schreiber müsste den Verstand verlieren vor Scham und Entsetzen. Schon allein die Berichte zusammenzustellen, wo von Frauen die Rede ist, macht das Blut erstarren.

Dass die Männer ihre Weiber tödteten um sie vor Schändung zu bewahren, kehrt als häufige Erscheinung regelmässig in den Berichten wieder. Als Kaiser Trajan nach Syrien gekommen war, liess er ohne Veranlassung die Juden niedermetzeln; den Frauen aber stellte er es frei, sich seinen Soldaten zu überlassen oder ihren Männern in den Tod nachzufolgen. Ohne Ausnahme zogen die Frauen den Tod vor und wurden sämmtlich ermordet.

Bei einer ähnlichen Gräuelthat, bei der Eroberung der Festung Bethar, soll, wie der Talmud hyperbolisch sich ausdrückt, das Blut der erschlagenen Frauen und ihrer Kinder wie ein Strom in das eine Meile entfernte Meer geflossen sein, dass „die Einwohner sieben Jahre lang ihre Weingärten nicht zu düngen brauchten.“

Die vertriebenen Juden wurden Kosmopoliten. Sie gedachten des Wortes Jeremias: „Fördert das Wohl der Stadt, wohin Ihr vertrieben seid“ und spätere Lehrer geboten ihnen, an jedem Ort der Niederlassung die Landesgesetze so unverbrüchlich zu halten, als ob es ihre eigenen wären. Da ihre Voraltern wegen Unterdrückungen schon seit Jahrtausenden ausgewandert waren, fanden

die Enkel überall bereits kleinere oder grössere Niederlassungen vor. Schon unter der Römerherrschaft waren Juden in Cöln ansässig. Sie waren Handwerker, besonders aber Landwirthe*), Weinbauer durch ererbte Gewohnheit und Uebung, nur der kleinere Theil widmete sich dem Handel. Ihre Geschicklichkeit, ihr Fleiss und ihr friedliebendes Wesen schien allmählich die Abneigung der Anderen zu überwinden und vielleicht wäre ihnen endlich ein menschenwürdiges Dasein gegönnt worden, wären jetzt nicht die Christen in blindem oft auch erheucheltem Bekehrungseifer gegen sie aufgetreten.

„Alle Verfolgungen unter den Heiden und Muhamedanern waren im Allgemeinen jetzt selten und vorübergehend. Die eigentlichen Scheusslichkeiten der Judenverfolgungen, jetzt 800 Jahre andauernd, treten erst unter den Christen auf.“ (J. M Schleiden.)

Durch die Kreuzzüge wurde die Menschenmetzelei kirchlich sanctionirt. Ueber sieben Millionen Menschen sind in den Kreuzzügen („Zur Ehre Gottes!“) hingemordet und wol ebenso viele an den Bettelstab gebracht worden. Die Frauen waren es, die oft den verzweifelnden Männern Muth einflössten, Muth zum Weiterleben oder zum schnellen Tode. Als im ersten Kreuzzuge die Pöbelschaaren die Juden in Mainz mit dem Tode bedrohten, wenn sie sich nicht taufen liessen, versammelten die Frauen sich mit ihren Kindern und forderten die Männer auf, erst sie und dann sich selbst zu tödten. Wenn man ihnen die Wahl anheimstellte zwischen Tod und Taufe, stürzten sich Tausende mit ihren

---

*) Die Juden waren Landwirthe, bis die Christen ihnen ihr Eigenthum mit Gewalt entrissen.) J. M. Schleiden).

Kindern mit dem alten heiligen Ruf: „Gott Israels ist einzig!“ in die Flammen oder in die Fluten, den Schreckenstod dem Folterleben unter ihren Peinigern vorziehend. War ihnen doch das undenkbar Entsetzlichste geschehen! Es wird berichtet, dass man schwangere Frauen zerhauen, in siedende Kessel geworfen, wenn sie noch athmeten aufs Rad geflochten oder lebendig begraben hat . . . Doch Jude und Jüdin ruft zu Gott: „Wir bleiben Dein mit gebrochenen Genicken!“

Fast der ganze Inhalt der von Zunz wiedergegebenen Bruchstücke in seinem Werk: Die synagogale Poesie des Mittelalters“ spricht von Gottesfurcht und Todesverachtung:

„Die edlen Frauen sich sputen,
Dass als Opfer ihre Kinder bluten, —
Väter schlachten rasch die Söhne
Und schonen nicht das eigne Leben.
Deine Einheit zu erheben,
Weiht dem Tode sich die Junge und die Schöne;
„Höre Israel“ die Lippen beben,
Und vom Bräutigam und von [illegible] Braut,
Ist „der einzige Gott“, der letzte Laut“.

Bei den Judenverfolgungen in Worms, Speyer, Geldern und anderen rheinischen Orten werden eine solche Menge Männer, Gatten und Väter namhaft gemacht, welche ihre Ehefrauen und Töchter tödteten, um sie vor der Schande zu bewahren, dass es zu weit führen würde, alle ihre Namen zu erwähnen; in Worms allein tödteten sich gegen 140 Familien und auch einzelne Frauen und Mädchen, 44 an der Zahl, werden mit Namen angeführt.

Kaum hatten sich die Ueberlebenden von den Schrecken

des ersten Kreuzzuges erholt, als schon der zweite seine Vorboten in den Misshandlungen Einzelner sandte. Männer und Frauen wurden verstümmelt, einem Mädchen Minna aus Speyer wurden Ohren und Daumen abgehauen, eine andere Namens Guthalda wurde in Weissenburg gemisshandelt, weil man ihren Uebertritt zum „Christenthum“ verlangte, und als sie sich standhaft weigerte das Glaubensbekenntniss ihrer entmenschten Peiniger anzunehmen, endlich ertränkt.

Im Sommer 1171 erzählte ein Christ aus Spass, ein Jude habe einen erschlagenen Christenknaben ins Wasser geworfen. Der Bischof drang in der Gemeinde auf Tod oder Taufe als Sühne. Einunddreissig Opfer, darunter siebzehn Frauen starben unter Absingung von Lobpsalmen den Flammentod.

Einige Jahre später wurde am Ufer des Rheins eine christliche Frauenleiche gefunden. Sofort wurde die jüd. Gemeinde von Boppard mit Mord und Todschlag überfallen, Jünglinge und Jungfrauen wurden erschlagen. Als später einmal drei Christenknaben ertranken, beh ntete man, die Juden hätten sie in ihre Häuser gelockt und dort geschlachtet. Dreihundert Unschuldige wurden „von Rechts wegen“ verbrannt. Im Frühling, nachdem das Eis geschmolzen, fand man die drei Leichname der Knaben. Diese Mähr vom „Kinderschlachten“ wurde als Vorwand jetzt öfter benutzt, wenn es Erpressung von den Lebenden oder Beraubung der Todten galt. So haute man in Erfurt den Juden die Hände ab, andere werden mit Weibern und Kindern verbrannt. Doch der Dichter singt:

„Sie mordeten die Leiber,
Wir retteten die Seelen.“

Derartige Vorgänge, dass auf Grund falscher Aussagen ganze Familien geschlachtet oder verbrannt wurden, kommen so oft vor, dass die Wiederholung ermüdet. Ebenso wiederholen sich jetzt die barbarischen Verbrennungen hebräischer Werke. In Paris, kurz nach der Verbrennung Maimonidischer Werke wurden über 1200 Bücher, Talmudexemplare nebst Commentarien u. s. w. verbrannt.

Die trocknen Berichte unaufhörlicher Gräuelthaten der Christen gegen die Juden, Jahr für Jahr, durch die Jahrhunderte hindurch, füllen die Seiten der Geschichtswerke in ununterbrochener Folge. Besonders sind es stets ganze Familien, die in den Tod gehen, denn Keiner will den Andern überleben. Die Männer tödten erst die Frauen, dann sich, die Mütter binden sich die Kinder an die Brust und sterben so mit den Lieblingen vereint. Wie sollte auch wol eine Mutter auf den Gedanken kommen, ihr geliebtes Kind diesen Bestien in Menschengestalt zu überlassen? Sie rannten mit den kleinen unschuldigen Geschöpfen in die Flammen, stürzten sich von den Dächern herab oder in die Flüsse, oder, wenn bewacht und verhindert fortzugehen, erwürgten sie die Kleinen mit eigenen Händen!

Es ward zum Dogma erhoben, dass Juden zu tödten Christenpflicht sei. Nachdem in Deutschland und Frankreich der Ausrottungskampf Millionen Menschen hingemetzelt hatte, begannen in Spanien die grauenvollsten Vernichtungsthaten gegen die Juden. Man tödtete sie nicht nur, sondern man erfand auch neue Martern. Man zog ihnen die Haut mit eisernen Kämmen vom Leibe herunter, man schnitt ihnen die Waden auf und goss siedendes Pech in die klaffenden Wunden, man riss ihnen Finger- und Fussnägel

ab — — genug davon! Die Feder sträubt sich auch nur in Kürze anzudeuten, was Menschen von Menschen erduldet haben.

Das Jahr 1391 war ein Trauerjahr für Spaniens Juden. Ihre Häuser und Synagogen wurden verbrannt, sie selbst mit Frauen und Kindern erschlagen! Die schönsten Frauen und Mädchen suchte man aus und verkaufte sie in die Sklaverei, soweit sie am Selbstmord gehindert wurden. So geschah in Sevilla, in Toledo, in Valencia und 70 bis 80 anderen Orten. Gegen 10000 Menschen kamen in wenigen Monaten um, gegen 200000 sollen zum „Christenthum“ übergetreten sein, um das nackte Leben zu retten. Frauen und Mädchen aber sollen viel seltener als die Männer übergetreten sein: sie zogen den Tod einem Leben der Lüge und Heuchelei vor.

Besonders die Mönche thaten sich in der Verfolgung hervor. Sie durchreisten die Lande und predigten Vernichtung. Hatte so ein „Christ“ die Bevölkerung aufgehetzt, dann zog er weiter, das Volk aber ergriff Juden und Jüdinnen, verbrannte, mordete sie und eignete sich dann ihr Eigenthum an; besonders beliebt zum Morden waren die Juden, welche Grundbesitz hatten, denn von Geld und Schmuck hiess es: „wie gewonnen, so zerronnen“ — während Ländereien einen dauernden Werth besassen.

1492 endlich ist jene grossartige Judenvertreibung in Spanien in Scene gesetzt worden, welche das Land von seinen nützlichsten und sittlichsten Einwohnern entvölkerte. Die stattgefundenen Unthaten spotten jeder Beschreibung; das Meiste ist in einem populären Buch nicht wiederzugeben. Scheussliches geschah auf den Schiffen, welche die unglücklichen jüdischen Familien von Spaniens Küste nach Afrika transportirten. Es wird u. A. be-

richtet, dass ein Matrose ein junges Mädchen in Gegenwart der Eltern gewaltsam entehrte; einige Augenblicke später kam er zurück und erstach sie, damit, wie er sagte, durch ihn kein jüdisches Kind erzeugt werde. Doch genug an diesem einen Beispiel für die Qualen, denen wol eine Million armer, elender aus ihrer Heimat Vertriebener unterworfen wurden. Ferdinand und Isabella benutzten die Juden, so lange sie sie brauchten, dann zwangen sie sie zum Tode oder zur Auswanderung; seit dem ist Spanien verödet und verarmt und eine Beute niederträchtigen Pfaffenthums geworden.*)

Zur Erholung sei hier eine kurze doch nothwendige Erläuterung gestattet; ist doch die Frage nach dem „warum?“ dieser Vernichtungskämpfe zu naheliegend. Ein unparteiischer Kenner der jüdischen Geschichte J. M. Schleiden schreibt:

„Die ausschliesslichen Regisseure der Judenverfolgungen sind die Bischöfe, diese eigentlichen Träger der Bornirtheit, Unwissenheit und Unsittlichkeit unter den Christen, als welche sie sich von Anfang an erweisen. — Faullenzen, Schwelgen, jeder Unsittlichkeit fröhnen war immer, sehr wenige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, der Inhalt ihres Lebens und dazu brauchten sie Geld, viel Geld; so weit es ging, wurde das durch Abgaben und Betteleien für die Kirche aufgebracht. Aber etwas mussten sie doch die eigenen Glaubensgenossen schonen und da bot sich

*) Märtyrerinnen der span. Inquisition waren u. A. Thamar Barrokas, Beatrix Nunnez, Isabel Alvarez (Eigenthümerin einer vielbesuchten Synagoge). Zur „Feier“ der jungen Gemahlin Karls II. Maria Louise von Bourbon wurde ein grosses Auto-da-fé veranstaltet, bei welchem 60—70jährige Greisinnen verbrannt wurden. Das Alter flösste kein Mitleid ein; 95jährige Greisinnen wurden nicht verschont. (Maria Carillo in Toledo.)

in den ungläubigen Juden ihnen ein bequemes wehrloses Object zum Plündern dar; dass dies der eigentliche Antrieb und der Zweck der Judenverfolgungen war, beweisen Concilsbeschlüsse, Gesetze und die Vorgänge selbst. Dazu kam noch der neidische Hass gegen die damals geistig und sittlich so viel höher stehenden Juden. War doch Jeder derselben, der ihnen entgegentrat, eine beschämende Satire auf ihre eigene Unwissenheit und Bornirtheit. In den häufig angestellten Disputationen zwischen christlichen Priestern und jüdischen Lehrern unterlagen jedesmal schmählich die Ersteren; wussten diese doch meistentheils nicht einmal in der Bibel Bescheid, die bei den Juden in Fleisch und Blut übergegangen war."

Ein Gegenstück dazu ist die Thatsache, dass der Bischof Agobard von Lyon sich dagegen beschwerte, „dass die Juden Predigten in ihren Synagogen hielten, die nach Aussagen der meisten Christen besser und erbaulicher seien, als die der christlichen Priester." —

Man weiss, wie die blödsinnigen Anschuldigungen des Kinderschlachtens, der Hostienschändung und der Brunnenvergiftung im Volke verbreitet und geglaubt wurden, und welch namenloses Elend sie hervorriefen. Mit der Zeit scheinen die mönchischen Blutsauger und Henkersknechte erkannt zu haben, dass ein gut Theil der starren Anhänglichkeit der Juden an ihren Glauben der Heldenhaftigkeit der jüdischen Frauen zuzuschreiben sei, wenigstens mehren sich die Anzeichen einer Verfolgung der Jüdinnen. Im Jahre 1501 wurden 67 Jüdinnen verbrannt; als ein Mönch, der einer Jüdin Gewalt anthun wollte, von dieser in der Nothwehr getödtet wurde, überfielen die Rächer die Gemeinde

und gegen viertausend Menschen wurden grausam erschlagen, darunter besonders viele furchtbar gemisshandelte Frauen. Einige Jahre später stürzen sich dreizehn Frauen aus Verzweiflung ins Wasser, an anderen Orten jagt man sie fort. Wiederholt liest man von Frauen, die den Ertrinkungstod suchten. Ihr Vorbild ist jene Esther, die Tochter eines Synagogenvorstehers im 11. Jahrhundert, welche mit einer Anzahl Genossinnen, alle mit Steinen beschwert, sich in die Mosel stürzte. Wohl an 100000 Frauen und Jungfrauen haben sich so im Laufe der Zeit das Leben genommen, sich und den Kindern, um nicht dem Gotte Israels, dem Einzig-Einen ungetreu zu werden. Schön ist die folgende Erzählung aus früherer Zeit. Rabbinen reisen auf dem Mittelländischen Meer und fallen Seeräubern in die Hände. Einer der Rabbinen — er hiess Rabbi Moses — hatte Weib und Kind bei sich. Für die Frau erglühte der Hauptmann des Schiffes und verfolgte sie mit seinen Anträgen. Sie, die sich nicht mehr zu schützen wusste, fragte ihren Mann auf hebräisch, ob die, welche im Meere umkommen, auch auf eine Auferstehung hoffen können? Er antwortete ihr mit den Worten aus der Bibel: Gott spricht, aus Basan bringe ich zurück, bringe zurück aus den Tiefen des Meeres;" — worauf sich das treue Weib ins Meer stürzte und ertrank.

Aehnlich ist die Geschichte der Esther, jener griechischen Jüdin, Frau von Jacob Cohen, die 1532 mit den Ihrigen nach Italien floh, als Doria's Truppen erobernd alle Städte und Inseln überzogen. Ihre Schönheit erregt die unreine Leidenschaft des Schiffshauptmanns. Nach langem Widerstande, des Kampfes endlich müde, einen Ueberfall besorgend, stürzte sie sich eines Tages

ins Meer, um seinen Nachstellungen zu entgehen und ihre Ehre zu retten.

Glücklicher erging es einer anderen Glaubensgenossin der unglücklichen Esther, einer durch Anmuth und hohe geistige Ueberlegenheit hervorragenden Frau Namens Maria Nunnes Pereyra, die auf der Flucht nach Holland von einem englischen Schiff zur Gefangenen gemacht, durch ihr bezauberndes Wesen und ihre Vornehmheit den Besitzer des Schiffes, einen englischen Herzog, derart entzückte, dass er leidenschaftlich um ihre Liebe warb; ihre Zurückhaltung und Züchtigkeit liessen ihn aber bald erkennen, dass jede Verführung unmöglich sei und dass die schöne Jüdin wie so manche ihrer Unglücksschwestern sich eher das Leben als die Ehre nehmen lassen würde. Da bot ihr der Herzog seine Hand an, und obwol sie dieselbe ausschlug, weil sie, um sein Weib zu werden, ihre Religion hätte aufgeben müssen, so hoffte er doch ihren Widerstand, der immer mehr seine Bewunderung erregte, zu überwinden. Er blieb als ritterlicher Beschützer an ihrer Seite und in London angelangt, stellte er sie der Königin Elisabeth vor, die sich ihrerseits ausserordentlich für die schöne und gebildete Jüdin interessirte. Wenige Zusammenkünfte genügten, um die Königin für Maria so einzunehmen, dass sie ihr ihre ganze Zuneigung schenkte und sie bat Christin und die Gemahlin des Herzogs zu werden. So tiefen Eindruck auch die Gunst der königlichen Frau auf die ihrer Heimat Entflohene und in fremden Landen Schutzbedürftige auch machen musste, sie blieb fest an ihrem Judenthum hangen und weigerte jeden Uebertritt. Endlich wurde sie, nicht ungnädig, entlassen und ging nach Holland. Sie versammelte in Amsterdam einen Kreis recht-

gläubiger Juden um sich und bildete somit den Anfang zu der sich später entwickelnden grossen und einflussreichen Judengemeinde.*)

Eine andere interessante, geistig überlegene jüdische Frau wäre hier auch zu erwähnen: Donna Grazia Nasi, geboren in Portugal 1510; in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre Wittwe geworden, stand sie den schwierigsten Verhältnissen gegenüber auf eigenen Rath und eigene That angewiesen. Die Einführung der Inquisition, welche Jahr für Jahr unter den nichtigsten Vorwänden von den Juden ungeheure Summen erpresste, zwang Grazia, um Leben und Vermögen zu retten, zur Flucht nach Holland. Hier musste sie ihren Glauben verleugnen, doch sie konnte die erzwungene Heuchelei nicht ertragen, und bestrebte sich nach einem Ort überzusiedeln, wo sie ihre Religion bekennen durfte. Erst nach unsäglichen Leiden und Opfern gelang es ihr in Venedig eine Freistatt zu finden. Von hier ging sie nach Ferrara, endlich nach Constantinopel. Hier unter Türken fand sie, was Christen ihr versagt hatten: ein ruhiges Leben ohne Lüge und Heuchelei. Sie bekannte sich offen zum Judenthum, nannte sich Hannah und bekundete ihre tiefe Religiosität in der Liebe zu den Glaubensgenossen und in Werken der Wohlthätigkeit. Sie legte Bet- und Lehrhäuser an, förderte in jeder Weise die allgemeinen Wissenschaften und unterstützte die Armen und Verfolgten, wol wissend, was sie selbst erlitten. Als der Papst Pius IV. sich entsetzliche Grausamkeiten gegen friedliche Juden zu Schulden kommen liess, wusste Grazia-Hannah die Hilfe des Sultans (!)

*) Die Pereyra's sind noch heute weit verbreitet und zum Theil in hochangesehener Stellung.

anzurufen und Schutz und Zuflucht für die bedrängten Glaubensgenossen zu erwirken. Sie starb im Juni 1569 tief betrauert.*)

Ihre Tochter, deren Gatte aus Liebe zu ihr und aus Ehrfurcht vor ihrer Mutter zum Judenthume übergetreten war, — ist von Anfang an weit mehr als Hannah durch das Glück begünstigt, ja sie steigt mit dem Gemahl von Stufe zu Stufe, bis sie gar Herzogin von Naxos wird. Ihrem Gatten, einem überaus umsichtigen, vielseitigen Manne, wurde vom Sultan Suleiman die Stadt Tiberias geschenkt, welche er mit Juden bevölkerte. Des Sultans Freund Selim erhob ihn zum Herzog von Naxos und der übrigen Cykladischen Inseln. — Es ist, selbst neuerdings, viel über ihn, Wahres und Unwahres geschrieben worden; uns kümmert hier nur seine Gattin, Hannahs Tochter, Donna Reyna. Die Herzogin verwendete — an Hochherzigkeit und Treue zur angestammten Religion ihrer Mutter ähnlich — ihr Vermögen zur Förderung der Wissenschaften; besonders erwarb sie sich durch die Anlegung von Druckereien ein Verdienst.

Inzwischen waren über Europa nach den Kreuzzügen schwere Krankheiten gekommen; die Pest brach aus und wüthete über Arm und Reich, Jung und Alt, doch als die jüdischen Gemeinden von der fast allgemeinen Verseuchung frei blieben, wandte sich ihnen der ganze Hass und Argwohn der vom „schwarzen Tod“ Heimgesuchten zu. Man begriff es nicht, dass nur der Juden angeborene Mässigkeit**), ihre Familienzucht und Ordnungsliebe

---

*) Samuel Usque in Ferrara widmet ihr sein Werk: „Trost über die Leiden Israels“, er preist sie als das „Herz“ ihres Volkes; sein Bruder Abraham verdankt ihrer Mithilfe die Herausgabe seiner nachmals so berühmt gewordenen spanischen Bibel.

**) Es liegt ein reiches Material vor zum Beweise für jüdische

sie vor schädlichen Einflüssen bewahrte, welche die in Unzucht, Saufgelagen und Schwelgereien jeder Art ausartenden Nichtjuden zu Grunde richtete. Die Juden allein blieben in der allgemeinen Verseuchung bewahrt. — Da predigten denn die christlichen Priester dem christlichen Volk: „Die Pest kommt von den Juden! sie haben Quellen, Brunnen, Flüsse, ja die Luft vergiftet! Die Folter her!“ —

Man folterte und erhielt die unsinnigsten Geständnisse. Was hat manch' armes Weib Alles beschworen! Welch ein ekelhafter Blödsinn wurde ihren schmerzverzerrten Lippen entrissen und dennoch wurde sie als „Hexe“ dann verbrannt.

Der Leser soll nicht mit Einzelheiten gequält werden, nur eine jugendliche Heldin sei erwähnt, die Schwester von Raphael Benito Terongi, Catalina Terongi. Am 6. Mai 1691 wurde sie mit fünfundzwanzig Anderen, die sämmtlich keines anderen Vergehens angeklagt waren, als „dem Judenthum hartnäckig ergeben zu sein“ — den Flammen übergeben. Catalina schrie vor Schmerz und Entsetzen laut auf und bat jämmerlich man möge sie doch dem Feuer entziehen, aber immer wieder antwortete

---

Mässigkeit und gesundheitfördernde Lebensweise. Charakteristisch ist folgende Aeusserung: — — „Der Jude von allen Seiten zurückgestossen, immerfort auf sich selbst angewiesen, zieht sich in sich selbst zurück und vermehrt die Stärke des Gemüths, auf sich selbst zu beruhen, immer mehr. Die Eigenthümlichkeit der Lehrgegenstände und Lehrweise (der Rabbinischen Schule) hielt die in ihr Beschäftigten von aller Berührung mit der Welt zurück und stumpfte so den Sinn für die Aussenwelt völlig ab, indem sie selbst in den trägsten Köpfen den Sinn für geistige Beschäftigung erweckte. Mit dieser Ertödtung der sinnlichen Reizbarkeit ist denn naturgemäss äusserste Mässigkeit, Gerechtigkeitsliebe und somit sittlicher Lebenswandel in religiösen Schranken verbunden.“ Dr. L. Philippson in seinem Charakterbild: „Baruch Spinoza“. Wo dies Alles aber zusammen wirkt, ist auch körperliche Gesundheit sehr natürlich.

sie auf die ihr zugerufene Frage, „nein, Jesus könne sie nicht als Gott anerkennen.“ Sie blieb standhaft und flösste endlich, sterbend dem sterbenden Bruder an ihrer Seite Muth ein. Mallorcanische Dichter haben ihren Tod in Liedern verewigt, welche noch heute von den Frauen der Insel bei der Arbeit gesungen werden. Ein Vers lautet:

Com es foch li va arribà
A ses rúas des calsons,
Li deya: „Falet, nót dons;
Que te carn nos cremerá.“*)

Man denke — um jene Zeit arbeitete Bayle an seinem Wörterbuch, gründete Christian Thomasius**) die erste deutsche Zeitschrift, stand Leibnitz auf der Höhe seines Schaffens, seit über drei Jahrzehnten wurden Paskals Briefe gegen die Jesuiten gelesen und seine „Pensées sur la religion“ zum Druck befördert, Fenelons Telemach erlebte nach der Bibel die meisten Auflagen, Locke hatte „Ueber Religionsduldung“ geschrieben, Newton lebte und wirkte noch in voller Geisteskraft!! —

Früher, als ganze Familien zu Hunderttausenden verbrannt, ertränkt, erstochen und erschlagen wurden, schien oft die Frauen eine an Wahnsinn grenzende Begeisterung der Verzweiflung zu

---

*) Es steigt empor die Flammengluth
Dem Saum sie schon sich näh'rt.
„Ach, Bruder mein! hab' guten Muth!
Dein Herz bleibt unversehrt!“ —

**) Die schauderhaften Hexenprozesse wurden durch seine Abhandlung „de crimine Magiae“ hart und heftig bekämpft, so dass die Gerichtshöfe sich doch allmählich schämten derlei gotteslästerliche und menschenschänderische Possen aufzuführen. Weniger erfolgreich war er, wie wir gleich sehen werden, der Anwendung der Folter gegenüber.

ergreifen, — freudig stürzten sie sich, ihren Männern voraneilend, mit den Kindern an der Brust in die Flammen, — aber allmählich scheint eine Ermattung über die neuen, unter Angst und Zittern geborenen Generationen zu kommen. Die armen Weiber kennen den freudigen Muth der Todesverachtung nicht mehr, sie betteln um ihr bischen armseliges Leben und lassen sich foltern durch alle Grade und schänden sich selbst in den gemeinsten Geständnissen, die man ihnen in den Mund legt.

Und die Hierarchie nährte den Wahn und den Aberglauben als Zaun gegen die immer siegreicher andringende Aufklärung der Geister. Die so künstlich gezüchtete Furcht vor Behexung suchte nun bei jeder Erkrankung von Menschen oder Vieh, bei Unglück, schlechter Ernte, Hagelschlag, Fehlgeburten u. s. w. eine schuldtragende Creatur und die ohnehin scheel angesehenen, durch Aeusseres und Lebensweise, durch Denkart und Religion so sehr von den Uebrigen sich auszeichnenden jüdischen Frauen erschienen, besonders wenn sie alt und hässlich waren, als Opfer einer blindlings strafenden Zuchtruthe gerade geeignet.

Doch das Thema ist zu traurig. Mag der Leser, der Ausführlichkeit wünscht, die betreffenden Quellen selbst nachforschen. U. A. die aus dem jüdisch-deutschen Urtext vom Jahr 1738 an Dr. J. M. Jost übertragene „Familien-Megillah“*), die zwar keinen Hexenprozess behandelt, aber ein anschauliches Bild gibt, wie auf falschen Verdacht hin in Deutschland und zwar im „gemüthlichen Sachsen“ eine unsagbar grausame Tortur angewendet wurde, in fünfjähriger Haft immer wiederholt, und die endlich

*) Im „Jahrbuch für die Geschichte der Juden und des Judenthums“, (Bd. II. S. 39 ff.).

mit vollständiger Freisprechung endete. Ganz charakteristisch ist die Art der Berichterstattung des völlig Verarmten und siech Gewordenen: kein Vorwurf, keine Klage über seine menschlichen Peiniger, nur Dank für Gottes Güte. „Gepriesen sei, der den Schwachen Kraft verleiht“, — so beginnt der Bericht und endet: „Der Herr bewahre uns vor Not und errette uns in Zeiten der Trübsale, und erfreue uns und erfülle unsere Wünsche mit seiner Allgüte und unendlichen Barmherzigkeit. Amen.“

Wenn hundert Jahre früher (1643) Torstensons (lutherische) Schweden auf ihren Raubzügen mit einer Bestialität gegen jüdische Mädchen und Frauen vorgingen, welche Letztere zwang, den Tod im Wasser zu suchen, (denn der Tod war ihnen doch gewiss, aber ein grauenhafterer, als man ihn sich ausdenken mag . . .) wenn Gelehrte, Lehrer und Rabbinen mit ihren Frauen und Töchtern von der plündernden Soldateska ermordet wurden (die Namen der Unglücklichen lese man in Zunz nach), so liegt eine Art Entschuldigung vor: die Kriegsfurie hatte die Menschen verthiert; — wenn 1680 bei einer Hoffestlichkeit zur Erbauung der Gäste Juden verbrannt wurden, mit Ausnahme einer Mitangeklagten, der reizenden, fünfzehnjährigen Blanka Nogueira, die zu lebenslänglichem Gefängniss „begnadigt“ wurde, so geschah das in Spanien*) — wo vielleicht heute noch Alles möglich ist — — aber man denke: fünfjährige Tortur gegen Unschuldige ausgeübt in Deutschland, im achtzehnten Jahrhundert, im anbrechenden Zeitalter der Aufklärung, der Humanität, der Wissenschaften! —

*) Die in Madrid anwesende Gattin des französischen Gesandten Mad. de Villars berichtet: „Die Grausamkeiten, die gegen diese Bejammernswerthen ausgeübt wurden, kann ich Ihnen nicht beschreiben.“

Zehn Jahre später — (1748), während Franklin den Blitzableiter erfand, Pereyra, der Jude, die Kunst Taubstumme zu unterrichten, Montesquieus „Geist der Gesetze“ die Inquisition verurtheilt und Lessing sein Culturbild: „Die Juden“ schreibt, wird gegen die Juden in Posen die Absperrung verordnet und im Bisthum Würzburg eine Hexe hingerichtet! — 1751 erneuerte Papst Benedict ein altes Verbot jeglicher Gemeinschaft zwischen Juden und Christen; am Hüttenfest im Jahre 1753 wird Feige, die Tochter Josephs aus Balechow und Gattin des Dr. Israel unschuldig geköpft. —

Doch genug und abermals genug! Ein hundertmal grösserer Raum, als mir in diesem Capitel zur Verfügung steht, würde nicht hinreichen, das Bild der Leiden israelitischer Frauen und ihres Heldenthums zu vervollständigen. „Als wenn sich alle Mächte der Erde verschworen hätten — (und sie hatten sich wirklich verschworen) — den jüdischen Stamm aus dem Kreise der Menschen zu tilgen, oder ihn in eine verthierte Horde zu verwandeln, so haben sie ihm zugesetzt“, sagt Grätz und ein Anderer bemerkt: „Nur jüdischer gingen sie aus allen ihren Leiden hervor.“ — Sehr begreiflich! Die Bestialität ihrer Widersacher musste den Juden auch deren Religionsbekenntniss verdächtig machen.*) Zudem stand der ganze Dreieinigkeitsglaube (Gott-Vater, Gott-Sohn, Gott-Heiliger Geist), der Bilderkultus, die Heiligenanbetung, die Vergötterung Maria's, alle die an heidnische Götzendienerei erinnernden Zuthaten und Gebräuche mit dem

*) Luther erklärt: „Wäre ich Jude gewesen und hätte solche Tölpel Christenthum regieren und lehren sehen, wäre ich eher eine Sau als ein Christ geworden.

reinen Monotheismus ihrer jüdischen Lehre in so krassem Widerspruch, dass sie als gottesfürchtige Menschen und ehrliche Männer in der That lieber den Tod wählten als Verletzung ihres ersten und heiligsten Gebotes: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“

Das ungeheuere Unrecht, das ihnen aber geschah, eben um dieser hartnäckigen Anhänglichkeit an ihrem reinen Gottesglauben wegen, lähmte endlich ihre geistige Kraft und liess sie allmählich in eine stumpfe Resignation verfallen. Unendlich rührend ist es nun zu sehen, wie die Juden, da ihnen Gott doch stets und überall als der Gerechte, Gnadenvolle gegenwärtig war, nach eigener Verschuldung suchen, um sich ihr Unglück zu erklären. „Wir haben gesündigt“ ist der stete Refrain ihrer Gebete, ihrer Lieder und Gesänge, בַּעֲוֹנוֹתֵינוּ הָרַבִּים „um unserer vielen Sünden willen!“

„Häufig wird die Meinung angetroffen: die Juden müssen so viel schlechter als andere Völker sein, denn ihre Propheten, ihre Redner, ihre Führer haben ihnen ihre Schlechtigkeit immer vorgeworfen. Vielleicht waren unsere Fehler nicht grösser, aber nur der Tadel derselben offenbarer, schärfer als bei anderen Völkern. Jedenfalls haben die Juden nicht blos durch ihre Propheten und Richter diese Selbstkritik geübt, sondern im Volksmunde war sie zur Sitte geworden; wenn unseren Eltern und Voreltern irgend ein Widriges begegnet ist, ein hartes Schicksal, ein böser Zufall, ja selbst eine ganz offenbare Ungerechtigkeit eines Anderen, so war das erste Wort bei der Erzählung und beim Anhören: „Um unserer vielen Sünden willen.“ Da hat man vor Allem an sich selbst als letzte und eigentliche Ursache des

Uebels gedacht. Mit unzähligen Stellen könnte ich es belegen, dass die Juden nach dem Muster ihrer Propheten, das vor Jedermanns Seele stand, allezeit stolz auf ihr Ideal, aber demüthig ob der Wirklichkeit waren, auch ob ihrer ganzen historischen Wirklichkeit. Andere Völker waren fast Alle Lobredner vergangener Zeiten; die Juden allein haben an entscheidender Stelle gesagt: „Wir und unsere Väter haben gesündigt.“ (Lazarus „Treu und Frei“, S. 109).

בַּעֲוֹנוֹתֵינוּ הָרַבִּים! Nur so lässt sich diese Lammesgeduld erklären, welche Juden durch Jahrtausende bewährt, — diese Lammesgeduld, die man verachten könnte, wenn man sie nicht bewundern müsste.

Sie haben mit Frauen und Kindern sich (oft die Mehrzahl von der Minderheit!) abschlachten lassen, wie Thiere vom Schinder und haben dadurch das Vorurtheil und den wahnwitzigen Uebermuth ihrer Folterknechte nur erhöht. —

Seltsam: was Jesus gebot, wird nicht gehalten, — und was er nicht gebot, gelehrt: Dreieinigkeit, Bilderverehrung, Feier des Sonntags (eine willkürliche Verlegung des Sabbaths, den in den ersten fünf Jahrhunderten Juden und Christen gemeinsam feierten) und — Judenverfolgung.

Du sanfter Rabbi von Nazareth ahntest nicht, wie deine Worte der Liebe und der Güte von denen, die sich nach dir Christen nennen, Lügen gestraft wurden und — werden.*)

---

*) Heutzutage freilich darf die Aeusserung eines, sogar dem kaiserlichen Hofe nahestehenden Gelehrten (Curtius) wenigstens gedruckt werden: „Die Religion ist etwas durchaus Eigenartiges, in Geb[illegible] freiester Selbstbestimmung und jeder fremdartigen Zumuthung unzugänglich.“

Achtes Capitel.

Mehr Licht!

Musste sich nicht der jüdischen Frauen eine geisttödtende Verzweiflung bemächtigen?

Nein. Der Glaube an den Einzigen hielt sie aufrecht. Unverdrossen standen sie ihren gehetzten Männern zur Seite, erzogen ihre Kinder in Gottesfurcht, arbeiteten, schafften und wirkten, so weit die Fesseln reichten, in die man sie schlug.

Wir erfahren sogar von schönen, liebreizenden und klugen Jüdinnen, die Einfluss auf Fürsten und Könige erhielten; sie wandten diesen Einfluss meist in versöhnendem, vermittelndem Sinne an; wo sie irgend konnten, beförderten sie Wissen und Kenntnisse und suchten sich selbst zu belehren. Auch traten nach Gründung des Christenthums merkwürdig viel Frauen zum Judenthum über; solche Proselytinnen waren dann gewöhnlich in der Befolgung des jüdischen Gesetzes strenger als die geborenen Jüdinnen.

So zahllos die Gestalten jüdischer Märtyrerinnen sind, so ungemein gering ist die Anzahl jüdischer Favoritinnen. Man kennt kaum irgend einen Namen. Sagenhaft taucht in Polen

oder Spanien der Name irgend einer Geliebten, irgend eines Fürsten oder Kaisers auf. Rachel wird die Eine, Magdalena die Andere genannt, eine dritte, schon etwas bekanntere Esterka (Esther), Geliebte des edlen Polenkönigs Kasimir d. Grossen, soll nahe daran gewesen sein, den Thron mit ihm zu theilen; auch erwähnt die Geschichte der Bulgaren ein bezaubernd schönes Judenmädchen, Abkömmling einer alten ritterlichen Familie, das vom Czar Alexander geehelicht und heimgeführt den Namen Theodora erhielt. Der jähe Glückswechsel blieb nicht ohne schädigenden Einfluss auf die Entwicklung ihres Charakters.

Bekannter und verdienstvoller durch Energie und Thatkraft sind Frauen geworden, welche ihrem Hause, ja ihrem Volke durch Klugkeit und Unternehmungsgeist Ehre machten und Vortheile errangen. Donna Grazia (Hannah) Nasi und deren Tochter Donna Reyna Nasi, Herzogin von Naxos, sind schon erwähnt worden. Der Letzteren Gatte „ein artlicher Mann" wie Stephan Gerlach in seinem Tagebuch (Frankfurt a. M. 1647) ihn nennt; etwas wenig freundlich meint ein neuerer Gelehrter, dass der Weinzehnte ihm die Hauptsache bei den ihm anvertrauten umfassenden Verwaltungen gewesen sei; sein und seiner Gattin Ehrgeiz erstreckte sich, wie wir wissen, auch auf edlere Errungenschaften.

Ferner wird eine Mariom aus Palmyra, eine Hannah und Andere genannt, welche sich durch Verstand und Umsicht über das Sklavenlos ihrer Mitschwestern erhoben. Als ganz besondere Originale sind die beiden Frauen des Propheten Mohammed: Zaynab und Cafya genannt. Die Erstere, eine tollkühne Schwärmerin, soll, wie ihre Glaubensgenossin Sofia nur nach

langem Widerstande durch Zwang des grossen Mohammeds Gattin geworden sein; ihre ursprüngliche Abneigung verschärfte sich aber durch den ihr auferlegten Zwang derart zum Hassgefühl, dass sie versuchte den Propheten zu vergiften, um durch seinen Tod ihre verlorene Selbstbestimmung zu rächen. Ein Genosse Mohammeds ass jedoch statt seiner von der vergifteten Speise und starb. Mohammed aber überlieferte das leidenschaftliche Weib den rachsüchtigen Verwandten des Umgekommenen und diese ermordeten es. Mohammed war nie den Juden zugethan, wegen ihrer Unbeugsamkeit im alten Glauben — aber ihre Frauen hatte er gern; er verfolgte die schöne Cafya mit dem ganzen Zauber seiner Persönlichkeit und mit der ganzen Blindheit seiner Leidenschaften, — sie musste endlich nachgeben und sein Weib werden. Sie überlebte ihn 45 Jahre und hinterliess den Glaubensgenossen ihr bedeutendes Vermögen. Dieser Mangel an Selbstbeherrschung, dieses schmähliche Unterliegen unter niedrigen Trieben, die damit verbundene Grausamkeit und Entwürdigung seines Selbst reizten eine geniale Frau, die Dichterin Acma (oder Asma, wie J. M. Jost schreibt), zu Spottgedichten, die ihr verhängnissvoll werden sollten. Sie war um so mehr zum Kampf gegen den Übermächtigen aufgeregt, als sie wahrnahm, dass ihre Stammesbrüder zum Theil geneigt waren sich dem Propheten anzuschliessen. Sie richtete bittere Satyren gegen ihn, die um ihres Witzes und ihrer Wahrheit wegen weit verbreitet wurden und ihren Eindruck nicht verfehlten. Mohammed soll darüber so erzürnt gewesen sein, dass er gesagt haben soll, es sei verdienstlich Acma zu tödten. Ein Blinder, der ihm anhing, vollzog die Schreckensthat.

Als Verwalterinnen und umsichtige Rathgeberinnen von entschieden diplomatischer Veranlagung haben sich Jüdinnen oft Lohn und Anerkennung erworben; sie verwandten den ihnen gewordenen Einfluss meist im Dienst ihrer Religion und der Menschheit.

Marta, eine reiche Wittwe, vermählte sich mit Josua ben Gamla und versetzte ihn in die Lage zahlreiche Lehranstalten zu errichten; zum Dank dafür erhielt sie den Beinamen: die Schulengründerin; übrigens war sie eine lebenslustige, üppige, verwöhnte Frau. Die Sage hat ihr Leben mit den buntesten Farben und ihren Tod mit den grausigsten Details ausgeschmückt; wie viel daran wahr oder erdichtet, ist schwer zu sagen; sie soll auch dem baulustigen Agrippa Kisten voll Geld geschickt haben, um ihn für ihren Mann zu gewinnen, den sie gern als Hohepriester sehen wollte. Den Mann oder den Sohn erhöht zu sehen, war immer der Jüdin bester Ehrgeiz.

Die grauenhaften Zeiten in der ersten Hälfte des Mittelalters lassen keine freiere Regung im Leben der jüdischen Frau aufkommen. Man begegnet kaum anderswo einem Namen als bei Folter und Auto-da-fé's. Unter den Verfolgten wird Dina genannt, Gattin des Rabbiners David Ibn Jachia und über ihre Flucht nach Neapel berichtet. Ein halbes Jahrhundert später, trifft man auf eine der edelsten Frauen ihrer Zeit: Donna Bienvenida Abravanela; sie war von innigstem Gottesglauben beseelt, von grosser Wohlthätigkeit, die sie frei ausüben durfte, denn sie stand unter dem Schutz ihrer Freundin, der Gemahlin Cosmos von Medici. Bienvenida, so anmuthig wie gütig, versammelte in

ihrem Hause zu Ferrara einen Kreis der berühmtesten Gelehrten ihres Landes.

Einer ähnlichen bevorzugten Stellung erfreuten sich die Frauen Chavah und Esther Fischel, erstere die Mutter, letztere die Gattin des Arztes Moses Fischel in Krakau. Beide werden als Gesellschafterinnen der Prinzessin Bona Sforza von Mailand bezeichnet.

Ein wahrhaftes Verwaltungsgenie scheint die unter den Sultanen Murad III. und Mohammed IV. zu grossen Ehren gekommene Esther Chiera gewesen zu sein. Sie besass solchen Einfluss, dass wer bei der Pforte irgend eine wichtige oder unwichtige Angelegenheit durchzusetzen wünschte, zuvor die „Jüdin Chierazza" wie sie in den Gesandtschaftsberichten genannt wird, gewinnen musste. Zu derselben Zeit wie diese Frau, die vielfach den bittersten Neid erregte und deshalb insgeheim gehasst wurde (sie fand auch ein schauerliches Ende durch Ermordung), lebte als Verwalterin der Sultanin Mutter Esperanza Malchi, von der noch ein origineller Brief existirt (in Kaiserlings: „Jüdische Frauen" abgedruckt), an die „jungfräuliche" Königin Elisabeth von England, als Begleitschreiben zu etlichen Geschenken und voll Toilettefragen, welche zum Theil ganz und gar modern klingen.

Es war den Frauen verboten, sich um das Studium der Gesetze zu kümmern. Diese eigentümliche anscheinend ungerechte Vorschrift lässt sich dadurch erklären, dass das ganze Interesse und die ganze Hingebung der Frau einzig und allein der Familie erhalten bleiben sollte: ein Feld der Wirksamkeit, welches, wenn wirklich gründlich und liebevoll gepflegt, in der That die unausgesetzte, ununterbrochene Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Frau

in Anspruch nimmt und ihr Seelenleben vollkommen ausfüllt. Die Juden kannten die bemitleidenswerthe Klasse der alten Jungfern und der alleinstehenden Frauen nicht, von denen die moderne Gesellschaft ein bedenkliches und bedauerliches Uebermass aufzuweisen hat, sie wussten nicht, dass es Frauen gibt ohne Gatten, ohne Kinder, ohne Eltern und Geschwister, — Frauen in körperlicher und geistiger Vollkraft, denen es ein Bedürfniss ist, die Oede ihres einsamen Daseins in Beschäftigungen zu betäuben, die sie ausserhalb suchen, da sie kein Heim besitzen; wohl ihnen, wenn sie sich irgend einem ernsten Studium widmen und ihre Kräfte durch Verbreitung von Kenntnissen nutzbar machen. „Mehret Euch und füllet die Erde!" — hat auch auf sie Anwendung, wenn auch nur in geistiger Beziehung. Dennoch haben auch in vergangener Zeit weibliche Dichter und Denker sich über die häusliche Enge emporgehoben. Schon vor dem Exil: Mirjam, Deborah, Hulda u. A.

Auch der Talmud kennt eine Anzahl geistig hochstrebender Frauen, welche innerhalb ihres heimischen Kreises, seltener ausserhalb desselben, durch Wissen und Weisheit bekannt werden. Meist stehen sie, wie das schöne Bibelwort es vorschreibt, ihren Männern als „Gehilfinnen" zur Seite.

Ima Salom, die Gattin des Gelehrten Rabbi Elieser, der in Lydda und später in Cäsarea Lehrhäuser eröffnete, war eine geistreiche weltgewandte Frau und mit den jüdischen Gesetzen wohl bekannt. Nicht von ihr, doch von der Schwester ihres Vaters stammt die bekannte und oft citirte Antwort, die sie einmal einem Judenchristen gab, als er meinte: Gott habe doch eigentlich gestohlen, als er Adam die Rippe wegnahm, um aus ihr die

Eva zu formen. Da entgegnete sie: es sei bei ihr eingebrochen worden. Die Diebe hätten ihr einen silbernen Pokal genommen, aber sie hätten einen goldenen dafür zurückgelassen ..., ebenso habe Gott zwar dem Adam einen Knochen genommen, ihm aber dafür eine treue Lebensgefährtin gegeben."

Als kluge und energische Frauen werden ferner erwähnt: Choma, des reichen Raba in Machuza Weib. Vielleicht ist es ihrer theilnehmenden Lernbegierde zu danken, dass Raba Leben brachte in die herkömmliche trockne, sich in Spitzfindigkeiten mehr als in Erfahrungssätzen bewegende Art der Erläuterung der Gesetze, und er durch verständliche und verständige Behandlung, durch Aufklärung von scheinbaren Widersprüchen allgemeines Interesse erregte. Er räumte dem gesunden Menschenverstande ein Recht über hergebrachte Formeln ein und war ehrlich genug, mehrere seiner eigenen Lehren, die er später als Irrungen erkannte, öffentlich zu widerrufen. Ob er ebenso sachlich sein liebes Weib entschuldigte, als sie eines schönen Tages, gemäss ihres unbefangenen Naturells, eine Frau, auf die sie eifersüchtig war, höchsteigenhändig durchprügelte —? Sein Freund und Lehrgenosse Abaje überlieferte oft medicinische, besonders chirurgische, und auch pädagogische Erziehungsmittel, die er seiner Amme und Erzieherin verdankte. Er nannte sie Em. Ob dies nur ein Kosewort (Mutter) für ihn war, oder ob sie wirklich so hiess, ist nicht aufgeklärt, auch gleichgiltig, genug, sie erscheint als eine vielseitige und vielerfahrene Frau; zu ihren gesunden pädagogischen Aussprüchen gehört, dass das Kind nicht zu sehr als hilfloses Wesen behandelt werde, sondern ihm im Gegentheil

Freiheit und Gelegenheit gegeben werden solle, Kräfte und Charakter selbständig zu entwickeln.

Raba vertrat seine Gemeinden beim persischen Könige Dhulaktaf (Schabur). Die Mutter desselben, Ifrar, gebar den Sohn erst nach dem Tode des Vaters und führte lange Zeit die Regentschaft. In dieser Unabhängigkeit verkehrte sie viel mit den Rabbinen (der Königssitz Ktesiphon war nur vier Stunden von Machuza, dem Ort der Rabbinischen Schule entfernt), wol auch mit Choma, und wendete ihnen immer mehr ihre Gunst zu. Sie liess einst 200 Denaren dem Raba zustellen, der sie unter die Armen vertheilte. Sie nahm ihn und seine Genossen wiederholt in Schutz und suchte ihren heranwachsenden Sohn von dem Wissen der Rabbinen zu überzeugen; zu diesem Zweck soll sie u. A. ihnen auch einst eine Menge verschiedener Arten von Blut zugesendet haben, damit sie dasselbe sofort nach dessen Ursprung kennzeichneten. Als ihr Sohn dessenungeachtet sich zweifelnd und zurückhaltend zeigte, mahnte sie ihn wiederholt, die Juden zu achten und zu beschützen, da sie „im Himmel gut angeschrieben ständen". Raba starb etwa 351—352. Die Schule verfiel und unter seinen Nachfolgern zeichnete sich Hama ben Tobyah durch eine richterliche Härte aus (er liess eine Priestertochter, die sich einem Perser hingegeben hatte, mit Reisern umgeben und verbrennen), welche charakteristisch ist sowol für die zeitweilige Macht der Rabbinen als für die Strenge, mit der jede Unzüchtigkeit des Weibes geahndet wurde. Uebrigens haben die Rabbinen selbst diese That ihres Oberhauptes für ungesetzlich erklärt und verurtheilt.

Viel früher schon erwarb sich die Tochter des Märtyrers

Rabbi Chanina ben Theradion, Beruria*) den Ruf hoher Gelehrsamkeit. Sie nahm bereits als ganz junges Mädchen an den wissenschaftlichen Erörterungen im väterlichen Hause lebhaften Antheil und im Umgang mit den bedeutendsten Männern bildete sich ihr Geist; sie vernahm bei all den verschiedenen Lehrern etwa 300 rabbinische Aussprüche über Bibelstellen, und indem sie sich dieselben merkte und selbst commentirte, gewann sie einen Einblick und ein Verständniss für die talmudische Wissenschaft, dass sie ihrerseits von den Gelehrten oft um Rath und Urtheil befragt wurde. Als Gattin des Rabbi Meïr setzte sie unter seiner Anleitung ihr Studium mit unermüdlichem Eifer fort. Als R. Meïr eines Tages einige benachbarte Uebelthäter mit den Worten des Psalmisten (104, 35) verfluchte, tadelte Beruria ihren Gatten und erklärte, David habe sagen wollen, nicht die Sünder sondern die Sünde möge Gott von der Erde vertilgen, dann, werden jene auch verschwinden. Als sie einst ein Heide fragte, was die Worte des Propheten Jesais bedeuteten (54, 1): „Juble Unfruchtbare“ u. s. s., antwortete sie: Unter dem Bilde der unfruchtbaren Frau versteht der Prophet die Synagoge, welche er zur Freude ermuntert, weil sie keine Ungetreuen gebäre, die der Verdammniss preisgegeben seien. Beruria, die durch den grauenhaften Tod des geliebten Vaters Schwergeprüfte, hatte noch einen schweren Schmerz zu erdulden; nach dem Märtyrertode R. Cha-

*) Nicht zu verwechseln mit der Proselytin Beturia oder Veluria, welche mit ihren Sklaven zum Judenthum überging und so wohlbewandert in der heiligen Schrift war, dass Rabbi Gamliel gern mit ihr disputirte. Sie nannte sich nach ihrem Uebertritt Sarah und verwendete ihr Vermögen zum Bau von Synagogen und Unterstützung armer Lehrer und Schüler.

nina's*) wurde die Schwester Beruria's, ein wunderschönes Mädchen auf Befehl des Kaisers als Sklavin fortgeführt und in einem Hause der Unzucht gefangen gehalten. Beruria, welche untröstlich war über das Los der Schwester, bestimmte ihren Gatten nach Rom zu gehen, um den Versuch zu wagen das unglückliche Mädchen zu befreien. Er bestach ihren Aufseher und es gelang ihm, unerkannt zu ihr zu gelangen. Es wird nun erzählt, dass er sich von der Unschuld seiner Schwägerin Ueberzeugung schaffen wollte und ihr scheinbare Anträge stellte, die sie jedoch mit Entrüstung zurückwies. Da gab er sich ihr zu erkennen und es gelang ihnen mit Hilfe des reichbeschenkten Aufsehers zu entkommen, jedoch mussten sie sich unter Lebensgefahr noch lange verborgen halten, ehe sie es wagen konnten nach der Heimath zurückzukehren.

Beruria galt aber nicht nur als Gelehrte, sondern auch als witziger Kopf. Trotz der schweren Schicksale, die ihre Familie betroffen, bewahrte sie sich eine frohe Lebensauffassung und einen echt philosophischen Sinn und Humor. Ihr Leben ist reich an Anecdoten von scherzhaften und witzigen Antworten. Auch jener rührende Beweis demüthiger Ergebung in den Willen Gottes ist erhalten, der in Poesie und Geschichte oft wiedererzählt wird.

---

*) Der römische Kaiser (Hadrian) hatte gegen das Studium der mos. Lehre ein Verbot erlassen, das den Zuwiderhandelnden mit Todesstrafe bedrohte. Rabbi Chanina liess sich davon nicht zurückhalten, seinen Schülern nach wie vor das Gotteswort zu lehren. Er wurde ergriffen und zum Feuertode verurtheilt. Mit der Thorarolle musste er einen Stoss von feuchten Weidenruthen besteigen, um so langsam zu verbrennen; um seine Qualen zu verlängern, wurde ihm feuchte Wolle auf das Herz gelegt, damit dasselbe den verzehrenden Flammen länger widerstehe. —

Rabbi Meïr hielt an einem Sabbath seinen Vortrag. Während seiner Abwesenheit vom Hause starben zwei seiner Söhne, Knaben voll Schönheit und Begabung. Beruria liess die Leichen in ihr Schlafgemach tragen und bedeckte sie mit einem Tuch. Als dann der Gatte nach Hause kam und wiederholt nach seinen Knaben fragte, die er bereits vermisst hatte, antwortete sie: „sie sind ins Lehrhaus gegangen". Auf sein späteres wiederholtes Fragen sagte sie dann bedeutungsvoll: „sie werden nicht fern sein." — Erst nach dem Segen und dem Abendessen, als Rabbi Meïr sich erholt und gekräftigt fühlte, sprach Beruria:

„Rabbi, ich habe eine Frage. Vor einiger Zeit gab mir Jemand einen Schatz zur Aufbewahrung. Er fordert ihn zurück. Soll ich ihn zurückgeben?"

Auf sein Staunen über ihren Zweifel und seine bejahende Antwort führt Beruria den Gatten in das Gemach an das Lager und hebt die Decke auf . . . und als R. Meïr beim Anblick der Leichen wie erstarrt ist und dann in Entsetzensrufe und Klagen ausbricht, ergreift sie seine Hände und spricht zu ihm mit beschwörendem Blick:

„Meister, lehrtest du nicht, man müsse ein anvertrautes Gut dem Eigenthümer zurückgeben? Der Herr fordert zurück die Kinder, die er uns übergab, — der Name des Herrn sei gepriesen!"

Von eben derselben Beruria berichtet man (Dessauer) eine Begebenheit, welche mit der Hochherzigkeit dieser Frau im Widerspruch zu stehen scheint, aber ihrem Lebensbilde einen Zug tragischer Sühne für eine nicht gethane aber gewollte Schuld verleiht, der nicht ohne Poesie ist; obgleich, wie zu vermuthen,

die Sache Erfindung oder Ausschmückung ist, so bleibt der lehrreiche Gedanke dabei doch kennzeichnend für die strenge jüdische Auffassung der Treue des Weibes. Man erzählt: Die wiederholte Aeusserung seiner Frau, dass sie sich stark genug fühle, jeder Versuchung zu widerstehen, erregte den sonderbaren Gedanken in ihm (R. Meïr) sie auf die Probe zu stellen. Er überredete einen seiner schönsten Schüler, ein Liebesverhältniss mit seiner Gattin zu beginnen und dieser brachte es nach und nach dahin, dass sie in eine Zusammenkunft willigte. Allein statt des Schülers erschien der Rabbi und Beruria war hierüber so beschämt, dass sie sich selbst entleibte.

Mehrere Jahrhunderte folgen, in denen unter dem despotischen Druck der römischen Kaiser jüdische Thatkraft und jüdische Gelehrsamkeit sich in scheues Dunkel verbirgt, oder höchstens unter heidnischen Fürsten sich hervorwagt. Von den Frauen ist lange keine Rede; man braucht nicht desshalb anzunehmen, dass sie thatenlos oder unwissend waren; dazu hatten sie stets zu viel Anregung und Anleitung durch ihre häuslichen religiösen Pflichten und Gebräuche, die sie streng befolgten.

Mitte des fünften Jahrhunderts soll eine Philosophin Maria gelebt haben, welche wegen ihrer Weisheit von Otronos (?) dem Meder gepriesen wird. Auch die gelehrte Frau des Rabbiners und Staatsministers (?) Josef Ibn Magdila und El. Muallina, die als theologische Autorität galt, werden als Beispiele regen Lerneifers angeführt. Die Letztgenannte (Mitte des 12. Jahrhunderts) war in ihren Aussprüchen zuweilen massgebend für die Gelehrten ihres Glaubens. Zeichneten sich diese Frauen durch Schriftkenntniss aus, so wird die Tochter des castilianischen Dichters

Abulhassan (Jehuda Halevi) als Dichterin gerühmt. Auch ihr Gatte Abraham Ben Meïr Aben Esra aus Toledo (geb. 1120 gest. 1195) gehörte zu den ersten Dichtern des jüdischen Volkes. Sein ebenso schönes als geistvolles Weib setzte ihn durch ihren Reichthum in die Lage, sorglos seiner Dichtkunst zu leben. Man erzählt, dass nur der glückliche Zufall dieses seltene hochbegabte wie für einander geschaffene Paar zusammengeführt habe. Als Jehuda Halevi, fünfzig Jahre alt, das Land seiner Sehnsucht, Palästina besuchen wollte, quälte ihn seine Frau, die schöne aufsehenerregende Tochter doch vorher zu verheirathen, damit ein Mann im Hause sei, dasselbe zu schützen. Durch wiederholte Mahnungen seiner Ehehälfte im Studium beunruhigt, rief er eines Tages ungeduldig: „Der erste beste unverheirathete Israelite, der mir ins Haus kommt, soll sie haben!“ — Am nächston Morgen betritt ein ärmlich gekleideter Jüngling das Haus und die Mutter erschrickt so beim Anblick der dürftigen Gestalt, dass sie zum Gatten eilt und ihn anfleht, sein Wort zurückzunehmen. Jehuda Halevi, fortwährend in der Arbeit gestört, vermag nicht ein begonnenes Gedicht zu Ende zu führen. Er lässt sich mit dem bescheidenen Ankömmling in ein Gespräch ein und entdeckt, dass in der ärmlichen Hülle ein reicher Geist wohne. Indessen kommt das unvollendete Gedicht in Abn Esra's Hände. Er verbessert es und vollendet den Schluss. Kaum hatte Jehuda Halevi es nun durchgelesen, als er an Geist und Diction seinen berühmten obwol armen Verwandten erkannte, freudig aufsprang, ihn umarmte und rief: „Du bist kein Anderer als Aben Esra!“ Dieser*)

*) Aben Esra's berühmtestes Werk ist sein Kommentar zur Bibel, in welchem er pietätsvolle Treue mit freier Forschung zu vereinigen strebt.

gab sich nun zu erkennen. Bald darauf feierte das junge Paar seine Vermählung.

Unter den gelehrten Frauen verdient Paula de Mansi (Rom) besondere Beachtung. Zwar Nachrichten über ihr Leben sind wenige zu finden, doch so viel geht hervor, dass sie in der hebräischen Sprache wohlbewandert war und die rabbinischen Schriften zu lesen vermochte. Sie unterstützte den Vater in seinen Studien und copirte im Jahre 1288 zwei Quartbände Commentarien zur heiligen Schrift so genau und musterhaft, dass dieses Riesenwerk ihrer Hand heute noch bewundert wird. Im März 1293 vollendete sie ein zweites ebenso grosses Werk, die Abschrift der „Halachoth“ des Rabbi Jesaiah aus Trani, der sich eines grossen Rufes als Gelehrter erfreute.

Romantisch klingt der Bericht über die Tochter des R. Samuel ben Ali aus Bagdad, der über tausend Schüler um sich versammelte! sie war in Bibel und Talmud „zu Hause“ wie man zu sagen pflegte, und hielt sogar öffentliche Vorträge. Es heisst jedoch, sie habe dabei in einem dunkelfarbigen Glaskasten gesessen, damit die Zuhörer sie nicht sehen, und durch den Anblick ihrer Schönheit zerstreut würden. Diese Vorsicht, sich den Blicken der Zuhörer zu entziehen, übte auch ein Jahrhundert darauf Mirjam Schapira, welche später die Stammmutter der in der Rabbinischen Literatur hochberühmten Familie Luria wurde.

Eine sympathische Erscheinung ist Dolze die Gattin des vielseitigen Eleasar aus Worms, eines der angesehensten Talmudisten. Sie war ausserordentlich unterrichtet in allen religiösen Pflichten und hielt an den Sabbathen öffentliche Vorlesungen. Dabei war sie so zart und sanft in ihrem Benehmen, dass ihr

Gatte nach ihrem Tode bekannte, sie niemals heftig gesehen zu haben und nicht ein einziges Mal durch sie betrübt worden zu sein. Ein entsetzliches Geschick bereitete diesem holden, edlen Dasein ein jähes Ende, — mit ihren Töchtern Bellette und Anna wurde sie im Dezember 1214 zu Erfurt von Kreuz-Rittern erschlagen. Eines der zahllosen Opfer, welche von denen die da vorgaben „ihre Religion sei die Menschenliebe“ zur „Ehre Gottes“ geschlachtet wurden.

Es giebt noch eine stattliche Anzahl Frauen — unter ihnen sei Dina Wahl genannt, welche sich in der Rabbinischen Literatur bewandert zeigen. Dina Wahl soll sich den Mann ihres Herzens mit einem aufrichtigen Heirathsantrag selbst errungen haben; damals ein unerhörtes Vorgehen, freilich eingekleidet in dem talmudischen Satz: „steige eine Stufe herab, und nimm Dir eine Frau.“

Eine arabische Dichterin nennt sich Xemosa, eine Andalusierin von Geburt, sie war von ihrem liebreichen Vater Ismael auf das sorgfältigste erzogen worden. Näheres ist über sie nicht bekannt, desto mehr Nachrichten sind von einer eigenartigen Schwärmerin überliefert, welche sich den Titel: „Die Messiasbraut“ erwarb. H. M. Jost berichtet sehr ausführlich über sie; ich folge ungefähr seinen Angaben.

Im Jahre 1641 ward in der Ukraine einem Isai b. Juda eine Tochter Sarah geboren. Beide Eltern kamen in dem Aufstande 1648 um. Flüchtlinge retteten Sarah und brachten sie nach Amsterdam. Sie hatte mehrere Jahre später einen Traum, worin man sie als Gemahlin des Messias begrüsste. Als nun im J. 1657 die Spendensammler aus Palästina in Amsterdam erzählten,

es sei ein Messias aufgetreten (Schabbathai Zwi), rechnete sie au das Eintreffen ihres Traumes. Von nun an wies sie jeden Antrag zurück. Man hielt sie für geisteskrank. Ein Livorneser nahm sie mit in seine Heimat, aber auch dort blieb sie bei ihrem Sinn.

Indessen erregte Zwi durch seine seltene Schönheit, seine Begeisterung und die in der That ans Wunderbare grenzende Macht über die Geister seiner Anhänger ungeheures Aufsehen und schwärmerische Erwartungen. Trotzdem er und seine Schule von den besonnenen Rabbinen in den Bann gethan, vermehrte sich sein Anhang fort und fort.

Eines Tages sandte er 12 seiner reichen Anhänger, schöne und prächtig gekleidete Jünglinge, nebst seiner Schwester und zwei ehrwürdigen Matronen nach Livorno mit einem Brief an Sarah, Tochter Isai's und warb darin um ihre Hand. Herrliche Geschenke und Kostbarkeiten begleiteten die Werbung. Sarah nahm sie an und die anderen Frauen ordneten Alles Nöthige. Ganz Livorno nahm an dem seltsamen Ereigniss den regsten Antheil. Unter allgemeinen Segenswünschen schiffte man sich mit der Messiasbraut ein und landete in Alexandrien. Die Hochzeit erfolgte sofort unter fabelhaftem Zulauf der Neugierigen, deren Zahl auf 17,000 angegeben wird, und welche einen Schatz von Geschenken mitbrachten.

Jetzt wurde berathen, wie man den Staat des neuen König der Juden organisiren solle. Im Herbst 1662 wurden Briefe nach Persien, Indien, Arabien u. s. w. abgesendet und nach und nach liefen Beitrittserklärungen und Zusagen zu jährlichen Leistungen für Friedens- und Kriegszeiten ein. Im Frühjahr zählte man (angeblich) bereits 199 Gelehrte, 430 hochbejahrte Männer (An-

gabe der Männer mittleren Alters fehlt) 21,580 ältere Frauen, 28,700 junge Frauen, 15,000 Jünglinge, 7800 Jungfrauen, 575 Knaben, und 620 Mädchen, 1500 Säuglinge, 81 nicht israelitische Dienerinnen, — zusammen etwa 102,000 Menschen. Am ersten Ostertage 1665 wurde der Beginn des neuen Judenreichs auf 14 Monate später und die Erbauung des Tempels verkündigt. Ueberall herrschte unbeschreibliche Freude. Viele machten was sie besassen zu Gold um die Mittel zu der Reise nach Palästina zu haben.

Man bekämpfte die Bewegung von Seiten der Regierungen und der anderen nicht gewonnenen Gemeinden. Hier ist der Ort nicht, Näheres zu berichten. Von Sarah ist nicht mehr die Rede. Ob sie als Schwärmerin oder Abenteuerin im Elend verkam — oder ob sie noch ein mittelmässiges Glück fand und sich zufrieden gab nur ein gewöhnliches Weib zu sein, — ihr Ende ist unbekannt. Man sieht nur aus ihres Gatten Geschichte, wie innig in dem Juden der Wunsch lebte, wieder einen eigenen Gottesstaat in der angestammten Heimat zu bilden, und wie es ihnen nicht vergönnt wurde.

Etwas über ein Jahrhundert später erscheint das tragikomische Leben Jakob Franks und seiner Tochter Eva, wie ein nachfolgendes Satyrspiel. Lange Zeit in Brünn als „Apostel“ einer kabbalistischen Secte sein Wesen treibend, dann in Wien sein Heil versuchend, aber immer wieder verwiesen, dabei von seinen Anhängern so reich beschenkt, dass er und Eva wie ein Fürst lebt, bis nach und nach die Unterstützungen ausblieben und er endlich bei seinem Tode (er war fast 80 Jahre alt geworden) eine Schuldenlast hinterliess, die der überlebenden Tochter zum Fluch wurde. Sie sollte dieser Schuld halber verhaftet werden,

doch war sie spurlos verschwunden und es verbreitete sich das Gerücht sie sei plötzlich gestorben. Sie muss eine interessante, fesselnde Erscheinung gewesen sein, soll doch der hochherzige Kaiser Josef II. eine lebhafte Neigung für sie empfunden und um ihre Hand angehalten haben, — was freilich mit dem Staatsinteresse Maria Theresia's wenig übereinstimmen konnte!

Dass die Jüdinnen eine eigenthümliche Anziehungskraft für Jeden unbefangenen Betrachter besitzen ist offenbar. Durch alle Jahrhunderte hindurch wird ihre eigene Schönheit besungen, und findet man in Bibel und Talmud zahlreiche Stellen, welche auf die körperliche Kraft der Jüdischen Frauen hinweisen; auch Tacitus, bekanntlich kein Freund dieses Volkes rühmt von ihnen, dass sie gesund sind und „Strapazen ertragen" (was sie freilich bei der ihnen von anderen Völkern bewiesenen „Menschenliebe" wohl nöthig hatten!), selbst das Sprüchwort sagt:

„Wer eine schöne Frau wünscht,
Wähle sie am Sabbath. —

Heinrich Heine der sich gewiss auf weibliche Schönheit verstand, entwirft in seiner Erzählung: „der Rabbi von Bacharach" folgendes anmuthende Bild:

„Die Schönheit der Jüdinnen ist von eigenthümlich rührender Art. Das Bewusstsein des tiefen Elends, der bitteren Schmach worin ihre Verwandte und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Gesichtszüge eine gewisse leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangst, die unsere Herzen sonderbar bezaubern". Diese „leidende Innigkeit" und „beobachtende Liebesangst" ist freilich aus den Zügen der civilisirten europäischen Jüdin gewichen, weil (Gottlob!) die Ursache dazu gewichen ist. Ob aber ihre

Züge, mit der gewonnenen Sicherheit der Existenz nun nicht zu sehr die etwas entgegengesetzten Gefühle einer gewissen Selbstgefälligkeit und Unbekümmertheit zur Schau tragen? — Diese Frage richtet sich lediglich an die besser gestellten jüd. Frauen moderner Culturstaaten. Was dagegen jene Millionen unglücklicher Wesen im benachbarten Riesenreich des Ostens betrifft, die, nachdem sie durch eigenen und der Männer Fleiss zu Besitz und Wohlstand gekommen sind, durch Neid und Habgier von Zeit zu Zeit vertrieben werden, — sie verkörpern in ihrem Elend noch einen Rest mittelalterlichen Barbarismus, den beizubehalten Russlands trauriges Vorrecht scheint; ihre angstvollen Züge, ihre vom Weinen rothumränderten, verzweiflungsvollen Augen künden deutlich an, dass ihnen noch kein menschenwürdiges Dasein geworden ist Vielleicht dass ihren Kindern in neuer, freundlicherer Heimat „Mehr Licht" gegönnt wird!



Neuntes Capitel.

Praktische Kulturarbeit.

„Das jüdische Weib war nie ein Gegenstand ritterlichen Cultus, seine reiche Gemüthswelt, die Tiefe seines Herzens, die Zartheit seines Geistes, die Fülle seines Seelenleben, die Weichheit seines Wesens, die Umwandelbarkeit der Muttertreue wurden anerkannt und gewürdigt und mehr als durch alle mittelalterlichen Turniere, welche der sinnlichen Erscheinung des Weibes huldigten, wird es durch die jüdischen Propheten gefeiert, indem sie „Gott sein Volk trösten lassen wie eine Mutter ihren Sohn tröstet", und das israelitische Volk zum Vertrauen auf Gott ermuthigen, der dessen ebensowenig vergessen kann, wie eine Mutter ihres Kindes." Troubadours und Minnesänger hat der jüdische Stamm nur in sehr geringer Zahl hervorgebracht; das „Ewig Weibliche" aber, die unter allen Verhältnissen und bei allen Völkern edleren Seiten des Weibes, das Rein-Weiblich-Menschliche, wurde von ihm gepriesen und verherrlicht. Was ist aus dem Frauenkultus des mittelalterlichen Ritterthums geworden, welcher der äusseren Schönheit seine Dienste weihte, die Form verehrte, dem innern Heiligthum des Weibes aber fern blieb? Er ist dahin geschwunden

als eine welke Blüthe der Sinnlichkeit, blos einiges dürre Laub hat sich davon im Umgange und in nichtssagenden, conventionellen Formen erhalten. Was heute am Weibe hochgeehrt wird, das sind jene feineren Nüancen und jene edleren Regungen, welche den jüdischen Stamm stets ausgezeichnet haben.

Die geistige Sphäre des Weibes ist vom jüdischen Stamm nie engherzig und mit männlichem Hochmuth umschrieben worden. Das jüdische Weib wird Richterin und leitet die öffentlichen Angelegenheiten; in ausserordentlichen Nöthen tritt sie als Prophetin auf mit lauter Rede, „öffnet den Mund mit Weisheit, hat milde Lehre auf der Zunge" (Spr. 31, 26), ist weder orientalisch ausgeschlossen von der thätigen Theilnahme an der Sache seines Volkes, noch „trägt es Männertracht", und ein „female speaker" wie Miss Anna Dikinson in New-York hätte bei den alten Hebräern weniger Aufsehen erregt, als bei den praktischen Amerikanern. Auch die Geschichte der jüdischen Literatur und der jüdischen Aerzte widmet den Frauen mehrere Blätter." (Jellinek).

Mehrere sehr bedeutende Blätter. Es war im jüdischen weiblichen Charakter tief begründet, dass die beiden Berufsarten, welche den Anbruch einer neuen Civilisation vorbereiteten: Der Buchdruck und die ausgebildete Heil- und Arzneikunde der Frauen ganze Theilnahme und Thatkraft anregten; verhalf doch der neuerfundene Buchdruck den beinah der Vernichtung preisgegebenen Schätzen ihrer heiligen und ehrwürdigen Schriften zu neuem Leben und wurde er doch im Dienst eines Reuchlin und anderer unparteiischer Menschenfreunde zu einem mächtigen Hebel die unheilvollen Vorurtheile gegen ihren Volksstamm und

ihre Religion zu beseitigen, — und heilte doch die aufgeklärte durch neue Mittel und Erkenntnisse ausgerüstete Medicin die Leiden der Geliebten!

Die jüdischen Frauen nahmen nicht nur moralisch Theil an der Erfindung der Buchdruckerkunst, sondern thatsächlich. Sie halfen ihren Männern nicht nur, wenn diese das neue weltbewegende Handwerk übten und verbreiteten, sondern wenn Mittel und Lebensstellung es erlaubte, wurden sie selbständige Buchdruckerinnen, indem sie Buchdruckereien gründeten und führten. So errichtete die Gattin des Arztes Abraham ben Salomon Konat, Estellina Konat 1476 in Mantua eine Druckerei, aus der eine reiche Anzahl hebräischer Werke von grossem Werth hervorgingen. Ebenso werden als Gründerinnen oder Förderinnen von Buchdruckereien genannt: Gütel Kohen (Lemberg), Czerna Meisels (Krakau), Sarah Jafu (Dublin) Reichel Jüdels. Diese stammte aus einer Familie in der die Buchdruckerkunst als Vermächtniss gepflegt wurde; Reichel war Tochter und Enkelin von Buchdruckereibesitzern.

Ella und Gela, Töchter eines zum Judenthum Uebergetretenen, Moses ben Abraham, waren fleissige Buchdruckerinnen. Gela, die sich eine בתולה*) noch „unter zehn Jahren" nennt, sagt ebenso naiv als rührend in einem Verse zum Schluss eines von ihr allein von Anfang bis Ende gedruckten Gebetbuches:

„Ein Jor geht dahin und das andere Jor thut kommen,
Und wir hoben von keiner, גאולה**) noch nicks vernommen".

Auch Gela's Nichte Rebekka war als Druckerin beschäftigt.

*) jungfräuliches Mädchen.
**) Erlösung.

Zu derselben Zeit lebte Fiola, eine Fürtherin, die einen Setzer Jacob Hirsch ben Moses in zweiter Ehe geheirathet hatte und mit ihm gemeinschaftlich 1727 das grosse Werk Turim*) setzte.

Interessant sind folgende allgemeine Bemerkungen von J. M. Jost.

„Keine Religionsgesellschaft der Welt hat von der Presse verhältnissmässig einen so ausgedehnten Gebrauch gemacht wie die Juden sofort nach den ersten glücklichen Versuchen. Nicht mehr war jetzt der Besitz der Religionsquellen vom Reichthum bedingt, nicht mehr ihre Reinheit abhängig von der Kunst, dem Wissen und der Treue der Abschreiber, nicht mehr deren Dauer preisgegeben den Zufällen des Lebens, dem Wasser, dem Feuer, dem Raube und der böslichen Zerstörung. Die Schöpfungen des Geistes waren nicht mehr beschränkt auf eine kleine Schaar von Kundigen, nicht mehr auf Orte oder Sammlungen; sie lockten die Lernbegier herbei, sie begleiteten den Wanderer an seine neuen Wohnorte, sie wechselten die Eigenthümer ohne diese zu verlassen; die veräusserten oder geraubten waren leicht ersetzt. Jeder Jude hatte die Pflicht nicht blos das Gesetz zu üben und zu vernehmen, sondern selbst zu lesen und aus den Quellen zu schöpfen. Das war bisher mit Aufwand verbunden, nunmehr leicht und Jedermann zugänglich; die Bücher wurden zu einem gemeinsamen Band der zerstreuten Glieder. — Ein Zeitraum von 250 Jahren genügte, um in einer zersplitterten Gemeinde von höchstens drei bis vier Millionen Seelen, meistens arm, verachtet und dürftigen Unterhalt suchend, unter gänzlich unwissenden Völkern lebend,

*) Der ausführlichste Codex der jüdischen Gesetze von Josef Caro.

mehr denn 6000 Druckwerke zu verbreiten, darunter viele gross-artigen, sonst nur durch Unterstützung hoher Regierungen oder reicher Stiftungen zu schaffende; — dieser allgemeinen Opferwilligkeit und dem unermüdlichen Fleisse gebührt der Zoll gerechter Anerkennung."

Man denke, dass dies unter dem Druck fortdauernden Hasses und fortwährender Verfolgung von Seiten der anderen Völker geschah! Dass die Religionskriege zeitweise die Aufmerksamkeit von den Juden ablenkten, gestattete diesen in aller Stille ihrer Theilnahme für das ererbte geistige Gut nachzuleben und immer mehr und mehr lehrreiche, werthvolle Handschriften durch den Druck zu vervielfältigen, ältere Drucke zu verbessern, neue Werke zu beginnen und so, während die anderen Völker im Namen der Religion sich zerfleischten, für die Religion die Grundmauer zu erbauen in der Sammlung und Ordnung ihrer Quellen.

Ende des 15. Jahrhunderts begann auch die deutsche Sprache in der Schriftstellerei aufzutauchen, wenn auch nur einstweilen als ein Gemisch, das sog. „Jüdisch-deutsch." Es erscheinen Uebersetzungen der Bibel und der Gebet- und Erbauungsbücher, auch Erzählungen, Legendensammlungen u. s. w. auch deutsche Volksbücher in dieser Sprache*) und deutscher Versform. Einer der ältesten Versuche ein auch für Frauen lesbares Volks- und Unterhaltungsbuch zu schaffen, ging von einer Frau Litte aus Regensburg aus. Unterricht galt von jeher dem jüdischen Volk als höchste Pflicht. „Selbst wenn der Bau des Tempels in Frage stände — so heisst es — dürfte deswegen keine Schulver-

*) In jüdischen Buchstaben.

säumniss stattfinden.*)" Um dieser Belehrung willen ergriffen die jüdischen Frauen jetzt mit Begeisterung die Gelegenheit auch ihrem Geschlecht Druckwerke zugänglich zu machen. Einen besonderen Ruf erwarb sich als Schriftstellerin für Frauen die gelehrte „Predigerin" Rebekka Tiktiner, (1520) eine Polin, welche ein jüdisch-deutsches Werk: „Ueber die Pflichten der Frauen" veröffentlichte. (1609.) Eine zweite Predigerin nennt sich Hannah, sie liess ihre Deroschoh דרשה in Amsterdam drucken. Eine dritte, Taube Kan und mehrere Polinnen, gelehrte Frauen gelehrter Männer, verfassten Erbauungs- und Belehrungsschriften. Bedeutender erscheint eine Hamburgerin, die Frau des Rabbiners Moses Hamel, Glickel, welche sogar ein geschichtliches Werk verfasste, das eine jüngere Verwandte Wort für Wort abschrieb. Diese Handschrift einer lernbegierigen jungen Jüdin wird in der Pariser National-Bibliothek aufbewahrt. In der Einleitung zu diesem Werk schildert sie in Kürze ihre Jugend und ihre Eltern, die „koschere fromme Mutter". Ganz und gar charakteristisch für die mildthätige und gastfreundliche Gesinnung ist die beiläufige Bemerkung:

„Wer hungrig gegangen in meines Vaters Haus,
Ist satt wieder gekommen heraus."

Bezeichnend ist die trockene Aufzählung — (als ob es sich um etwas Selbstverständliches handle) — der Bedrängnisse und Er-

---

*) Vor mir liegt eine statistische Notiz, welche besagt, dass 1875 in Preussen von je hundert Personen, weder lesen noch schreiben konnten:

Männer:	Katholiken	15,1	Frauen	21,8,
„	Protestanten	6,6	„	11,4,
„	Juden	3,9	„	5,9! — —

pressungen, denen die Juden — (die in Hamburg nicht wohnen durften, aber in Altona) — ausgesetzt waren.

Einer milderen, d. h. anständigeren und einigermassen gerechteren Behandlung waren die Juden in Italien sicher; dies trug dazu bei, dass sich dort auch ihre vielseitigen Gaben, ja Talente ausbildeten.

Es ist noch immer nicht allgemein bekannt genug, dass die Juden gerade im Gegensatz zu dem Vorwurf, der ihnen so häufig gemacht wird, und der den Haupttrumpf ihrer Gegner bildet, am wenigsten die Geldgeschäfte liebten, sondern dagegen den Landbau, das Handwerk, das Studium und die praktischen Wissenschaften, wie Heil- und Rechtskunde vorzogen; haftete in ihren Augen doch gerade dem Geldgeschäft etwas Unheiliges an, da schon Bibel und Talmud sich gegen Zinsnehmen und dergl. äussern; und war ihr menschenfreundlicher Sinn doch stets mehr auf Erleichterung der Verlegenheiten des Anderen bedacht, als auf Erschwerung.*) Doch ebenso wenig allgemein bekannt ist, dass ihnen durch ein Jahrtausend hindurch fast überall, bald hier, bald dort, verboten war, sich mit einem anderen Beruf, als etwa Handel zu beschäftigen. Eine Ausnahme bildete der Aerztestand. Von der Krankheit heilen, liess man sich gern durch den geschickteren Arzt, auch wenn er ein Jude war. „Die bodenlos unwissenden und rohen Christen der damaligen Zeit kamen sogar zu dem absurden Aberglauben, dass die Juden von Natur die alleinige Anlage zur Arzneikunde hätten. Fürsten und Geistliche, die auf die schändlichste Weise die Juden

*) (2. B. Mose 23, Cap. — 2. B. Mose 19, Vers 9—15.)

verfolgten und vertrieben, weigerten sich doch hartnäckig, wie z. B. Franz I. von Frankreich, einen Christen als Leibarzt anzunehmen".

War den Juden jedoch eine ungestörte Entwicklung gestattet, so widmeten sie sich den verschiedensten Berufsarten; wir finden sie als Bauern, Gewerbtreibende, Seidenzüchter — worin ihnen die Frauen des Hauses mit Umsicht und Geduld bei der schwierigen Behandlung dieser Kunst fleissig zur Seite standen, — als Färber, Weber und bei aller Arten Handwerk und als Träger und Förderer der Industrie und der Wissenschaft. „Sie waren die Einzigen, bei welchen die freie Entwicklung der Gedankenarbeit in Philosophie (und besonders Religionsphilosophie) Raum findet, welche die Ethik in einer Weise ausbaueten, wie kein anderes Volk. Sie betheiligten sich am Fortschritt der Astronomie, sie gründeten die berühmten Schulen zu Montpellier und Salerno und trugen wesentlich zum Aufblühen von Padua bei".

Wie sie die Buchdruckerei förderten, sahen wir schon. Ebenso erwarben und erhielten sie die ersten Kenntnisse der Astronomie, Botanik, Medicin, Kosmographie, Grammatik. Immer vorausgesetzt, dass es ihnen erlaubt wurde. Die Frauen wandten sich begreiflicherweise gern den geselligen Künsten zu, besonders in dem schönen Italien, wo den Töchtern Israels ein freieres Aufathmen — wenn auch oft nur innerhalb ihres engen Ghetto — gestattet war. Während Väter und Gatten sich dem stillen, oft heimlichen Studium der Wissenschaften widmeten, — erfreuten sich die Töchter und Frauen an heiterer Ausübung verschiedener Talente. Gesang, Musik wurden fleissig geübt. Es bildeten sich Gesangsschulen, die zum Theil einen solchen Ruf als Pflanzstätten edler Kunst errangen, dass sogar Christen ihr Vorurtheil

um des Nutzen und des Genusses wegen überwanden, und diese Gesangsschulen besuchten. Nicht lange freilich, denn bald wurde es den Führern dieser Schulen bei strenger Geld- und Gefängnissstrafe verboten, Nichtjuden in ihrer Kunst des Gesanges und des Spieles zu unterrichten.

Wir werden später sehen, dass, als eine aufgeklärtere Zeit die Ausübung der Fähigkeiten gestattete, ohne nach dem Taufschein desjenigen zu fragen, der von Gott durch irgend eine besondere Gabe begnadigt war, die jüdischen Frauen sich zum Theil als hervorragende Vertreterinnen der Künste bewährt haben. Einstweilen muss der tapferen, braven Weiber gedacht werden, die dem Vorurtheil zum Trotz, im Dienst der Menschenliebe und getrieben durch die Eigenschaft, die ganz besonders das weibliche Geschlecht zu zieren berufen ist: die Keuschheit — sich dem Studium der Heilkunde und der Geburtshülfe widmeten.

Wie sollte Einem hierbei nicht gleich die rührende Geschichte der beiden Hebammen in der Bibel (2. B. Mose 1, 15 und 21) einfallen? die Geschichte der beiden muthigen Frauen, die dem unnatürlichen und grausamen Gebot des Königs, alle neugeborenen Knaben der Ebräer zu tödten, um der Gottesfurcht und der Menschenliebe wegen trotzten! Schiphra und Puah, die Helferinnen in der höchsten Angst der Mutter um das eigene Leben und das Leben des neuerstehenden kleinen Menschenwesens — sie sollten das ihnen geschenkte Vertrauen schmählich täuschen und sich mit mörderischen Händen gegen die Schöpfung Gottes vergehen, vernichten, was Er! erschaffen! „Doch die Hebammen thaten nicht, wie der König ihnen gesagt, und erhielten die Knaben am Leben.“ Charakteristisch ist auch noch diese Ge-

schichte wegen der Bemerkung der beiden Geburtshelferinnen, als der ergrimmte König sie zur Rede stellt und sie entschuldigend sagen: „nicht wie die mizrischen Weiber sind die Ebräerinnen; denn lebenskräftig sind sie, bevor zu ihnen die Hebamme kommt, haben sie geboren.' Welch ein altehrwürdiges glänzendes Zeugniss für die Kraft und Gesundheit der jüdischen Frau! — Wie empfindet man in der kurzen Bemerkung nicht die Kritik der schlaffen verzärtelten Ägypterin und im Gegensatz zu ihr, die in harter Tagesarbeit gestählte „lebenskräftige" Ebräerin. — Um dieser die Frau veredelnden und verschönernden Lebenskräftigkeit willen schreibt schon der Talmud vor:

„Und wenn die Frau hundert Dienerinnen besitzt, hat sie die Pflicht zu arbeiten, denn Müssiggang führt zur Ausschweifung."

So leitete Menschenliebe vor Allem und Thatendrang die jüdischen Frauen schon sehr früh zur Ausbildung in der häuslichen Heilkunde und im Hebammendienst. Auch die schon genannte Em, die Erzieherin des Vorstehers der Hochschule zu Pumbaditha, welche sich noch im vorgerückten Alter mit dem schönen Choma (?) vermählt haben soll, war reich an medicinischen Kenntnissen und Erfahrungen. Sie soll ursprünglich eine einfache Hebamme und Wärterin gewesen sein, kannte aber eine Menge heilender Kräuter, bereitete wohlthätige Salben und wusste mit zahlreichen diätetischen, therapeutischen, sympathischen Heilmitteln Ohnmacht, Melancholie, Fieber, Schwerathmigkeit und andere Zufälle und Beschwerden zu behandeln, ebenso Erkrankungen durch Stiche giftiger Thiere oder Genuss giftiger Speisen, — man hielt sie für eine Art Wunderdoctor und ihr Beispiel veranlasste manche andere Frau sich der Heilkunde zuzuwenden,

Besonders die Hebammenkunst wurde überall gepflegt; während bei anderen Völkern meist Männer die Geburtshilfe leisteten, war es im Allgemeinen bei den jüdischen Frauen unerhört, dass in dieser schwersten Stunde im Frauenleben männliche Nähe geduldet und männliche Hilfeleistung angenommen worden wäre; nur Frauen wurden bei Entbindungen zugezogen, ja, jüdische Frauen wurden auch am türkischen Hofe und im Harem zugelassen; jüdische Doctorinnen hatten bei der Sultanin täglich freien Zutritt, erfreuten sich grossen Ansehens und wurden reich belohnt. Unter diesen Frauen, welche durch ihre medizinischen Kenntnisse zu hohem Ruf gelangten, wird auch die Wittwe des berühmten im Jahre 1602 verstorbenen Arztes und Staatsmannes Salomon Aschkenasi's genannt; es gelang ihr den jungen Sultan Achmed I. von den Blattern zu heilen, welche ihn 1603 mit dem Tode bedrohten; sie behandelte ihn bis zu seiner völligen Genesung und wurde reich beschenkt und geehrt.

Schon früher, Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erfreute sich eine Frau, Sarah genannt, eines solchen Rufes und Zulaufes auch von nichtjüdischen Frauen und Müttern, dass die löblichen Behörden auf den Einfall kamen, die Ausübung ihrer Kunst, besonders der Hilfeleistung bei Entbindungen nur gegen eine hohe Steuer zu gestatten. Die Ertheilung dieser Erlaubniss bildete im frommen Bisthum Würzburg ein höchst einträgliches Geschäft.

Um dieselbe Zeit (etwa 1420) erwarb in Frankfurt a. M. eine Jüdin als Augenärztin einen weitverbreiteten Ruf; ihr Name ist aber, meines Wissens, nicht auf unsere Zeit gekommen.

Nicht nur weibliche Personen aus den niederen Ständen widmeten sich der Geburtshilfe, sondern vorzugsweise Töchter und

Frauen angesehener Männer; so wurde Rosa die Gattin des Jehudah Hendrix, die Tochter von Chajim Halevi eine „studirte" Hebamme. Eine spätere Genossin, ein ganz armes Mädchen, Olga Belkind, erlernte in Petersburg auf Kosten mehrerer Wohlthäter die Geburtshülfe und fand in ihrem Berufe so viele Beschäftigung und Befriedigung, dass sie in einem Schreiben an einen ihrer Petersburger Gönner ihre Glaubensgenossinnen mit warmen Worten ermuntert ihrem Beispiel zu folgen. Gewisse Verhältnisse, die früher im russischen Reiche kennzeichnend waren, erlaubten den Frauen dort überhaupt eine freiere Bewegung; sie waren in vielen Provinzen des Riesenreiches weniger jener nörgelnden Controlle unterworfen, die sich, sehr zum Schaden der Gesammtentwicklung z. B. in Deutschland lästig machte, wo kleinstaatliches Polizeiwesen, sittenrichterliche Bornirtheit den Unternehmungsgeist begabter Frauen von Anfang an lahm legte. In Russland konnte die jüdische Frau mehr wagen und deshalb mehr gewinnen; sie trat selbständiger auf, sowol als Gehilfin ihres Mannes, als für ihre Familie und sich selbst. Sehr wahr sagt Buckle („Gesch. d. Civilisation in England"): „In Ländern, in denen der Mensch mehr Selbstbewusstsein entwickeln kann, ist er erfinderischer, unternehmender. Der Verstand hat die Oberhand und leitet ihn zur höchsten Civilisation." Diese Erfahrung ist ganz besonders auf die Frauen anwendbar. —

Die oben genannte Rosa Hendrix liess ein Buch über Geburtshülfe, das bereits oft abgeschrieben worden, von Neuem, mit vielen Verbesserungen in Amsterdam abschreiben, zu Nutz und Frommen der jüdischen Mitschwestern, die sich gleich ihr dieser Kunst widmen wollten. Als dann die Buchdruckerei die

Vervielfältigung solcher Werke ermöglichte, nahm auch die Zahl der Frauen zu, die sich allgemeine ärztliche Kenntnisse wenn auch nur im Interesse der eigenen Familien, zu erwerben suchten. Heutzutage ist ja das Vorurtheil gegen Ausübung der Heilkunde*) von Seiten der Frauen im Verschwinden, wenn auch ihrem Studium an den Universitäten noch vielfach Hindernisse gegenüberstehen. Amerika hat sich darin am unabhängigsten gezeigt; fast von Anfang an hat das weibliche Geschlecht dort redlich mit dem männlichen im Kampf des Daseins gerungen und Viel errungen, was in der lieben, philisterhaften, von Pedanterie angekränkelten „alten" Welt, mit Ausnahme der Schweiz etwa, noch nicht möglich ist. Es ist noch nicht so lange her, seit wenigstens als Zahnärztinnen Frauen ihre Existenz gefunden haben. Eine Miss Elson, Amerikanerin, konnte dagegen sogar durch Vorträge über Psychologie Ruf erwerben und auf dem Gebiete der Philosophie versucht sich neuerdings eine durch ernste Arbeiten sich auszeichnende jüngere jüdische Dame, Fräulein Susanna Rubinstein.

Dass in einer früheren Zeit der Bedrängnisse und der Verbote Jüdinnen, neben ihren Männern, oder als Wittwen darauf angewiesen waren, ihren praktischen Sinn zu eigenem Vortheil und zum Vortheil ihrer Auftraggeber als Vermittlerinnen und Verwalterinnen geltend zu machen, kommt auch mitunter vor, wie das Beispiel der Esther Schulhoff in Berlin beweist. Schon ihr Mann, der Hofjuvelier Joel Liebmann, stand bei Friedrich I. von Preussen in höchstem Ansehen, und diese Gunst ging nach seinem Tode

*) Selbst Herr von Sybel ist der Meinung, die Frau könne eher Medicin studiren, als irgend eine andere Wissenschaft.

auf seine Wittwe über, die als „Hofjüdin Liebmann“ zu allen Stunden freien Zutritt zu den königlichen Gemächern im Schlosse hatte. Sie stand in fortwährender Geschäftsverbindung mit dem prachtliebenden König und verwendete die Ueberschüsse ihrer Einnahmen, um in der Heidereutergasse eine neue, grosse, schöne Synagoge bauen zu lassen. Dieses Vorrecht zog ihr viele Feindseligkeiten und Prozesse zu, doch blieb sie unerschütterlich in ihrem Vorhaben.

Ein neuerer Schriftsteller wirft die gewohnten Fragen auf, welcher Art die Arbeit des Weibes wol sei und fährt dann fort: Diese Fragen hat der jüdische Stamm praktisch gelöst und das jüdische Weib hat sich in den verschiedensten Gattungen der Arbeit erprobt und bewährt. Im Dorfe besorgt es alle Geschäfte in Abwesenheit des Mannes: Einkauf und Verkauf von Getreide, Wolle, Baumfrüchten, Bezahlungen und Einkassirungen von Schulden, Gänge zum Ortsrichter und Pfarrer, die Ueberwachung der Fabrikation, — u. s. w. In der Stadt verstand es sich auf Manufacte, auf Ankauf und Absatz, leitet die Correspondenz, nimmt Notiz von den gebuchten Activis und Passivis, berechnet es die Conjuncturen des Handels und bevor man noch Versuche machte Frauen an Eisenbahnkassen zu verwenden, hat das jüdische Weib an dem socialen Verkehr sich thätig und umsichtig betheiligt, um zu erwerben. In uralter Zeit „sinnt es auf ein Feld und erwirbt es“ (Sprüche Sal. 31, 16) durch eigene Arbeit und in unseren Tagen gibt es ausgezeichnete Männer, die in ihrer Kindheit von jüdischen verwittweten Müttern durch Arbeit ernährt wurden, die der lebende Vater begonnen hatte.“

Vor zwei Decennien war derjenige, der die Thätigkeit des

Weibes über die Grenzen des Hauses hinaus erweitert hätte, des Mangels an Zartgefühl für die Bedeutung des Weibes beschuldigt worden; heute bildet die „Arbeit des Weibes" ein wichtiges Thema volkswirthschaftlicher Untersuchungen, das unter den Juden zwar wenig Federn, aber desto mehr weibliche Hände in Bewegung gesetzt hat; die Arbeit ward beim jüdischen Stamm als „ein Schmuck, als eine Zierde des Biederweibes" gehalten. Insofern begegnet sich das jüdische Weib mit allen tüchtigen Frauen anderer Nationen, die alle im Laufe der Zeit Gelegenheit suchten und fanden ihre Kräfte dem häuslichen und dem allgemeinen Wohl nutzbar zu machen. Das Ideal der rechten wirkenden und schaffenden Frau ist in den Sprüchen Sal. Kap. 31 für alle Zeiten hingestellt und hat offenbar auch Schiller beeinflusst, als er in der „Glocke" die rührige Hausfrau schilderte, — doch Schiller — (so lebhaft seine Darstellung auch an das „Biederweib" Salomonis erinnert) hat einen Charakterzug ausgelassen — und gerade dieser Charakterzug ist für die jüdische Frau durchaus kennzeichnend: die Wohlthätigkeit. Das Schiller'sche Biederweib denkt und sorgt nur für das eigene Haus, die jüdische Hausfrau hat auch noch für Andere Etwas übrig. In Lazarus' herzerquickendem Kulturbild: „Aus einer jüdischen Gemeinde vor fünfzig Jahren"*) spricht er von der jüdischen Gastfreundschaft und schildert, wie jede Familie sich am Anfang des Jahres beim Gemeindevorsteher meldet für eine bestimmte Zahl von Tagen, an denen sie durchreisende Fremde, Sänger der Synagoge oder Talmudjünger an ihrem Tisch zu sehen wünscht. „Auch in engen Verhältnissen lebende Hausfrauen, die einen schmalen Tisch führen,

*) In „Treu und Frei."

dringen darauf, einige Mal einen Gast bei sich aufzunehmen und wenn nun gar irgend ein günstiger Wind zum nächsten Sabbath eine fette Mahlzeit ins Haus weht, dann eilt die Hausfrau zum Vorsteher und bittet um ihren Gast, womöglich einen Talmudjünger, denn das bringt Ehre und Freude ins Haus. Auch baares Geld wird in einer von Haus zu Haus wandernden Büchse an jedem Neumondstage gesammelt, an die ärmsten Studenten vertheilt, denen es an Kleidung und Miethe gebricht. Frauenvereine weibliche Krankenpflege, Pflege der Wöchnerinnen, Ausstattung, besonders Ausrichtung der Hochzeit armer Bräute forderte die thätige Mithilfe der Frauen. Der persönliche Dienst kannte bei Mancher keine Grenze oder Ermüdung.“ Demselben Kulturbilde entnehme ich noch folgende Stellen: „Bobe*) Zortelchen hatte in unserem Hause gewohnt; ich habe sie nicht mehr gekannt, aber der Ruf ihrer Heiligkeit und Werkthätigkeit hat sie lange überlebt und das Zimmer, worin sie gewohnt, betraten auch wir noch mit ererbter Ehrfurcht. In vielen Anekdoten wurde ihr Andenken gefeiert, nur einer will ich gedenken. Von ihrer früh verstorbenen einzigen Tochter lebte ihr einziger Enkelsohn draussen vor der Stadt. Als diesem ein Töchterchen geboren wurde, das nach der Sitte den Namen seiner Mutter erhielt, gereichte ihr der Besuch dieses Kindes zur süssesten Freude, — aber nie hätte sie sich denselben an einem Wochentage gegönnt! diese gehörten allesammt dem heiligen Dienste, den sie den Pfleglingen all der Vereine leisten musste!“ — — Als Gegenbild zu dieser ehrwürdigen Matrone wird weiterhin ein schlichtes Weib aus dem Volke gezeichnet: „Das Bild der Rüstigkeit, schreitet sie taktfest

*) Grossmutter.

und tapfer wie ein Mann daher. Sie bedarf der Tapferkeit; früh verwittwet, hat sie sich mit sechs Kindern und der alten schwachen Mutter zu ernähren. Wie ihre Augen blitzten, als sie das nach irgend einem Unfall — herzlich — dargebotene Almosen ablehnte: „noch habe sie keines genommen.“ Tagsüber trieb sie ihren kleinen Handel draussen auf dem Lande; aber früh, bevor sie die Stadt verliess, und spät, wenn sie heimkehrte und die Kinderschaar versorgt war, versah sie den nicht unbeschwerlichen Botendienst in den Vereinen, um einen kärglichen Lohn daran zu gewinnen; und dennoch gehörten noch nächtliche Wachen bei Kranken und Wöchnerinnen zu ihrem sauren Erwerbe.“

Wer könnte wol folgendes Bild ohne Antheilnahme lesen: „Lehrerinnen sowie öffentliche Mädchenschulen fehlten; einer einzigen Lehrerin aber, die in der Gemeinde lebte und wirkte, muss ich hier den wohlverdienten Tribut des Nachruhms zollen. Die Dienstmädchen besonders, welche das (hebräische) Gebetlesen vergessen oder versäumt, hat sie während deren Brautstandes darin unterrichtet. Winters zumal, wenn die dienenden Bräute mehr freie Abendstunden genossen, wanderte sie mit einer kleinen Laterne bewaffnet durch die Gassen, um in engen Kammern oder in der Küche beim Herdfeuer den künftigen Besucherinnen des Gotteshauses die Buchstabenweisheit zu erschliessen; für eine allabendliche Leseübung von 10—15 Minuten erhielt sie wöchentlich die stadtkundige Taxe von einem guten Groschen. — Sie hatte bessere Tage gesehen, in rüstigen Jahren war sie Hebamme gewesen; jetzt war sie also dem jüngeren Geschlecht Phänarete und ihr berühmter Sohn Sokrates in einer Person, diesen in seinem stolzen „Nichtwissen“ vielleicht noch übertreffend.“

Natürlich haben die jüdischen Frauen sich erst regen und rühren dürfen, als allmählich die bürgerliche Rechtsstellung verbessert wurde. Eine der Ersten, welche das anbrechende Morgenroth einer befreienden Gleichberechtigung benutzte, ist Fanny Nathan, geboren 1803, welche sich den edlen Francke, den Gründer des Halleschen Waisenhauses zum Vorbild nahm. Sie reiste von Stadt zu Stadt, mit männlicher Energie und weiblicher Ausdauer überall redend, anspornend, begeistert und begeisternd. Endlich — eröffnete sie eine Anstalt mit zwei Waisenkindern, — neunundvierzig Jahre später bestand bereits ein eigenes Waisenhaus, das „Israelitische Waisenhaus für Westfalen und die Rheinlande.“

Eine Zeitgenossin war Rachel Meyer, geborene Weiss. Dem strengerzogenen Mädchen war schon früh selbstständiges Denken und Schaffen zur zweiten Natur geworden; ihr idealer Sinn lenkte sie in ihrem ganzen Handeln zu erspriesslicher Werkthätigkeit für die eigene Familie und für Fremde. Jung mit dem braven, gebildeten Kaufmann Meyer verheirathet, der mit Bernstein nach dem Orient handelte und seiner jungen Gattin als weitgereister Mann viel von den eigenen Eindrücken und Erfahrungen mitzutheilen vermochte. Ihr blieb — trotz sorgfältiger Erfüllung aller ihrer mütterlichen und häuslichen Pflichten — Zeit genug, sich einer hingebungsvollen Wohlthätigkeit zu widmen. Nach Gründung einer Armenschule lehrte sie selbst mehrere Stunden täglich an derselben und suchte auch ihren echt weiblichen Einfluss pädagogisch auf die Familien der armen Kinder auszudehnen; manch schöner Erfolg — sichtbar in zunehmender Reinheit der Sitten und Reinlichkeit der Umgebung, der Personen und

ihrer Behausungen — belohnte ihr nachahmungswerthes Streben. Vielfacher Verkehr mit gereiften Männern schärften ihre Lebensauffassung und im steigenden Bedürfniss nach weiterem geistigem Spielraum begann sie eine schöpferische literarische Thätigkeit, von der noch späterhin die Rede sein wird.

Wer vermöchte ausserdem wol alle die Frauen namhaft zu machen, welche ohne in eigenen, für die Oeffentlichkeit bestimmten Thaten und Werken hervorzutreten, den folgenreichsten Einfluss in der Stille übten! Allein schon als mitdenkende und mitstrebende Frauen ihrer dem Dienst der Wissenschaft geweihten Männer haben auch sie für den Culturfortschritt das Ihre gethan.

Wer gedenkt hier nicht sofort einer ganzen Schaar von Frauen, wem steigt nicht das rührende Bild von Carlyle's Weib vor die Seele, wer erinnert sich nicht der Aeusserungen berühmter Männer, die dankbar eingestanden, dass sie fast das Beste, das sie gedacht oder geleistet, der Anregung ihrer Frauen verdankten? Von Judith Montefiore wird später die Rede sein, hier sei nur schliesslich einer bescheidenen Gelehrtenfrau gedacht, die als ein Typus gelten kann, für jene stille anregende Mitwirkung des Weibes an dem Streben ihres Mannes: Frau Adelheid Zunz, die Gattin des hochberühmten Berliner Schriftgelehrten Leopold Zunz. Ein langes Leben hindurch, hat sie mit ihrem Manne Freud und Leid des Daseins treu getheilt. Einer besondern Kennzeichnung der geistvollen aber anspruchslosen Frau bedarf es nicht, nur so viel sei bemerkt, dass sie im Jahre 1854 eine längere Unterredung mit der Königin Victoria von England hatte, in der manch bedeutungsvolles Wort zwischen diesen beiden so ver-

schiedenen aber in der Menschenliebe so verwandten Frauen gefallen sein mag.

Wir haben gesehen, wie das jüdische Weib sich in Familiensinn, Religionstreue und praktischer Culturarbeit bewährt hat.

Von dem Augenblick an, wo die Jüdin nicht mehr für das eigene Leben zu zittern brauchte, ging sie daran, sich dem Leben Anderer nutzbar zu machen. Soweit die Pflicht für ihre Familie voll und ganz erfüllt war und die Umstände ihr noch Zeit und Gelegenheit gönnten, widmete sie sich fremden Interessen und suchte Leidwesen in Wohlergehen umzuwandeln. Diese Seite des jüdischen Frauencharakters ist offenkundig, dennoch wird sie noch eine besondere Schilderung erfahren. Eine reiche Anzahl gemeinnütziger Stiftungen und Anstalten haben der Initiative und Beihilfe jüdischer Frauen Entstehen und Fortbestand zu verdanken, und zwar zum Theil Stiftungen und Anstalten von durchaus confessionsloser Menschenfreundlichkeit! Doch davon später.



Zehntes Capitel.

Sara Copia Sullam.

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ ... nicht nur als Gattinnen und Hausfrauen, als Religionsheldinnen und Wohlthäterinnen haben die jüdischen Frauen sich bewährt, sondern auch als Denkerinnen und Dichterinnen.

Als Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, in Rücksicht auf das lern- und lesebegierige weibliche Geschlecht Gebet- und Legendensammlungen durch den Buchdruck sich verbreiteten, erschienen auch italienische, spanische und portugiesische Uebersetzungen; damit war zugleich die reichste Anregung gegeben, sich auch in eigenen dichterischen Erzeugnissen zu versuchen. Abgesehen von den Sitten- und Erbauungsbüchern, deren Verfasserinnen bereits erwähnt worden (Rebekka Tiktiner u. s. w.), war Sinn und Geschmack für eine reine, für sich selbst bestehende Dichtkunst besonders durch die in zahllosen Schaaren sich verbreitenden spanischen Flüchtlinge neu erweckt worden. Sie brachten in Sonetten und Romanzen in Volksliedern und Gesängen die Romantik und Poesie ihres sonnigen Südens nach dem nebligen Norden und der leuchtende Schimmer strahlte verklärend

und erhellend nach allen Seiten aus. Viele Namen ausländischer jüdischer Dichterinnen werden erwähnt, die Einfluss auf ihre nordischen Schwestern ausübten: vor Allen: Isabella Correa, Isabella Henriquez, Sara de Fonseca, Donna Y. Piementel, Manuela Nunnes Almeida, Benvenuta Cohen, Belmonte, und manche Andere, die zum Theil mit ihren flüchtigen Familien nach Deutschland gekommen, persönlich auf die heimische Dichtkunst einwirkten. Bisher, d. h. seit den Zeiten tiefster Erniedrigung herrschte viel Geschmacklosigkeit in gereimter und ungereimter Form, — die einst so erhabene hebräische Dichtkunst war zu dumpfen und stumpfen Wehelauten, oder schlimmer noch, zu gezwungenen Witzversuchen herabgesunken, — manche Blüthe in Synagogengesängen und häuslichen Festesliedern liess zwar noch die frühere Fruchtbarkeit ahnen, aber im Ganzen herrschte Oede und Dürre. Erquickend wehte nun ein duftigerer Hauch aus spanischen und portugiesischen Gesängen und Liedern daher und waren zwar auch diese meist Klagelieder — — es durchzog sie doch der Geist der Schönheit und der Anmuth.

Unter den spanischen Flüchtlingen, die sich in Amsterdam niederliessen, bildeten sich wissenschaftliche Akademien und schöngeistige Vereinigungen. Zu diesen gehörte als bedeutendes Mitglied Isabella Correa. Als sie hier sich zu ihrem Judenthum bekennen durfte, nahm sie den Namen Rebekka an. Ausgezeichnet durch Geist und Schönheit wurde sie viel gefeiert. Doch genügte ihr nicht an dieser wenn auch noch so schmeichelhaften Anerkennung; sie begann Sprachen zu studiren und es wurde behauptet, dass sie allmählich fast alle europäischen Sprachen sprechen lernte.

Unter anderen literarischen Arbeiten übersetzte sie Guarini's: „Pastor Fido", allerdings mit so viel Freiheit, dass sie ganz eigene Zusätze dichtete, welche jedoch diesem Buch so viel Freunde und Bewunderer verschaffte, dass es mehrere Auflagen erlebte, und sogar das Original überflügelte.

Eine Freundin der schönen Correa war Donna Isabella Henriquez. Sie verlebte ihre Jugend in Madrid und siedelte dann in bedrängten Zeiten mit flüchtigen Glaubensgenossen ebenfalls nach Amsterdam über, wo sie durch ihre Liebenswürdigkeit viele Freunde und Gönner gewann; weniger schöpferisch veranlagt als Correa, begnügte sie sich damit, der talentvolleren Genossin durch feinsinnige Bemerkungen und unter Umständen durch offenen Tadel in der Ausarbeitung ihrer Poesien zu nützen, ohne für sich den Anspruch auf irgend eine Anerkennung zu erheben.

Die anderen genannten Frauen spanischer Abkunft, Sara de Fonseca, Y. Piementel, Manuela Nunnes, Almeida und deren Tochter Benvenuta u. s. w. siedelten späterhin nach London über, wo sich ihre Familien ausbreiteten und zu Ansehen gelangten.

Auch eine Deutsche, Rahel Ackermann erwarb sich um jene Zeit grossen Ruf. Sie lebte in Wien, und, vertrieben, kehrte sie doch mit Vorliebe immer wieder in die geliebte Heimatstadt zurück, wo eigentlich stets die Maxime galt: leben und leben lassen. Sie verband mit einem grossen Talent persönliche Kühnheit und einen sarkastischen Sinn, der ihr zum Unheil gereichen sollte. Sie schrieb u. A. eine scharfe Satire: „Das Geheimniss des Hofes" und wurde nun ohne Rücksicht und zwangsweise aus

Wien entfernt. Sie soll aus Kummer und Heimweh erst 22 Jahre alt 1544 in der Fremde gestorben sein.

Während sich in Deutschland der Geschmack für Poesie in den hebräischen Dichtungen wieder zu entwickeln begann, lebten im schönen Italien mehrere Dichterinnen von Bedeutung. Die mildere menschlichere Behandlung, deren sich die Juden im Lande der Kunst und des Gesanges erfreuten, hatte den günstigsten Einfluss auf das Erblühen der Talente gehabt. Es wurde schon erwähnt, wie Gesang, Musik und gesellige Künste frei und froh gepflegt wurden, kaum gestört durch vereinzelte thörichte Verordnungen behördlicher Bornirtheit.

Schon im vierzehnten Jahrhundert erregte eine Jüdin aus Venedig, Giustina Lewi-Perotti Aufsehen durch ihr dichterisches Talent. Im Jahre 1350 richtete sie an Petrarca ein formvollendetes Sonett, das er mit einem anderen beantwortete; es beginnt:

„La gola, il sonno e l'oziose piume", — es findet sich in seinen Werken abgedruckt.

Eine dichtende Namensschwester, Rosa Levi lebte 1571 ebenfalls in Venedig. Es ist eigenthümlich, dass diese Stadt, welche sich verhältnissmässig am vorurtheillosesten gegen die Juden zeigte und in der sie demgemäss ruhig und zufrieden lebten und zum grossen Theil zum Aufblühen der venezianischen Republik beitrugen, — von Shakespeare als Schauplatz zu seinem (allerdings durchaus ungeschichtlichen und unwahrscheinlichen) Kaufmann von Venedig gewählt wurde!

Grätz*) berichtet u. A., dass jüdische Fabrikanten über vier-

*) „Geschichte der Juden."

tausend christliche Arbeiter beschäftigen und die, wohlverstanden gern bei diesen Arbeitgebern arbeiteten, da sie pünktlich bezahlt und freundlich behandelt wurden).

Einer von solchen Fabrikanten, Josef Askarelli, gehörte zu den angesehensten Männern seines Standes. Seine Gattin Deboráh Askarelli, eine Frau von hervorragender Begabung, ein Talent von so grosser Ursprünglichkeit, dass selbst der so sehr zurückhaltende und in Beziehung auf Frauen überaus schweigsame J. M. Jost nicht umhin kann, sie in seiner Geschichte des Judenthums zu erwähnen. Sie dichtete in hebräischer und italienischer Sprache, übersetzte des Moses Riuti Gedichte (Venedig 1602) und übertrug hebräische Hymnen in meisterhafte italienische Strophen. Eine klare, edle, durchsichtige Sprache zeichneten sie vor Allem aus. Sie hat auch eigene Dichtungen hinterlassen, die von ihren Zeitgenossen ausserordentlich geschätzt wurden. Ein Dichter, der ihr ein eben vollendetes Dichtwerk widmete, schrieb ihr: „mögen Andere grosse Triumphthaten feiern, Du, Deborah! Du singst zur Verherrlichung Deines Volkes.“ — Das Lebensbild dieser genialen Frau zu zeichnen, wäre wol eine dankbare Aufgabe für den Culturhistoriker; er fände eine Fülle fesselnder Lichtblicke, nicht nur wegen der Zeit, sondern besonders wegen des Grund und Bodens, auf dem sie lebte. Die bedeutendste und interessanteste Erscheinung jedoch unter den jüdischen Frauen auf den Schwellen des Mittelalters zur neueren Zeit ist unstreitig Sara Copia Sullam.

Sie wurde gegen 1590 in Venedig geboren, als Tochter eines der obengenannten angesehenen Fabrikanten Namens Simon Coppio. Sie zeigte schon als Kind die merkwürdigsten

Anlagen; ihr Vater ein aufgeklärter strebsamer Mann, liess ihr jede Ausbildung zu Theil werden; sie widmete sich dem Studium der Wissenschaften und der Künste, machte sich mit den griechischen und römischen Dichtern bekannt, und bald konnte sie dieselben in der Originalsprache lesen. Als kaum erwachsenes Mädchen begann sie mit eigenen dichterischen Versuchen. Doch was vor Allem sie interessirte, das war die Geschichte ihres Volkes und ihres Glaubens. Sie liebte die Propheten und begeisterte sich an den grossartigen biblischen Gestalten. Sie empfand den ungeheuren Gegensatz zwischen der erhabenen Vergangenheit ihres Volkes und seiner jetzigen Entwürdigung, und oft weinte sie heisse Thränen über die grausamen Geschicke Juda's.

Mit den Jahren entwickelten sich bei der früh Erblühten auch bemerkenswerthe Anlagen zur Musik. Ihre Stimme entzückte Alle, die sie hörten, ja sie improvisirte den Text zu den von ihr selbst erfundenen Melodien und improvisirte oft so wundervoll, dass man nicht wusste, was mehr zu bewundern sei: ihr musikalisches Talent, ihre süsse Stimme, ihre Dichtkunst oder ihre Schönheit. Von den Gesangsschulen, die sich in jüdischen Kreisen bildeten, war schon die Rede, auch davon dass eine Mitwirkung von christlichen Zuhörern oder Schülern von den Behörden bei strenger Strafe verboten wurde. So blieb Sara innerhalb der gezogenen Grenzen ihres Ghetto — gewissermassen konnte man die Abgeschiedenheit der Juden so nennen, da ihnen die eine Insel — Lunga spina — zum Wohnsitz angewiesen war; — aber ihr Ruf verbreitete sich dennoch und das schöne reizende Judenmädchen ward weit und breit ein Gegenstand brennender Neugier und ausgesuchtester Aufmerksamkeit. Bekannte und berühmte

Persönlichkeiten von Venedig, durchreisende Notabilitäten, reiche Leute und Mitglieder der Aristokratie verschmähten es nicht sie zu besuchen und insgesammt entzückt von dem fesselnden Mädchen, trugen sie in ihren Berichten über sie zu ihrem Ruhme bei. Jetzt begann auch der Clerus auf sie aufmerksam zu werden und offen und insgeheim suchte man die schöne Jüdin ihrem Glauben untreu zu machen; Tractätchen und fromme Bekehrungsschriften wurden ihretwegen geschrieben, hochangesehene Frauen drängten sich an sie und versuchten durch Schmeichelei, durch glänzende Versprechungen, durch Voraussagungen einer genussreichen Zukunft sie zum Uebertritt zum Christenthum zu bewegen. Die stolzesten Edeldamen nannten sie ihre „liebe Freundin“ und „Schwester“ und liessen kein Mittel unversucht Sara zu sich hinüber zu ziehen. Aber Sara war seit ihrer Kindheit zu sehr in den Geist des Judenthums eingedrungen, sie kannte zu genau die Grundsätze ihres Glaubens und die Geschichte ihres Volkes; — was einer unwissenden Jüdin vielleicht möglich geworden wäre, weil nur eine unwissende Jüdin sich nicht bewusst ist, was sie mit ihrem Religionsbekenntniss verliert, das war Sara der Wissenden, unmöglich; es schien ihr selbstverständlich, dass sie allen Verlockungen widerstand, und ohne sich etwas auf diese Anhänglichkeit einzubilden, blieb sie treu, wie jeder edlere Mensch dem treu bleiben wird, was er als das Vorzüglichere kennen gelernt hat.

In ihrem einundzwanzigsten Jahre wurde sie, auf den Wunsch ihrer Mutter an einen liebenswürdigen und gebildeten jungen Mann, Jakob Sullam, vermählt; sie vereinigte nun den Namen ihres Vaters mit dem des Gatten und nannte sich Sara Copia Sullam.

Gedichte, die ihrer Schönheit gewidmet sind, lassen errathen welch ein Äusseres sie gehabt hat; von mittelgrosser wohlgeformter Gestalt, müssen ihre auffallendsten Reize das goldblonde Haar und die prachtvollen Augen gewesen sein; man denkt unwillkürlich an eine weibliche Schönheit von Tizian, wenn man diese Beschreibungen liest.

Dieses schöne, hochbegabte und bezaubernde Weib nun besass obenein eine für Alles Edle und Gute begeisterte Seele und eine glühende Phantasie; nur so lässt es sich erklären, dass als sie eines Tages ein Gedicht empfing eines zeitgenössischen Dichters, der in seinem Gedicht die biblische Königin Esther behandelte, Sara voll Entzücken und Dankbarkeit ihm einen leidenschaftlichen Brief der Anerkennung schrieb; sie liess sich hinreissen dem ihr persönlich unbekannten Manne zu schreiben, sein Werk verliesse sie weder bei Tag noch bei Nacht, sie lege es unter ihr Kopfkissen um gleich bei Tagesanbruch es wieder lesen zu können.

Diese echt weibliche Exaltation sollte ihr verhängnissvoll werden; zwar ist sie nie sich selbst oder ihrem Glauben untreu geworden, sie ist die reine, hohe Frau geblieben, die sie war, aber bei allem geistigen Genuss, der ihr in Folge ihres Schrittes zu Theil wurde, hat sie doch auch unendlich viel Herzensqual dadurch erlitten und noch mehr — bereitet. —

Der Dichter des „Esther“ war Ansaldo Cebà. Aus patrizischer Familie stammend, talentvoll, weltmännisch gebildet, aber dem geistlichen Stande angehörend, hatte er früher im frivolen Geschmacke der Zeit gedichtet, dann von Ekel erfasst, den Ehrgeiz genährt eine Art Reformator zu werden, und sich ernsteren Studien hingegeben, auch die hebräische Sprache

gelernt, um die Bibel in der Ursprache lesen zu können. So war er zur Abfassung dieses Gedichts gekommen, von dem er hoffen mochte, dass es den Meisterwerken eines Tasso und eines Ariost an die Seite gestellt werden möge. Er sah sich in der Öffentlichkeit enttäuscht, — nur eine Frau, die schönste Frau ihrer Zeit, eine Glaubensgenossin der geschilderten biblischen Heldin begeisterte sich für sein Gedicht und schrieb es ihm mit der glühendsten naivesten Dankbarkeit. Kein Wunder, dass der ohnehin für die Weiblichkeit empfängliche Mann in einer Art halb sinnlicher halb geistiger Leidenschaft für die Briefschreiberin entbrannte. Einstweilen dachte er als guter Christ und eifriger Sohn der „alleinseligmachenden" Kirche nur an ihre Bekehrung; er bestand dringend auf eine Fortsetzung des Brief[illegible].

Sara ging darauf ein, nicht ohne feine Anspielung, dass er am Ende enttäuscht sein würde . . .

„Chi il vecchio cammin pel nuovo lascia,
Spesso s'inganna e poi ne sente ambascia"
(Wer alten Weg lässt für den Neuen —
Kann irren sich und es bereuen.)

Der Briefwechsel dauerte vier Jahre. Seine Briefe sind erhalten und der Oeffentlichkeit übergeben worden; Sara's Briefe sind der Inquisition anheimgefallen. —

Im Anfang bewegte sich die Correspondenz in den Grenzen einer herzlichen Freundschaft. Ja, Sara fertigt einen Kasten — ein Toilettenkasten! — für ihren geistlichen Freund an, mit Malereien von ihrer Hand; später sendet sie ihm immer innigere Briefe. Allmählig war es um seine Ruhe geschehen. Die dringenden Bekehrungsversuche scheitern zwar immer wieder,

aber immer wieder gibt er sich der Hoffnung hin und immer wieder durchbricht die frommen Reden von christlicher Liebe der plötzliche Naturlaut geheimer Leidenschaft. Er wagte es nicht, sie persönlich kennen zu lernen, — (er lebte in Genua), aber er sandte ihr einst seinen treuen, alten Diener Marko nach Venedig mit einem Korbe auserlesener köstlicher Früchte und einigen spanischen Büchern, deren Lectüre er ihr dringend empfahl. Ausser spanisch griechisch, italienisch und hebräisch verstand Sara vollkommen gut latein — und auch lateinische Bekehrungsschriften sandte er ihr und sie war willig seinen Wunsch zu erfüllen und Alles dies zu lesen, ohne doch im Mindesten in ihren Ansichten wankend zu werden.

Marko wurde von ihr mit grösster Herzlichkeit aufgenommen, und sie bewirthete den alten „treuen Diener seines Herrn“ mit gewohnter Gastfreundlichkeit nicht nur, sondern erquickte ihn mit dem Gesang einiger Strophen aus dem Gedicht seines Gebieters, die Sara componirt hatte. Wie berauscht kehrte der alte Mann nach Genua zu Cebà zurück und berichtete mit inniger Begeisterung von Sara's Erscheinung und Wesen, wie ihre Schönheit und Güte, dass seine Worte oft von seinen Thränen unterbrochen wurden. Cebà, aufs Tiefste erregt, war dennoch von dem mitgebrachten Briefe Saras unbefriedigt; sie schien ihm noch zurückhaltender als sonst. Er schrieb ihr und bat sie um die Erlaubniss bei der Jungfrau Maria für sie um ihre Bekehrung beten zu dürfen; Sara erwiedert: sie gestatte es ihm, wenn er ihr erlauben wolle zu Gott beten zu dürfen um seine Bekehrung — zum Judenthum. —

Der Briefwechsel zwischen diesen beiden so gegensätzlichen Naturen nimmt einen überaus interessanten Verlauf. Sara zeigt

sich als eine gewandtere und gründlichere Wortführerin, als ihr bekehrungseifrigster Freund und Gegner. Ihre Kenntnisse setzen ihn oft in Verlegenheit; nirgends vermag er sie zu täuschen oder zu blenden; ihr prüfender Blick durchschaut seine Schwächen, ihre Entgegnungen sind von einer unbarmherzigen Sachlichkeit und Logik, wie man aus seinen Citaten erkennt. An rechter Stelle weiss sie auch die Autorität der Philosophen anzuführen, besonders dient ihr oft Aristoteles als Beweisführer gegen Apostel und Theologen; so seltsam es erscheinen mochte den Stagyriten als Vertreter des Judenthums gegen den Katholizismus citirt zu sehn — gerade zu jener Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften, war sein Wort oft massgebend, mochte es passen oder nicht. Die Jüdin besass noch einen anderen Vortheil vor ihrem christlichen Gegner: sie kannte die heilige Schrift und die heilige Sprache besser als er. Wenn er ihr einige Sätze von — wie er glaubte — unwiderleglicher Beweiskraft für seine Ansichten mitgetheilt hatte, so bewies sie ihm, dass er entweder falsch übersetzt, oder dass er selbst den Sinn falsch verstanden habe.

Um diese Zeit verlor ihr Freund einen Bruder in den Türkenkriegen und in die geistige, bereits einige Mal mit Bitterkeit geführte briefliche Unterhaltung mischt sich nun die trostspendende Innigkeit des mitempfindenden Weibes. Sara findet jetzt die rührendsten Töne für den bis in den Tod betrübten Freund, — — bis in den Tod! Denn plötzlich war ihm die qualvolle Vorstellung gekommen, dass auch er sterben könne und Sara unbekehrt bleiben und also für ihn ewig verloren sei! Auf ein Sehen hier auf Erden hatte er verzichtet, in der Hoffnung auf ein Sehen im Paradiese! — Dringender, heisser, unwiderstehlicher als je

dringt er auf ihre Bekehrung zum Christenthum — doch je mehr er darauf drang, desto fester blieb sie bei ihrer Weigerung. Harte und herbe Bemerkungen fallen, — Kränkungen, die um so weher thun, als der Eine nur das Beste des Anderen will. Wer solche Conflicte nie erlebt, begreift nicht, dass die Gesundheit der Seele und des Leibes darüber zu Grunde gehen kann.

Sara kränkelte seit einiger Zeit und Cebà fühlte sein Ende nahen. Er schreibt ihr am Schluss eines rührenden Briefes: „Nach meinem Tode und noch während der kurzen Zeit da ich noch zu leben habe, flehe ich Sie an, an mich zu denken — aber nicht wie an einen gewöhnlichen Freund, sondern wie an einen Ihnen zärtlich und treu ergebenen Diener ... doch bitte ich Sie, mir nicht zu antworten. Adieu."

Doch er liebte sie zu sehr, um so lange er noch lebte, auf ihre Briefe verzichten zu können. Die Correspondenz nahm einen neuen Aufschwung, — neue Wonne, neue Qualen! Es ist ein tief schmerzliches Schauspiel zu sehen, wie diese beiden edlen Seelen sich das bischen Freude verbittern im guten Glauben eine Pflicht zu erfüllen. Cebà versucht es mit einem ganz neuen Mittel; er lässt sich malen und schickt ihr sein Bild. Unbeschreiblich ist ihre Freude. Sie nennt den Freund „meine Sonne!" — Er wagt sie jetzt zu bitten auch nur ein einziges Mal am Tage zu beten: „Heilige Maria, bitte für mich!" — Auch das glaubt sie ihm versagen zu müssen. — Er ist verzweifelt. „Warum — während ich Sie zu retten suche, warum bestehen Sie darauf mir bittere Thränen zu erpressen, und vielleicht meinen Tod zu beschleunigen?!

Da der Unglückliche — so muss er in der That genannt

werden — nicht die Frau zu überzeugen vermochte, versuchte er es mit dem Manne; aber Jakob Sullam blieb fest, wie sein Weib. Ein weiterer Schlag traf Cebà: eine geliebte Schwester starb und der Schmerz nahm von Neuem Besitz von seiner gepeinigten Seele. Zärtlicher als je tröstet ihn die Freundin und schickt ihm ihr Bild, mit einem begleitenden Gedicht, das die auf dem Portrait Sara's angebrachten Symbole erklären sollte. Welchen Eindruck das Bild auf ihn machte, kann man ungefähr seinen Worten entnehmen:

„— — — es ist nicht gut, dass ich Sie sehe . . weder Sie noch Ihr Bild, ich bedarf der Sammlung und des Friedens für die letzten Stunden meines Lebens . . . und Sie! Sie haben mich bewältigt von Allen Seiten, dass ich Ihnen nicht entfliehen kann. So wenig bin ich Herr meiner selbst, dass ich vor Ihrem Bilde mich Entzückungen hingebe, vor denen ich erröthe . . .“

Wenig fehlte er wäre dennoch endlich nach Venedig gereist, — — aber die schleichende Krankheit in ihm machte solche Fortschritte, dass er den Tod immer näher kommen sah. Er spricht jetzt oft in seinen Briefen von seinen furchtbaren Leiden und seinem nahen Ende und mit grausamer Ausdauer malt er ihr aus, wie viel leichter er sterben würde, wenn sie Christin würde! — Er rechnet auf ihr Mitleid, — aber das gequälte Weib muss ihm immer wieder versichern, dass sie sich verachten müsste, wenn sie einer Schwäche nachgebend, ihre tiefinnerste Ueberzeugung je verleugnen könnte.

Inzwischen zogen Wolken an Sara's Lebenshimmel herauf. Ihr Ruhm, ihre Schönheit, ihre formvollendeten Gedichte, die zwar nicht veröffentlicht — (denn sie besass nicht den Ehrgeiz sich

gedruckt zu sehen) — aber doch von Hand zu Hand gingen, ihre hartnäckige Weigerung eines Uebertrittes, — Alles dies machten sie zu einer vielbeobachteten Persönlichkeit. Da ihre Sittenreinheit nicht den geringsten Anlass gestattete ihr irgend etwas Nachtheiliges vorzuwerfen, verbreiteten einige Uebelwollende das Gerücht sie stände nur deshalb mit Cebà in so eifriger Correspondenz um ihren Uebertritt vorzubereiten und zu derselben Zeit, dass sie für ihr Judenthum stritt und litt, wurden ihre eigenen Glaubensgenossen gegen sie, als einer Abtrünnigen, aufgehetzt. Sie war auf das Tiefste davon verletzt. Wie diese Intrigue möglich, wer der eigentliche Urheber war — ist unaufgeklärt. Vielleicht hoffte man sie mit den Juden und dem Judenthum zu entzweien . . . doch auch dies glitt von ihrer starken Seele ab, ohne sie zu beirren.

Da bereitete sich Ernsteres vor.

Ein katholischer Priester, später Bischof von Capodistria, liess im Jahre 1621 eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele drucken; er klagte darin die Jüdin Sara Copia Sullam an, dass sie diesen dem Judenthum und dem Christenthum gemeinsamen Grundsatz verleugne —

Eine derartige Anklage konnte von unabsehbarer Tragweite sein. Das Inquisitionstribunal verfügte über eine Rechtsgewalt, die über Leben und Tod entschied. Es war die Zeit der gewaltsamen Bekehrungen und Widerspänstige wurden in Spanien, Deutschland, Böhmen, Ungarn gefoltert und getödtet, ja ein Unglücklicher wurde — allerdings in Ispahan — verurtheilt von Hunden zerrissen zu werden. In Mantua und Ragusa wurden zu eben dieser Zeit Blutdramen mit Juden aufgeführt, die mit Kerker

und Marterscenen endeten. Fast überall wurden Vernichtungsschriften gegen das Judenthum fabrizirt und die Gemüther aufgeregt. Hatte aber dennoch Fleiss und Mässigkeit die Juden, wie in Venedig, zu Wohlstand gebracht, — dann regte sich der gemeine Brodneid aller Jener, die lieber geniessen als arbeiten wollten, — so lauerte Gefahr überall, und in dem friedlichen Heim der schönen Sara mag für eine Zeitlang bittere Sorge geherrscht haben.

Sie erschrak — aber sie verlor den Muth nicht. In zwei Tagen schmetterte sie eine Vertheidigungsschrift hin, welche zur Anklage- und Vernichtungsschrift des fanatischen Priesters werden sollte. Diese Schrift war mit einer dialectischen Schärfe, mit einer schlagenden Ueberzeugungskraft und mit so viel Witz geschrieben, dass alle, die sie lasen für die Verfasserin stimmen mussten. Bei alledem verleugnete sich die Weiblichkeit der Schreiberin nicht, — mit einer liebenswürdigen fast etwas schalkhaften Bescheidenheit entschuldigt sie sich in der Vorrede, dass sie es wage in die Oeffentlichkeit zu treten, doch sei sie eben dazu gezwungen worden. Sie widmet ihr „Manifest“ der Seele ihres geliebten Vaters, mit einer Anrede an dieselbe, die man nicht ohne Bewegung lesen kann, und die mehr als alle Erörterung Sara's Glauben an die Unsterblichkeit bezeugt. Die Versuchung liegt nahe aus dem geistvollen Glaubensbekenntniss und der scharfen Abwehr der Jüdin einen Auszug zu geben, doch mögen nur folgende Sätze ungefähr einen Begriff geben, wie fein und wie derb zugleich sie den Herausforderer zurückweist:

„Wahrlich, wenn das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele keine anderen Gründe, als die Ihrigen, anzuführen hätte

der Materialismus hätte gewonnenes Spiel und die arme Menschheit wäre zu beklagen. Sie werden mir vielleicht entgegnen, dass Gott sich oft ärmlicher und verächtlicher Werkzeuge bedient, um grosse Dinge vorzubereiten, — ja, dann aber sind die Resultate doch immer göttliche gewesen, — dieser Unterschied raubt Ihnen jedes Recht sich für einen Propheten auszugeben.

Ich spreche nicht zu Ihnen, um mich wie Sie als Gelehrten oder Philosophen aufzuspielen, ich gestehe im Gegentheil, dass ich recht unwissend bin . . . auch dass Sie die heiligen Schriften nicht gelesen zu haben scheinen, noch den Geschichtsschreiber Josef Flavius, welcher die verschiedenen Meinungen innerhalb der jüdischen Nation wiedergiebt, kann ich Ihnen verzeihen, was ich Ihnen aber nicht verzeihe, das ist, dass Sie nicht einmal das Evangelium Ihres eigenen Glaubens kennen, — sonst hätten Sie sich besonnen, dass in S. Matthäi, (Kap. 22), die Saducäer — welche die Unsterblichkeit der Seele leugneten, zum Christus gingen, der sie durch seine weise Antwort verstummen machte. Ferner behaupten Sie, dass ich keinen Glauben hätte zu dem unfehlbaren Autographen, vom Ewigen selbst geschrieben. Ich wüsste nicht, dass in der heiligen Schrift irgend ein anderer Autograph von Gott vorhanden sei, als die Zehn-Gebote, die ich von ganzem Herzen, mit meinem Glauben und mit der That anerkenne. — Besitzen Sie noch andere Gebote von Gott selbst? dann wäre ich glücklich sie kennen zu lernen."

Es ist nicht möglich die Anmuth und den Sarkasmus ihrer Vertheidigung mit herausgerissenen Sätzen zu kennzeichnen. Das Ganze gleicht einer zierlichen aber festgeschmiedeten Kette, deren Glieder ebenso kunstschön als sachgemäss ineinander greifen.

Zum Schluss, nachdem sie allerlei ironische Vermuthungen ausgesprochen, wesshalb wol er ihr, dem schwachen Weibe, den Fehdehandschuh zugeschleudert, spottet sie zuletzt, beinah gutmüthig, dass es wol nur der lieben Eitelkeit wegen, um von sich reden zu machen — geschehen sei; sie ruft sie ihm zu.

„Leben Sie glücklich! Sie werden die Unsterblichkeit, die Sie so schön predigen, ebenso gut erreichen wie ich, wenn Sie Ihre christliche Lehre so treu bewahren, wie ich mein jüdisches Gesetz.“ —

Pater Bonifazius — so hiess der Tapfere, wenig entsprechend seiner Handlungsweise — veröffentlichte darauf eine zweite Droh- und Hetzschrift, aber Sara verschmähte es, ihm zum zweiten mal zu antworten; es war auch nicht nöthig. Sara's Manifest hatte wie ein Blitz gezündet, Bonifazius' zweites Schreiben glich einem Schlag ins Wasser. Niemand nahm mehr Notiz davon. Ein unverschämtes Gedicht, das er an sie richtete, beantwortete sie mit einem Sonett, das zu den schönsten gehört, die in italienischer Sprache gedichtet worden sind. Insofern kann man dem ränkesüchtigen Pfaffen dankbar sein, dass er Sara veranlasste, einmal ihre literarische Zurückgezogenheit zu verlassen. Da sie grundsätzlich Nichts von ihren Dichtungen durch den Buchdruck veröffentlichte, ist leider so gut wie Nichts von ihren Poesien auf die Nachwelt gekommen.

Ein grösserer Verlust vielleicht ist es, dass wir ihre Briefe an Cebà nicht besitzen. Welche Quelle der Erhebung und Ermuthigung müssten diese Briefe sein für alle Mattherzigen und in ihrem Glauben Wankenden! welche Zeugnisse eines selbständig

denkenden Geistes und unerschrockenen Gemüthes und einer bei aller Exaltation stets pflichtbewussten Besonnenheit sind da verloren gegangen!

Zwei Monate vor seinem Tode — er starb im April 1623 — hatte er seine gesammelten Briefe an Sara — dreiundfünfzig — drucken lassen und seinem Freunde Marcantonio Doria von Genua gewidmet. Diesem Freunde hatte er auch die Mission hinterlassen, sein Bekehrungswerk fortzusetzen. Die Briefe Sara's sind anscheinend in die Hände der Inquisition gelangt, die sich natürlich hütete diese Documente einer freidenkenden, glaubensstarken Jüdin zu veröffentlichen.

Von Sara's ferneren Schicksalen weiss man wenig mehr. Sie lebte ihrer Familie und ihrem Talent in der Stille, wie es scheint, unbelästigt und unverfolgt von der Inquisition, welche zu jener Zeit in der Republik Venedig weniger zu sagen hatte als in anderen Ländern. Die Mission Marcantonio Doria's scheiterte' wie jene Ceba's. Sara blieb eine treue Jüdin. Sie starb im Frühlingsmonat 1641, wie folgende Zeilen eines neueren italienischen Gelehrten Moïse Soave bezeugen.

— — „Im Jahre 1868 erwarb ich einige hebräische Manuskripte und sie durchstudirend, fand ich eine Anzahl Grabschriften von Rabbinen, berühmten Aerzten und anderen bedeutenden Persönlichkeiten, Inschriften von den Grabsteinen der am venezianischen Lido zerstreuten und zerfallenen jüdischen Gräber. Dieses Manuskript enthält 200 Seiten und folio 25 befindet sich die Grabschrift von Sara Copia Sullam. Die schönen Verse*) in

*) Von dem Dichter und Rabbiner Leone di Modena, wie E. David vermuthet, dessen Biographie Sara Copia Sullam's (Paris 1877) ich die

denen sie die Weise und Tugendreiche, die Krone der Armen, Schutzengel der Unglücklichen genannt wird, enden mit dem Rufe:

„Kehre wieder, kehre wieder, Sullammit!"

(Hohelied, 7. I).

---

meisten der oben gegebenen Mittheilungen verdanke. Beiläufig bemerkt, scheint es mir sehr erstaunlich, dass nach dieser gründlichen Arbeit Historiker und Litterarhistoriker neben anderen Fehlern von Sara Copia Sullam als einer „Jungfrau" sprechen, während schon der Name Sullam der ihres Mannes war.



Elftes Capitel.

Die Mutter.

Lazarus hat auf die typisch-symbolische Thatsache hingewiesen, (1. Aufsatz über Völkerpsychologie), dass bei allen Culturvölkern die Stammesheroen als Kinder in Gefahr gerathen, vernichtet zu werden. Die Rettung geschieht bei den milden Griechen — (Zeus) — durch eine Ziege, bei den rauhen Römern — (Romulus) — durch eine Wölfin, bei den Juden durch die eigene Mutter des Moses, durch Jochebed. Darin spiegelt sich die herzliche Innigkeit des Familiensinnes, welche den jüdischen Stamm von jeher vor so vielen Völkern ausgezeichnet hat, und welche besonders in dem Verhältniss der Mutter zu ihren Kindern sich ausprägt.

Die Zärtlichkeit der jüdischen Mutter kennt nur eine Grenze: die Glaubenstreue.

Das siebente Capitel des 2. Buch der Makkabäer schildert eine Heldenmutter, welche im Lauf des Mittelalters Tausende von Nachfolgerinnen hatte. Kein Bericht ist so charakteristisch als das schlichte Wort der Bibel:

„Es wurden auch sieben Brüder sammt ihrer Mutter gefangen,

und mit Geisseln und Riemen gestäupt und gedrungen vom Könige, dass sie sollten Schweinefleisch essen, das ihnen vom Gesetz verboten war.

„Da sagte der Älteste: wir wollen eher sterben als gegen das väterliche Gesetz handeln.“

Es werden ihm Hände und Füsse abgehauen und die Zunge ausgerissen und zuletzt wird er in einer Pfanne übers Feuer gesetzt und gebraten. Die Mutter mit ihren Söhnen muss zusehen. — Fünf andere ihrer Kinder werden unter noch ausgesuchteren Martern langsam hingerichtet, — der letzte, jüngste Sohn ist noch übrig, der blühendste und lieblichste. Antiochus redet ihm zu, wenn er sein Gesetz übertrete, so wolle er ihn reich und angesehen machen, und ermahnt die Mutter auch sie solle ihm zureden, damit dieser Eine ihr erhalten bleibe; doch in ihrer (hebräischen) Sprache, die der König nicht verstand, sagte sie, die den übrigen Söhnen Muth zugesprochen hatte: „Du mein liebes Kind, das ich neun Monate unter meinem Herzen getragen, bei drei Jahren gesäugt und mit grosser Mühe auferzogen habe, erbarme dich deiner Mutter und fürchte dich nicht vor dem Henker, sondern stirb gerne wie deine Brüder, damit der gnädige Gott dich sammt deinen Brüdern wieder lebendig mache und mir wiedergebe!“

Auch der letzte Sohn wird gemordet, — aber die Mutter sieht ihn sterben mit dem Glauben an ihren Gott und an die Unsterblichkeit; damit Gott dich sammt deinen Brüder wieder lebendig mache und Euch mir wiedergebe.“ Sie geht jetzt ruhig und gefasst in den Tod.

Heiliger Glaube! bester Trost für den Verwaisten.

Wie hunderte anderer Mütter ebenfalls mit ihren Kindern in den Tod gingen, zeigte das siebente Capitel. Lieber den Scheiterhaufen als die Zwangstaufe! Doch durfte man nach Gottes Gesetz leben bleiben, dann hat das jüdische Weib von jeher eine Sorgsamkeit und eine Zärtlichkeit für ihre Kinder bewiesen, welche sie unter liebevollen Müttern als die Liebevollste kennzeichnen.

Man kennt den hohen Werth, den der jüdische Sinn auf die Mutterschaft des Weibes legt. Mutter zu werden ist der höchste Ehrgeiz der Jüdin und die Bibel ist reich an Beispielen wie die Gattin, die bisher kinderlos geblieben war, bis zur Grenze des Erlaubten geht, um dieses ihr als unerlässliche Würde erscheinende Ziel zu erreichen. Vom heissen unter inbrünstigen Thränen zum Ewigen gesendete Gebet, wie bei Hannah, Weib Elkanah's, bis zum seltsamen Tauschhandel Rahels, der Kinderlosen, mit der darin bevorzugten Schwester Leah — bis zur unerhörten That der Töchter Lots — war nur der Gedanke als Triebfeder lebendig, die Ehre und die Freude des Mutterwerdens zu erreichen. Als Hannah ihren kleinen Samuel geboren, lässt sie den Gemahl nun allein die Wallfahrt antreten, statt ihn wie sonst zu begleiten und widmet sich Jahr aus Jahr ein völlig dem Knaben, bis sie ihn, getreu ihrem Gelöbniss, dem Priester zum Tempeldienst bringt. Da aber macht sie wieder des Sohnes willen, alljährlich die Reise und bringt ihm allemal „ein buntes Röckchen" mit. Welche Mutter erinnert sich nicht bei diesem Wort, das fast drollig klingt, der tausend und abertausend Stiche, die nöthig waren, dem süssen Kind alle die Röckchen und Hemdchen und Höschen zu fertigen, die es brauchte, Tausende von Stichen, und

während derselben ebenso viele Liebkosungen und Wünsche im Geist für des Kindes Leib und Seele? — Freilich, die neumodische junge Mutter, welche die Wäscheausstattung auch für das Neugeborene aus dem bequemen „Confectionsladen" bezieht, — kennt die Wonne der tausend Stiche nicht! —

Wie Mutter zu sein — die höchste Freude und Ehre war im Leben der jüdischen Frau, so war ihr bitterster Schmerz keine Kinder zu haben. Aber ausserordentlich selten hört und liest man von einer Kinderlosen; — das Vorurtheil, ja das eigene Gewissen suchte und sah darin eine Strafe des Ewigen.

Dass die jüdischen Mütter ihre Kinder selbst nährten, war selbstverständlich, und nach der Sitte in jüdischen Landen (die man sogar heute noch z. B. in Italien bemerken kann), wurde das Kind bis an sein drittes Jahr an die Brust genommen. Die Jüdin setzte ihren Stolz darin, ihr Kind so lange als möglich mit der eigenen Lebenskraft zu erhalten, während man bei anderen Nationen durch Jahrhunderte die Unsitte beobachten kann, dass die Mütter sich dieser ihrer heiligsten und lieblichsten Pflicht dem eigenen Kinde gegenüber aus nichtigen Gründen entziehen; in dem dunklen Gefühl jedoch einer Pflichtverletzung — und oft unterstützt von einem allzugefälligen Hausarzt -- schützt sie die Rücksicht auf die eigene Gesundheit vor.

Nachdem die jüdische Mutter mit Wonne und Andacht sich ihrem natürlichen Beruf, das aus ihrer Liebe und ihrem Leibe entsprossene kleine Geschöpf so lange als möglich noch mit der eigenen Fülle zu ernähren, — hingegeben hat, — beginnt sie nun die eigentliche Erziehung des Kindes. Von seinen ersten unsicheren Schritten an, bis er an der Hand des Vaters zum ersten Mal die

„Schul“ betritt, ist die Mutter des Knaben Führerin und Lehrerin. Keinem fremden Frauenzimmer, das meist gemüthlos und tollpatschig nur widerwillig sich mit dem ihm gleichgültigen Kinde abgibt — keinem solchen Zahlwesen wird der höchste Schatz des Hauses anvertraut! Die Mutter allein mit unermüdlicher, aber auch unendlich belohnter Geduld zieht sich ihr „Jüngelche“ gross. Was der jüdischen Mutter vielleicht zum Vorwurf gemacht werden könnte, ist die zu grosse Nachsicht und die Verwöhnung ihres Sohnes. Sagt doch schon das jüdische Sprüchwort:

„Die Mutter will reichlicher geben, als der Junge fordert.“

Wenn der heranwachsende Knabe zu bitten oder gar seine Wünsche mit jüdischer Schalkhaftigkeit und talmudischem Witz und Wortspiel zu verbrämen weiss, — dann ist er unwiderstehlich für ein echtes rechtes jüdisches Mutterherz! zeigt doch ihr Junge dass er „lernt“ — und wird er doch, so Gott will, vielleicht ein Lamden*) werden zur Ehre Israels!

Im Talmud werden die Frauen — wohl zum Theil auch, weil den Weisen und Rabbinen das Beispiel der zwar unterrichteten aber auch frechen und sittenlosen Hetären in Griechenland abschreckend vor Augen stand, — von der eigentlichen Bildung, dem strengeren, schulgemässen Studium ausgeschlossen. Unterricht in der Wissenschaft erscheint ihnen wie ein Unterricht in der Koketterie. Vielwissen erschien ihnen (und manchen sehr jungen oder sehr alten Herrn Doctrinairen noch heute!) als eine Degradation ihrer Weiblichkeit.“

Eine Frau dürfte diese talmudische Auffassung anders ver-

*) Gelehrter.

stehen: als eine Befreiung der Frauen von Pflichten, die sie ausser ihrer Häuslichkeit zerstreuen und anstrengen würden; hat doch die Frau innerhalb der Häuslichkeit so viele und hohe Pflichten zu erfüllen, dass etwas mehr oder weniger Schulgelehrsamkeit dagegen weniger in Betracht kommt.

Weil ferner das Judenthum vorzugsweise eine Religion der That ist und weniger des Dogma's und der Gefühlsschwärmerei — wurden die Frauen auch in Bezug auf die Ausübung von Religionsgebräuchen (kirchlichen Functionen) freier gestellt, ja, geradezu zurückgewiesen. Gewiss nicht aus Missachtung des Weibes — wie mancher allzueifrige Vertheidiger des weiblichen Geschlechts voll überflüssiger Entrüstung behauptet, — sondern aus Hochachtung des Weibes. Bibel und Talmud meinen: das Haus ist der eigentliche Tempel der Frau, die Erziehung der Kinder ihr Gottesdienst, und die Familie ihre Gemeinde.

Aus diesen Gründen und aus Gründen der Schamhaftigkeit und der Gesundheitspflege wird auch der Frau die Theilnahme an den Wallfahrten nach Jerusalem u. s. w. untersagt. Sind also die Frauen von den Wallfahrten, vom öffentlichen Lehren, etc. ausgeschlossen, so doch nicht vom Religionsunterricht, der ausdrücklich (Deuteron. 31, 12) auf die Frauen ausgedehnt wird. Bei Esra nahmen sie an der Vorlesung der Thora Theil und besonders an allen frohen und freudigen religiösen Ereignissen, wie am Essen des Lammes am Passahfest, u. s. w.*)

---

*) V. 2. „Da brachte Esra, der Priester, die Lehre vor die Versammlung vor Mann und Weib.

V. 3. und las darin auf dem Platz vor dem Wasserthore, vom

Aus demselben Grunde, der die Wallfahrten der Frauen verbietet, nämlich aus der Berücksichtigung des Körperzustandes, besonders als Mutter, die einer Pflege und Schonung bedarf, welche der robuste Mann absolut nicht kennt, — glaube ich — sind auch all die seltsamen Vorschriften wegen angeblicher „Unreinheit“ entstanden. Ich meine, die alten Lehrer habe sich hierin weniger als vorurtheilsvolle Orientalen denn vielmehr als aufgeklärte Männer gezeigt. Sie wussten recht gut: die Masse musste oft durch Aberglauben und Furcht gebändigt werden. Das unwissende und unruhige Mannesvolk damaliger Zeit musste in Zaum und Zügel gehalten werden. Dazu diente der ganze Aufwand theils mystischer theils peinlicher Vorschriften, welche die beabsichtigte und nothwendige religiöse Furcht hervorbrachten. Zu diesen Schreckgespenstern gehörte die „Unreinheit des Weibes“ während und nach der Schwangerschaft. Wenn das, sonst durch Müh und Arbeit mannigfach geplagte Weib, noch geplagter sobald bereits etliche Sprösslinge an ihrem Rocke hingen, leidend war in den ihrem Geschlecht eigenthümlichen Zuständen, dann begab es sich in eine strenge Abgeschlossenheit; — natürlich gestattete ihr diese Abgeschlossenheit eine Ruhe und körperliche Unthätigkeit die ihr wohl that, in der sie sich erholte. Trat die Mutter aus dieser Abgeschlossenheit wieder heraus, so musste sie gewisse Bäder nehmen und Opfer etc. bringen, damit sie wieder „rein“ d. h. frisch und gesund wurde; die Bäder waren jedenfalls die Hauptsache, und die Opfer eine Zugabe, wie das Recept des Arztes

---

hellwerden bis zum Mittag, vor den Männern und Weibern und denen sie erläuternden und die Ohren des ganzen Volkes waren auf das Buch der Lehre gerichtet.“ (Nehemia, 8 Cap. II. u. III).

der dem Bauern eine Einreibung verschreibt; die Salbe soll nur dem Bauern imponiren, das Reiben bringt die Heilung. —

Ward so die Frau von religiösen Pflichten, Ceremonien in der Synagoge, u. s. w. befreit, so motivirt der Talmud dies ausdrücklich, indem er sagt: „damit die Frau die Kinder erziehe“. Waren diese so weit, dass sie zur Synagoge gehen konnten, dann bestand die Pflicht der Mutter, sie dahin zu führen, oder führen zu lassen. Talmud Berachot 17 a, sagt: „Verdienstvoll ist es wenn die Mütter ihre Kinder zum Tempel bringen.“ Die Erziehung der Kinder zur Sitte und Sittlichkeit war ganz in die Hand der Mutter gelegt. Die Söhne erzog sie zur Gesundheit und Gottesfurcht, die Töchter obendrein noch in allen häuslichen Dingen, weiblichen Handfertigkeiten und nützlichen Arbeiten jeder Art. Religiöse Uebungen durchflochten dabei das ganze Dasein im Hause. Gerade indem die Frauen von den meisten rein ceremonialen Vorschriften entlastet waren, blieb ihnen die Freiheit ihre Zeit und ihren Einfluss auf Ausbildung des innerlichen religiösen Lebens anzuwenden.

So ward die jüdische Mutter die erste Erziehung des nachwachsenden Geschlechts. Mir ist in der jüdischen Geschichte nur ein Fall aufgestossen, wo von einer entarteten Mutter die Rede ist und zwar ist die Betreffende (Alexandra, Mutter Mariamnes I.) offenbar so von entsittlichendem römischen Einfluss angekränkelt, dass von einer Jüdin in dieser Königin nicht viel mehr übrig war.

Wo sonst das jüdische Weib als Mutter erscheint, ist sie verehrungswürdig liebevoll. Selbst Ungerechtigkeiten, die sie sich etwa zu Schulden kommen lässt, wie um ein altes Beispiel anzuführen, die Verstossung Hagars mit Ismael um Isaaks willen

die Benachtheiligung Esau's wegen des geliebteren Haussohns Jakob, erscheinen als Ausflüsse verzeihlicher Vorliebe der Mutterzärtlichkeit.

Kennzeichnend ist der Unterschied der im Talmud waltet inbetreff der Haltung, die er elterlicher Gewissenlosigkeit gegenüber beobachtet. Stets ist in diesem Falle nur vom Vater die Rede. Wenn ein Vater sich weigerte seine Pflicht gegen die Kinder zu erfüllen, so wurde er auf die verschiedenste Art dazu veranlasst oder geradezu gezwungen, oder wo dies nicht anging, unter Wahrung bestimmt vorgeschriebener Formalitäten öffentlich bestraft und beschämt.

Von der Mutter ist hier nirgends die Rede. —

Gewiss nicht aus Versäumniss, denn die Gelehrten des Talmud wissen All und Jedes zu berücksichtigen, und in das feine und feste Netz ihrer Gesetzesmacht zu spannen, — aber Bibel und Talmud gehen von der Auffassung aus, dass eine Mutter unmöglich! ihre Pflichten vernachlässigen könnte, oder gar sie verletzen.

Ein glänzenderes Zeugniss für die Hochachtung des Weibes von Seiten des Judenthums ist unnöthig.

Immer wird Lehre der Mutter neben der des Vaters genannt.

Zahlreich sind die biblischen Gebote die Mutter zu ehren.

„Ehre Vater und Mutter“ (2. Buch Mose 21, 12).

„Jeder fürchte seine Mutter und seinen Vater“ (3. B. M. 19, 3).

Interessant ist als Erläuterung hierzu ein Abschnitt im Tractat Kiduschin. Der Rabbi sagt: es ist dem Allwissenden bekannt, dass das Kind die Mutter mehr ehrt und liebt als den Vater, weil

sie es sanfter behandelt, daher steht bei dem Gebot der Ehre erst der Vater dann die Mutter, um anzudeuten, dass es kindliche Pflicht ist, den Vater auch wie die Mutter zu ehren.

Vor dem Vater aber hat das Kind mehr Furcht als vor der Mutter, weil er es mit Strenge zur Arbeit und Pflicht anhält, daher steht bei der Furcht erst die Mutter, dann erst der Vater, um anzudeuten, dass es kindliche Pflicht ist, auch die Mutter wie den Vater zu fürchten.

Zu den schwersten Flüchen gehören jene über die unnatürlichen Kinder, welche ihre Eltern nicht ehren.

„Verflucht sei, der verachtet seinen Vater und seine Mutter und das ganze Volk spreche Amen.“ (5. B. M. 27, 6).

„Hüte, mein Sohn, das Gebot Deines Vaters und lasse nicht von der Weisung Deiner Mutter.“ (Sprüche Sal. 6, 20).

„Geringschätze Deine Mutter nicht, wenn sie alt wird“. (Spr. Sal. 6, 23).

„Freuen wird sich Dein Vater und Deine Mutter und jubeln wird Deine Gebärerin.“ (Das. 22, 25).

„Das Auge das des Vaters spottet, und den Gehorsam gegen die Mutter missachtet, mögen die Raben des Thales aushacken, und die Jungen des Adlers fressen!“ (Das. 30, 17).

Sinnvoll ist der Unterschied:

„Ein weiser Sohn erfreut den Vater, ein thörichter ist die Plage seiner Mutter.“ (Ebendaselbst).

Die Mutter nämlich hat die häusliche Erziehung; gelingt sie, dann kommt der kluge Knabe bald in die Lehre und in die Gesellschaft der Männer und wird dort die Freude des Vaters; miss-

räth sie, dann bleibt der Junge im Hause an der Schürze der Mutter hängen.

Dieser Einfluss der Mutter auf die erste Entwicklung des Menschen zeigt sich auch zum Theil im jüdischen Sprachgebrauch; er redet wie der Deutsche, von Mutterschoss und Muttersohn; so nennt die hebräische Sprache auch oft die Mutterbrust als Sinnbild von Hohem und Höchstem, so z. B. wird sie mit der Wissenschaft verglichen:

„Die Mutterbrust ist das Sinnbild der Wissenschaft. So oft der Säugling sie ergreift, findet er neue Nahrung! auch die Wissenschaft gewährt immer neue Gedanken, so oft man sich mit ihr beschäftigt.“ Charakteristisch ist auch, dass viele Familiennamen nach der Mutter gebildet sind, z. B.: Jeitteles, Eskeles, Raines, Raizis, Karpeles.

„Ja, das einfache Wort: „Mutter“ wird als auszeichnendes Lob gebraucht; um die berühmte Prophetin Deborah noch besonders zu ehren, wird sie eine „Mutter in Israel“ genannt. (Richter, 5. Cap. V. 7).

Schön ist auch Folgendes: das jüdische Sprüchwort zählt unter den vier Dingen, deren sich auch der Vornehmste nicht rühmen kann, „dass er aufsteht vor seiner Mutter“. — Welch' ein Gegensatz dazu die Auffassung bei den hochcivilisirten Griechen! — Um einen allbekannten Namen zu wählen: das Bürschchen Telemach in der Odyssee, gebietet seiner Mutter der „göttlichen“ Penelope:

„Auf! Zum Gemach hin gehe! Besorge die Spindel! und
Den Webstuhl! Und gebeut den dienenden Weibern,
Fleissig am Werke zu sein. Das Wort gebühret den Männern,

Allen, und mir am meisten, denn mein ist im Hause die Obmacht!"

Statt ihrem Söhnchen eine derbe Rüge zu versetzen, beeilt sich die königliche Dame Penelopeia ihm zu gehorchen. Wenig fehlte, er hätte ihr befohlen das Haus überhaupt zu räumen. Solche und andere Situationen wie z. B. Medea's Mord an den eigenen Kindern aus reiner Rachsucht gegen deren Erzeuger, wären in der jüdischen Dichtung unmöglich. Dagegen benutzt sie die Mutterwürde und Mutterliebe unzählige Mal als Gleichniss. Häufig wird der Juden höchstes Besitzthum, der Ort wo ihr Gottestempel steht, ihr heissersehntes Wallfahrtsziel, „die heilige Stadt" Jerusalem mit einer Mutter verglichen, die ihre Kinder ruft, oder die Verlorenen, Verirrten beweint:

„Das Wohl der Kinder zu erkunden, richt ich
Den Blick nach Ost und West, nach Nord und Süd;
Nur der Gedanke lindert meine Trauer,
Dass auch ihr Herz sich hin zur Mutter zieht.

Was drängst Du so den Namen zu erfahren,
Der einsam Traurigen mit kummervollem Sinn?
Ich will ihn nennen Dir! — So wisse, dass ich —
Die Tochter Zions, Jeruscholajim bin."*)

Rahel wird die „mütterlichste aller Frauen" genannt, nicht der Zahl der Kinder wegen, da sie deren nur zwei hatte, sondern der Fülle ihrer Liebe wegen.

**)„Als Jakob um mich warb, da musst ich's schauen,

---

*) Abraham Gottlober, aus der Sammlung: „Die Zionsharfe" von Gustav Karpeles

**) Aus „Stimmen vom Jordan und Euphrat" von Dr. Michael Sachs.

Dass Laban ihm die Schwester zuerkannte;
Grausam getäuscht war Hoffen und Vertrauen,
Und weil mein Herz nach meinem Freunde brannte,
Gab ich ein Zeichen ihm, mich zu erkennen — —
(Dass uns des Vaters List nicht übermannte).

Doch ich bezwang die Gluten, die wie Brennen
Der Eifersucht mir in die Seele schleichen,
Und wohl den Menschen tief verwunden können.
Der Schwester übergab ich jene Zeichen — —
Ja, in der Nähe hielt ich mich verborgen —
Und sprach für sie, das Herz ihm zu erweichen "

Also obwol ihr Herz nach ihrem Freunde „brannte", siegt die Schwesterliebe über die Eifersucht der jungen Eheverlobten. Der Streit zwischen Braut- und Schwesterliebe wird überwunden durch die mütterliche Empfindung der Opferwilligkeit.

Eine jüdische Mutter verzichtet für sich selbst auf das Nothwendigste, um nur ihren Kindern etwas zukommen zu lassen; wenn sie es sich auch des Respectes wegen, der ihr gebührt, nicht merken lassen wird: sie will lieber darben, als dass ihrem Kinde zu seinem leiblichen odor geistigen Wohl etwas abgeht. Sie ist unermüdlich im Nachsinnen und Vorarbeiten wie es anzustellen sei, um ihrem Sohn zu Stellung und Studium zu verhelfen; ist sie Wittwe, wird sie die Schüchternheit überwinden, die jedem alleinstehenden, bessergesinnten Weibe eigen zu sein pflegt, und ihrem Knaben Lehrer und Gönner suchen und sich seinetwegen manches Opfer, manche Demüthigung auferlegen. Ihr Knabe ist ja, nach jüdischer Thatkraft und jüdischem Selbstver-

trauen, mit zehn, zwölf Jahren schon von einer Reife und practischen Anstelligkeit, die der nichtjüdische Jüngling in vielen Jahren oft nicht erreicht, — aber „der Mitbewerber sind viele“ — und „der Tag ist kurz“, so muss sie sorgen und schaffen, und kein Weg ist ihr zu weit, kein Warten zu lang, keine Rede zu bitter, keine Last zu schwer, keine Arbeit zu sauer, — es gilt Wohl und Wehe des Kindes und sie hält aus, wenn es sein muss bis zum letzten Athemzuge. Aber Dank dem Fleiss und dem Verstand ihres Sprösslings, — in wenig Jahren, in dem Alter da der nichtjüdische junge Mann am schwersten mit seinen Anforderungen auf der Seele und dem Geldbeutel seiner Eltern liegt, wird die jüdische Mutter von Sohn oder Tochter schon reichlich, nach allen Kräften erhalten und gepflegt. Sie darf nun ausruhen und ruht dennoch nicht. Bald kommt das eine, dann das andere Enkelkind und so wächst ein blütenreicher Kranz heran und umgibt das kommende Alter mit dem Duft und den lichten Farben dankbarer Kindesliebe. Mutter und Grossmutter haben nicht fragen brauchen: „Bin ich allein, was bin ich?“ denn die jüdischen Mütter sind nicht allein. Immer sind dankbare Söhne oder Töchter da, die sich fragen:

„Wenn nicht jetzt, wann dann?“ (Sprüche der Väter.)

Freilich weiss man, dass es viele Mütter gibt*), die sich so früh als möglich ihrer Kinder entledigen, wenn sie wohlhabend sind, und, wenn sie arm sind, dieselben in Fabriken schicken, oder auf die Strasse zum Bettelverkauf von Streichhölzer, Blumen und Apfelsinen; einmal fragte ich solch ein kleines, blasses, sieben-

*) N. B. nichtjüdische.

bis zehnjähriges Mädchen, das ich Abends in der Leipzigerstrasse traf, und das mich weinend anbettelte:

„Warum weinst Du?"

„Weil mich hungert und friert."

„Warum gehst Du nicht nach Hause?"

„Ich darf nicht."

„Weshalb nicht?"

„Weil ich noch nicht Geld genug habe."

„Wieviel Geld musst Du nach Hause bringen?"

„Eine Mark."

„Und wenn Du keine bringst?"

„Dann schlägt mich die Mutter und gibt mir Nichts zu essen."

Vor mir liegt folgender Bericht aus der soeben erschienenen Zeitung.

Gerichtsverhandlungen.

— „Auf der Anklagebank vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts I stand eine kleine zierliche Person mit feingeschnittenen Gesichtszügen und mild blickenden Augen. Wer hätte derselben eine so unglaubliche Gemüthsverrohung zugetraut, wie sie ihr durch die Verhandlung nachgewiesen wurde? Es war die Arbeiterehefrau Maria Bertha Luise Bohms, geborene Nacke, welche der Körperverletzung ihrer einzigen sechsjährigen Tochter Anna Nacke durch fortgesetzte Misshandlungen in einer das Leben gefährdenden Weise beschuldigt war. Die Angeklagte hat im vorigen Jahre ihren jetzigen Mann geheirathet, welcher sich nicht daran stiess, dass sie ihm die damals fünfjährige kleine Anna mit in die Ehe brachte. Für das Kind brach damit eine entsetzliche Leidenszeit an. Uebereinstimmend bekundeten die

Zeugen, dass es von der Mutter bei der geringsten Veranlassung in der empörendsten Weise gezüchtigt wurde. Das Kind wurde von ihr weite Gänge geschickt und wenn es sich auf dem Rückwege verirrte und der Mutter durch die Polizei zugeführt wurde, so bekam es Schläge. Zumeist kam ein fingerdicker Rohrstock zur Anwendung, hageldicht fielen wuchtige Schläge auf den Kopf und Körper des Kindes. Aber hierbei blieb es nicht, die Angeklagte ergriff das Kind bei den Haaren, warf es zu Boden und stiess es mit dem Gesichte gegen den Fussboden, dass Blut aus Nase und Mund quoll. Wiederholt haben Nachbarn aus der Wohnung der Angeklagten das Geräusch von fallenden Schlägen gehört, aber kein Weinen vernommen, es wird deshalb angenommen, dass dem Kinde der Mund verbunden wurde. Bei der Untersuchung desselben durch den Sanitätsrath Dr. Mittenzweig zeigten Kopf und Körper des Mädchens eine grosse Anzahl Beulen, blutunterlaufene Stellen und sonstige Verletzungen. Kurz vorher hatte die Angeklagte das Kind dermassen am Halse gewürgt, dass die Fingereindrücke tagelang zu sehen waren. Diese Misshandlungen wurden von den rohesten Aeusserungen begleitet, wiederholt sprach die Angeklagte ihrem Manne gegenüber den Wunsch aus, dass das Kind auf seinen Ausgängen doch einmal überfahren werden möge, damit man es auf diese Art los werde.“

Ich wage es zu behaupten, dass keine jüdische Mutter solcher Unnatur fähig ist.

Ich glaube nicht einmal, dass eine jüdische Mutter ihr Kind in die Fabriken schickt. Ist die Noth zu bitter, dann trennt sie sich eher mit blutendem Herzen von ihrem Kinde und

schickt es ins israelitische Waisenhaus, wo es unter Aufsicht steht und eine tüchtige Erziehung erhält. Als ich das musterhaft eingerichtete israelitische Waisenhaus auf dem Weinbergsweg besuchte, hörte ich, dass ausnahmsweise auch Kinder aufgenommen werden, deren Eltern beide noch leben, — denen es aber durch Armuth oder Krankheit unmöglich ist, ihre Kinder zu erziehen. Erziehung der Kinder zu nützlichen Menschen ist ein stehender Gedanke jüdischer Eltern, sie körperlicher und sittlicher Verkommenheit in Fabrik- und Strassenleben anheim zu geben, fällt einer jüdischen Mutter und einem jüdischen Vater nicht ein.

Von einem kleinen Kinde heisst es im jüdischen Sprichwort:

„Es ist der Edelstein im Hause.“

Und diesen Edelstein sollte man wegwerfen oder ungeschliffen lassen?

Wollte man einzelne, frühere, jüdische Mütter als Beispiele für Pflichterfüllung und Zärtlichkeit erwähnen, man müsste vielleicht Alle nennen; eine Untugend haben sie aber in neuerer Zeit von den Nichtjüdinnen angenommen, sie überlassen ihre Kinder zu sehr bezahlten Personen, — stundenlang! — Die Spielplätze im Thiergarten u. s. w. sind mit Kindern überfüllt, — aber wo sind die Mütter?

Statt ihrer (die in verschwindender Zahl aus der Klasse nicht ganz armer, aber sehr bescheidener jüdischer Frauen hin und wieder sichtbar werden) sieht man geschwätzige, dummdreiste, gleichgültige, oft geradezu rohe Weibspersonen sich stundenlang mit den Kindern abgeben, ohne Ahnung und ohne Rücksicht was denselben zuträglich ist oder nicht. Mancher Mutter, die zu Hause ihr „süsses Kind“ vor „Liebe fressen“ möchte, würden die

wohlfrisirten Haare zu Berge stehen, sähe sie, wie kurz vorher das „süsse Kind“ geknufft wurde oder was es hat hören müssen, wenn Lene mit Guste auf dem Heimweg Herzensergiessungen über Herrschaft und Liebhaber austauschen! —

Arme Kinder! — Und da wundert man sich, dass sie meist so unkindlich, ja manchmal schon so frech sind! —

Jüdische Mutter, wenn Du diesen Namen (der ein Ehrentitel war bisher), verdienen willst, *dann geh Du selbst mit Deinem Kinde und spiele mit ihm.* Dein Mann wird Nichts dagegen haben, und die Schneiderin kann ein anderes Mal kommen.

Bogumil Goltz in seinem fesselnden Werk: „Der Mensch und die Leute“ schildert gelegentlich eine siebzigjährige Warschauer Trödeljüdin, welche eine grosse Familie von Kindern und Enkeln erhält und sich nothdürftig mit Brot und Grütze ernährt. Sie patscht in Wind und Wetter durch den tiefen Herbstschmutz, steigt alle Treppen der Häuser bis zum Boden hinauf mit kurzathmiger Brust, schleppt dabei eine Kleidermasse mit sich fort, die zwei Schränke anfüllen könnte, falls sie nicht obendrein noch mit Kessel, Bügeleisen, Kasserollen und Mörser beladen ist. Nach einer Schilderung der Behausung und des Deckbettes, dessen Federn so frei in der Luft herumfliegen, dass, wenn sie nicht abgerichtet sind, sich wieder an Ort und Stelle einzufinden, unbegreiflich bleibt, wie das Bett acht Tage lang ein solches bleiben kann — fährt der Humorist fort:

„Und dieses elende alte Weib, das täglich zwölf Stunden stehend oder gehend, mitunter halsbrechende Kletterkunststücke auf Hinterhöfen, über Wagendeichseln, Waarenballen und Tonnen

exerciren muss —: ist glücklich, dass sie für ihre Nachkommenschaft das tägliche Brod erwirbt, wenn ihr die Enkelchen und Urenkelchen bei bitterer Herbstkälte in Hemd und Hemdfragmenten entgegenspringen, und sie mit ein paar erübrigten Groschen den Schabbes zurüsten und den siebenarmigen Messingleuchter mit kurzen Pfennig-Lichtern bestecken kann.“ Diese in „lebenslänglicher Hungerkur“ grossgezogene Siebzigjährige macht eines Tages eine Reise von drei Meilen. Sie nimmt Alles wie's kommt: Regen, Schnee, Umgeworfenwerden, Fussmärsche, auch zufällige Peitschenhiebe, denn ein Gedanke, eine Empfindung beherrscht sie allein und ertödtet alles Schmerzgefühl: sie hat in ihrem Marktkorb eine Festgans, die sie ihrer armen Lieblingstochter und ihrem zerlumpten Schwiegersohn zum Geschenk bringt!“

Eine andere alte Jüdin fällt von der Bodentreppe ihrer Hütte, die so steil und schmal wie eine Hühnersteige ist, in den Keller und wird für todt auf einen Strohsack gelegt. „Der entfernte Sohn, ein blutarmer Gelehrter, dem das Unglück geschrieben wird, kommt voll Schmerz und Reue, dass er sich nicht mehr um die gute gebrechliche Mutter bekümmert hat; er findet statt des Begräbniss die Alte gesund und munter! In der Freude seines Herzens wohnt und schläft er nun mit dem glückseligen Mütterlein in dem Kämmerchen der elenden Lehmhütte wo sie zur Miethe wohnt; er pflegt sie, führt sie spazieren und zu Gaste; man räumt seiner Mutter den Ehrensitz ein — aber sie, die alle Armuth, Einsamkeit und Sehnsuchtsqual tapfer überstanden, sie hält das ungewohnte Glück nicht aus . . . ihr altes Mutterherz steht still vor Freude!“

Bogumil Goltz hat hier streng nach dem Leben gezeichnet;

dabei fällt es auf — oder irre ich mich? — wie sehr auch die Dichter in ihren Schilderungen der Phantasie freien Lauf lassen, wenn sie Mutterliebe zeichnen, pflegen sie wahrhaft Erlebtes oder Erschautes wieder zu geben. Wie der wahre Schmerz nur von dem geschildert werden kann, der ihn empfunden, so kann nur der Mutterliebe zeichnen, der sie gekannt; daher findet man unter jüdischen Dichtern die Mutter so häufig erwähnt. Selbst der „Wallfahrt nach Kevlaar" von Heinrich Heine liegt ein Factum zu Grunde, wie man in den Anmerkungen zur Biographie von A. Strodtmann ersehen kann.

Heine — der vielgelästerte und vielgeliebte! — hat seiner Mutter in Liedern und Sonetten ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Der genannte Biograph nennt sie eine „treffliche, feinfühlige und hochverständige Frau*), welche den grössten Einfluss auf die Herzens- und Geistesbildung ihrer Kinder ausübte, die ihr bis ans Ende die innigste Liebe bezeigten. Sie erzog ihre Söhne etwas strenger als es sonst Sache der jüdischen Mutter zu sein pflegt, wol zum Gegengewicht gegen die Nachgiebigkeit des vielbeschäftigten Vaters.

Mehr Strenge den Kindern gegenüber thäte auch den heutigen jüdischen Müttern Noth. Ich kenne eine edle Greisin — vortreffliche Mutter und Grossmutter, die nur in der Liebe zu den Ihrigen lebt und webt; aber wie rauh und rücksichtslos tritt das ihr zur Erziehung anvertraute, sonst gutgeartete Enkelkind entgegen! Wer hat den Knaben gelehrt so unsanft mit dem Alter umzugehen? Denn jüdische Sitte ist es nicht; jüdische Sitte

*) „An meine Mutter", „Nachtgedanken", u. s. w. in H. Heine's „sämmtlichen Werken".

lehrt auf der einen Seite die grösste Hingebung, auf der anderen Seite die innigste Ehrfurcht.

Heine sagt von der Mutter seines Freundes: „Kein Tag vergeht, ohne dass sie einem Armen geholfen hätte. Ja, es scheint, als könne sie nicht ruhig zu Bette gehen, bevor sie nicht eine edle That vollbracht. Dabei spendet sie ihre Gaben an Bekenner Aller Religionsgenossenschaften, an Juden, Christen, Türken, und sogar Ungläubige der schlechtesten Sorte. Sie ist unermüdet im Wohlthun und scheint dies als ihren höchsten Lebensberuf anzusehen“.

Die also Geschilderte war die Mutter Meyerbeers. Ein Zug charakterisirt die typische Herzensinnigkeit und Gottesfurcht dieser jüdischen Mutter überzeugender als alles Andere. Als Meyerbeers „Robert der Teufel“ in Paris unter stürmischem Beifall zum ersten Male gegeben wurde, überreichte man dem erregten Componisten einen Brief seiner Mutter; er riss ihn heftig auf und fand die folgenden Worte: (4. B. M. 6, 24—26).

Der Ewige segne Dich und behüte Dich,
Der Ewige lasse sein Antlitz Dir leuchten
Und sei Dir gnädig.
Der Ewige wende sein Antlitz Dir zu
Und gebe Dir Frieden.

Deine Mutter.



Zwölftes Capitel.

Die heilige Sprache.

Das Bedürfniss, durch eigene Prüfung sich eine Meinung zu bilden, scheint im allgemeinen, trotz des forschenden Charakters unserer Zeit bei den Frauen wenig vorhanden zu sein.

Nur so scheint es erklärlich, dass bei den jüdischen Frauen meist eine solche Unkenntniss der hebräischen Sprache herrscht, die ihnen, obwol sie die vorgeschriebenen Gebete in derselben gelernt haben, ein Buch mit sieben Siegeln ist. Durch diese Unkenntniss erklärt sich auch ihre Gleichgültigkeit gegen dieselbe. Wüssten sie, welchen Schatz ihnen ihre Väter in der hebräischen Sprache hinterlassen, welche Tiefe und Süssigkeit, welche Kraft und Erhabenheit in ihr liegt, wie all das Hohe und Herrliche in der Bibel noch höher und herrlicher in der Ursprache erklingt, wie dagegen Rauhes und Rohes gemildert ist, wie Dunkles aufgeklärt wird und anscheinende Widersprüche als ebensoviele Gedankenperlen sich enthüllen, — manche Frau würde aus der hebräischen Sprache ihr Lieblingsstudium machen.

Jedenfalls aber würden die Jüdinnen einen Werth darauf legen, dass ihre Kinder die Sprache ordentlich lernen. Aber

freilich! woher sollen die Frauen den Werth des Hebräischen kennen, da selbst ihre Männer es kaum mehr kennen und nur noch die Gelehrten es treiben! —

Zum Trost sei es gesagt, es war nicht immer so schlimm bestellt in Mangel an Wissen und Wollen von Seiten der Frauen. Durch frühere Jahrhunderte hindurch hatte die „heilige Sprache", welche den Völkern die Zehn-Gebote und die Urgeschichte der Menschheit übermittelte, — glühende Verehrerinnen.

Um nicht zu weit zurückzugreifen, sei hier gleich die talentvolle Tochter des Rabbiners Isaak Samson Cohen: Eva Bacharach genannt.

Eva wurde 1585 zu Prag geboren. Sie besass eine ungewöhnliche Kenntniss rabbinischer und biblischer Schriften und beherrschte die hebräische Sprache vollkommen, so vollkommen, dass gelehrte Männer aus ihrem Kreise sie bei dunkeln Stellen oder vieldeutigen Ausdrücken um ihre Meinung befragten. Mancherlei Schicksalsschläge, Vertreibungen aus der Heimath hatten den Verlust des Vermögens und schwere Existenzsorgen zur Folge. Der härteste Schlag traf die Vielgeprüfte, als ihr der Gatte starb, — aber der Tod des verehrten und geliebten Mannes gab ihr auch Gelegenheit, ihre Charakterstärke in vollem Masse zu zeigen. Sie kehrte mit ihrem Sohne zu ihrer Mutter, der gelehrten Vögele Cohen, zurück. Noch jung und anmuthig, obwol durchaus nicht schön, sah sie sich von zahlreichen neuen Bewerbern um ihre Hand umgeben, aber sie hielt dem geliebten Gatten die Treue über das Grab hinaus und heirathete nicht wieder. Als ihr Sohn Rabbiner in Mähren wurde, folgte sie ihm

dorthin und erlebte die Freude, dass er sich eine ebenso kluge als liebenswerthe Frau nahm.

Auf einer langersehnten Pilgerfahrt nach Palästina ereilte sie in Sofia der Tod 1652. Sie wurde dort unter allgemeiner Theilnahme und hohen Ehren begraben.

Um dieselbe Zeit etwa wirkte ein ebenfalls hochgelehrtes und frommes Weib Bella Falk Cohen. Sehr früh von ihrem Vater, dem reichen und menschenfreundlichen Gemeindevorsteher Israel ben Joseph, mit einem der berühmtesten Rabbiner jener Zeit, R. Josua Falk Cohen, vermählt, gewann sie durch den Vater und den Gatten die vielseitigste geistige Anregung, die sie auch wol durch eigene Schöpfungen bethätigt haben würde, wenn nicht die kriegerische Ungunst der damaligen Zeiten schwer auf jedem Hausstande gelastet hätte.

Ferner werden als tüchtige Kennerinnen der hebräischen Sprache genannt Laza (1689) Sarah Oppenheim, Sprinza Kempner u. s. w.

Eine Eigenthümlichkeit des gelehrten jüdischen Lebens sind jene „Tüfteleien" inbezug auf Auslegung mannichfacher Aeusserlichkeiten in religiösen und ceremonialen Vorschriften. Manchmal trafen gelehrte Frauen die Entscheidungen, z. B. ob der Segensspruch über die Festlieder vor oder nach dem Anzünden zu sprechen sei, und derartiges mehr. Wichtiger und witziger als diese Art von Fragen ist die geistige Ueberlegenheit, mit der eine Frau, Krendel Steinhardt, ähnliche Anforderungen an ihre Weisheit zu erledigen pflegte. Sie stammte aus einer Rabbinerfamilie, heirathete einen Rabbiner und sie selbst wurde von ihren bewundernden Glaubensgenossen „die Rabbinerin" genannt.

Sie war in der hebräischen Sprache so bewandert, dass bei Erklärungen dunkler schwieriger Stellen, die sich durchaus nicht aufheben oder in Einklang bringen liessen, sie als letzte Instanz befragt wurde.

Ein Pröbchen solcher Schwierigkeit mit der die Gelehrten sich mehr als just zu ihrem Seelenheil und dem Heil der Welt nöthig, sich die Köpfe zerbrachen, — mag hier folgen. Dem Josef — so heisst es in der betreffenden schwierigen Midraschstelle — wurden zehn Jahre seines Lebens genommen*) weil er ohne Rücksicht auf kindliche Ehrfurcht aus dem Munde seiner Brüder zehnmal die Worte: „Dein Knecht unser Vater" — vernahm. In Wirklichkeit aber sprachen die Brüder diese Worte nur fünf Mal aus. Krendel erklärt den Widerspruch damit, dass Josef diese Worte sich durch den Dollmetscher wiederholen liess, da er sich stellen musste, als kenne er die hebräische Sprache nicht.

Bienvenida Ghirondi und Miriam Luria — beide aus Padua und Letztere aus einer weitverzweigten und hochangesehenen Gelehrtenfamilie — waren als schriftkundige Frauen bekannt. Der Letzteren talmudische Disputationen mit den bedeutendsten Glaubensgenossen ihrer Zeit machten grosses Aufsehen. Sie beschäftigte sich mit Vorliebe mit biblischen und talmudischen Studien und unterrichtete selbst ihren Sohn und einen seiner Mitschüler in Bibelerklärung und hebräischer Grammatik. Ihre Erläuterungen zu verschiedenen synagogalen Poesien und schwierigen Bibelstellen sind aufbewahrt worden.

---

*) Uebrigens wieder ein Zug der typischen Ehrfurcht der Kinder für die Eltern.

Eine Polin, Sara Oser zeigt sich gleichfalls als kenntnissreiche Beherrscherin der hebräischen Sprache; sie war, wie man zu sagen pflegt, in Bibel, Talmud und Midrasch „Zu Hause“.

Unberühmte Frauen und Mädchen, welche gut hebräisch schreiben, gibt es in Russland noch sehr viele.

Wer sich einmal in den Geist der hebräischen Sprache vertieft, wird unwiderstehlich von ihrem Zauber gefesselt. So haben nicht nur Jüdinnen sich ihrem Studium ergeben; von der heiligen Paula bis zur schwedischen Königin Christine, der geistvollen Tochter Gustav Adolfs und der berühmten Anna Maria Schurmann haben Nichtjüdinnen sie geliebt, gelernt und geübt. Wahrscheinlich gehörte auch George Eliot zu ihren Verehrerinnen; wenigstens zeigen manche ihrer bedeutendsten Werke, dass sie das Hebräische in Geist und Wortform erfasst hatte. Auch Dorothea Moore, und eine Prinzessin von Würtemberg, Antonie, werden als fertige Kennerinnen der heiligen Sprache gerühmt.

Zu den bedeutendsten gehört Rahel Morpurgo, Tochter von Benetto und Benetta Luzzatto, geboren in Triest, 8. April 1790. Eine unverheirathete Tante derselben, ein gelähmtes, bis zur Erde gekrümmtes, bemittleidenswerthes Geschöpf, Consola Luzzatto, fand in ihrem erbarmungswürdigen Dasein Trost im Studium des Hebräischen; sie konnte ausser in anderen wissenschaftlichen Werken im Talmud lesen und schöpfte aus diesem gedankenvollen Riesenwerk Muth und Geduld zum Weiterleben. Ihr Beispiel mag viel beigetragen haben, dass die jugendschöne Rahel sich ebenfalls zur Talmudkennerin heranbildete. Anfänglich lernte sie bei einem Oheim die Drechslerei, dann noch das Schneider-

handwerk; daneben aber studirte sie unausgesetzt die jüdische Wissenschaft; sie las die Bibel im Urtext, machte sich mit den Commentaren, namentlich dem Radschi bekannt, und las überhaupt sehr viel, jedoch mit strenger Auswahl, da sie hauptsächlich die treffliche Bibliothek ihres Bruders benutzte. Bei ihrem Wissen viel umworben, wies sie zum Befremden von Verwandten und Freunden jahrelang alle Anträge zurück und schien unvermählt bleiben zu wollen, als es sich herausstellte, dass sie seit Jahren heimlich verlobt war, mit einem Manne aus einem andern Ort. — Er stand in jeder Beziehung unter ihr, dennoch blieb sie ihm treu und heirathete ihn endlich. Die Ehe war nicht glücklich. — Ihr Gatte und später die nebst einer Tochter unvermählt im Hause verbleibenden drei Söhne schufen ihr eine Arbeitslast, welche ihre Kraft und Zeit über Gebühr in Anspruch nahm. Nur in schlaflosen Nächten suchte Rahel Zerstreuung und Erquickung in der hebräischen Poesie. Ein Bändchen ihrer gesammelten hebräischen Gedichte, welche sich durch eine ausserordentliche Strenge und Schönheit der rhytmischen Formen, freilich zuweilen auf Kosten des poetischen Gehalts, auszeichnen, hat Professor Castiglione mit einer hebräischen und italienischen Biographie der Verfasserin 1890 herausgegeben. Interessant war ihre ausgedehnte, meist in hebräischer Sprache geführte Correspondenz mit den bedeutendsten Glaubensgenossen ihrer Zeit. Die fromme und bescheidene Frau starb 1871 in Triest. Ihre Verwandte Thamar Luzzatto und Deborah Ephrosi haben sich gleichfalls als gelehrte Frauen vortheilhaft bekannt gemacht.

Eine überaus sympathische Erscheinung ist die 1841 in einem kleinen Städtchen Litthauens geborene Mirjam Mosessohn, aus

Zobolk. Sie besass von frühester Kindheit an eine fast leidenschaftliche Verehrung für die hebräische Sprache, die ihrem frommen Sinn durchaus als die heilige erschien. Ihren dringenden Bitten nachgebend, wurde sie von Eltern und Lehrern ausnahmsweise zu dem sonst nur Knaben zugänglichen Unterricht im Uebersetzen des Pentateuchs zugelassen. Von ihrem erstaunlichen Verständniss und ihren Fortschritten überzeugt, wagte Niemand mehr ihr zu widerstehen als sie im Studium immer weiter strebte. Später erhielt sie einen eigenen Lehrer, der ihre Kenntniss des Hebräischen so entwickelte, dass sie — jetzt als fünfzehnjähriges Mädchen — bereits die ganze heilige Schrift im Urtext mit grammatischen und sachlichen Erklärungen durchgenommen hatte. Während ihres durch Dürftigkeit und bitteren Sorgen getrübten Lebens hat sie es doch nie versäumt, die hebräische Sprache zu pflegen. Sie las und schrieb täglich darin und übersetzte gute, werthvolle Romane und andere Werke aus dem Deutschen. Kenner rühmten diesen Uebersetzungen nach, dass sie ebenso treu im gedanklichen Inhalt, als schön in der Form seien.

Eine durch ihre Jugend und ihr tragisches Schicksal (sie nahm sich im 22. Jahre das Leben mit einem Sturz aus dem Fenster) eigenartige Persönlichkeit ist Bertha Rabbinowiz-Kreidmann. Sie veröffentlichte in neuhebräischer Sprache Gedichte und Briefe, die von einem nicht gewöhnlichen Talent zeugen. Sie darf mit Rahel Morpurgo sagen:

— — — — — — „Es stoben Funken eben,
Durch Qual hervorgelockt aus meinem Leben." —

Als Kennerinnen der hebräischen Sprache und der heiligen Schrift sind noch in engerem Kreise Lea Bramson (geb. Horowitz), eine Frau Levy in Trier und Amalie Epstein

in Brody zu nennen, ferner Hendel Bassevi, Tscharna Rosenthal*) und Abigail Lindo. Letztere bewies eine achtungswerthe Ausdauer und Energie als sie 1886 daran ging, wol mit Hilfe ihres Vaters, des Schriftstellers E. H. Lindo, ein hebräisch-englisches und englisch-hebräisches Wörterbuch zu verfassen.

In Kürze sei nur noch der interessanten Jetty Wohllerner in Lemberg gedacht. Ihr Vater war ein unvermögender, einfacher Kaufmann. Sie musste ihm im Geschäft zur Seite stehen und blieb von Kindheit her eigentlich ohne Schulbildung. Der wenige Unterricht, der ihr gelegentlich und flüchtig zu Theil werden konnte, war durchaus lückenhaft. Erst als ihr Bruder hebräisch lernte und sie zuhörte, ward ihre Aufmerksamkeit geweckt, und nun erfasste sie ein heisses Streben nach Fortbildung. Sie gewann eine solche Liebe zur hebräischen Sprache, dass sie bei jeder freien Gelegenheit, besonders an Sabbath- und Festtagen den Pentateuch zur Hand nahm und den hebräischen Text mit der Mendelsohn'schen Uebersetzung verglich. Da lernte sie die hebräischen Schriften der christlichen Gelehrten Anna Marie Schurmann kennen; ergriffen von deren merkwürdigen Vielseitigkeit, und betroffen, dass eine „Fremde“ fähig war die heilige Sprache so vollkommen zu erlernen, beschloss auch sie das ernste Studium derselben. Ein ihr bekannter junger polnischer Arzt (der geläufig verschiedene hebräische Dichtungen las), unterrichtete und veranlasste sie zu selbständigen Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Hebräische und umgekehrt. — Selbs der Brautstand mit L. Rosanes aus Brody gab der lerneifrigen

*) Gattin des mit Moses Mendelsohn's Hause befreundeten reichen und gebildeten Naphtali Rosenthal.

Schülerin Gelegenheit die Uebung in ihrem geliebten Hebräisch fortzusetzen, indem sie in der Sprache des „Liedes der Lieder“ Liebesbriefe mit ihrem Bräutigam wechselte. Diese Briefe, die doch den späteren Besitzern werthvoll genug erschienen, da sie sorgfältig gesammelt wurden, sind wie es heisst, bigotter Unvernunft zum Opfer gefallen und verbrannt worden. Ein herber Schlag traf die herangereifte Jungfrau: sie verlor den Heissgeliebten durch den Tod. — Um sie zu zerstreuen, lies der Vater sie Musik und Gesang treiben, aber die Macht der Töne erregte ihren Schmerz noch mehr. Erst sehr langsam genass die verwundete Seele. Endlich, viel später, reichte Jetty einem braven und klugen Manne, Samson Wohllerner, ihre Hand; doch auch dieser wurde ihr bald entrissen. Obwohl sie in ununterbrochener Thätigkeit Haus und Geschäft versorgte, verschaffte sie sich in den seltenen Mussestunden den grössten Genuss in der Pflege der erworbenen Kenntnisse. Sie veröffentlichte hebr. Gedichte und Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und in Privatbriefen war sie unermüdlich den ihr bekannten Glaubensgenossinnen, die Beschäftigung mit der Wissenschaft als Trost- und Freudenquelle zu empfehlen.

Es erübrigt uns noch bei dieser Gelegenheit der verdienstvollen Frauen aus dem Hause Rothschild zu gedenken, welche in der Erkenntniss lebten und wirkten, dass Reichthum am edelsten im Dienst der Wissenschaft verwendet wird; mehrere von ihnen haben sich, ein Vorbild für ihre jüdischen Mitschwestern, ausser durch ernste Bildung und Belesenheit besonders durch religiöse Treue und innige Anhänglichkeit für ihr Judenthum ausgezeichnet. Sie eiferten darin ihrer Stammmutter der frommen Gedula nach, welche, wie

ein zeitgenössischer Dichter von ihr sagte: „wie ein guter Genius über ihre Kinder Wache hält“.

Adelheid von Rothschild, eine geistreiche, gebildete Frau, mehr noch, eine gute Frau, — von jener harmonischen Art des Wesens, die nur aus wahrem inneren Frieden gewonnen wird, — vor Allem aber: eine gute Jüdin. Bekannt ist ihre Unterredung mit dem Papst Pio nono, als sie wegen der von Seiten des Cardinals della Gengha angezettelten Judenverfolgung im Ghetto bei ihm eine Audienz nachgesucht hatte. Sie starb viel zu früh für ihr menschenfreundliches Wirken 1853, erst dreiundfünfzig Jahre alt. Ein schönes Denkmal ist ihr gesetzt durch das von ihrem Gatten gegründete, in Neapel errichtete asile infantile.

Die interessanteste Rothschild, welche auch schriftstellerisch thätig war, ist Charlotte von Rothschild, Gattin Lionels v. R. in London, eine um die Erziehung armer Mädchen hochverdiente Frau. In der von ihr gegründeten londoner Mädchenschule zu Bell Lane hielt sie selbst an Sabbath und Festtagen religiöse Vorträge, die 1864 im Druck erschienen sind; sie fanden eine so warme Aufnahme, dass Charlotte v. R. später eine neue Folge herausgab, die auch ins französische und deutsche übersetzt wurde. Ihr war eine seltene Kenntniss der Bibel eigen, und durch diese Kenntniss eine immer neu belebte und neu befestigte Liebe zum Judenthum. Doch war ihr zugleich eine zeitgemässe Auffassung der Stellung der Juden und der Bedürfnisse der Neuzeit eigen. Diese Klarheit und Vorurtheilslosigkeit befähigte sie in ihren Vorträgen wahrhaft reformatorisch zu wirken. Sie wählte fast durchschnittlich leichtverständliche, das Allgemeine berührende Themata

und besonders für das weibliche Geschlecht sachgemässe Gegenstände, wie z. B.: „Schönheit ist eitel", „Bewahre Deine Zunge vor dem Bösen." So sprach sie auch über Gesundheitspflege, echten Gottesdienst, Duldsamkeit u. s. w. — Ferner schrieb sie Gebete und Betrachtungen zum täglichen Gebrauch für die israelitische Familie, welche grossen Anklang fanden. 1874 erschienen von ihr: „Von Januar bis Dezember" — ein umfangreicher Band grösserer und kleinerer Erzählungen naturgeschichtlichen oder allgemein belehrende Inhalts. Einmal musste sie auch als streitbare Frau, als Kämpferin für ihr Volk auftreten, in einem an Lord Chelsia gerichteten offenen Brief: „Lord Chelsia und die Juden", — der jedoch anonym erschien.

(Auch Luisa von R. gab schon früher, 1855, israelitische Bibelverse, „Gedanken über biblische Texte" und „Reden an meine Kinder" heraus.)

Constanze und Anna v. Rothschild, die Töchter der Genannten beschäftigten sich ernst und eifrig mit Bibelforschung und Geschichte ihres Volkes. Sie gaben 1871—72 ein zweibändiges Werk heraus: „Geschichte und Litteratur der Israeliten", das begreiflicherweise das allgemeine Aufsehen erregte; die erste, historische Abtheilung ist von Constanze behandelt, die zweite, poetische von Anna v. R.; beide bewiesen in ihrer Arbeit ein bedeutendes Verständniss.

Louise von Rothschild (Frankfurt a. M.) und ihre Tochter Clementine von R. (in der Blüte ihrer Jahre gestorben!) hinterliessen „Briefe an eine christliche Freundin über die Grundwahrheiten des Judenthums".

(Emma von R. wird als talentvolle Malerin genannt, auch hat sie musikalische Kompositionen herausgegeben.)

Am bekanntesten ist Betty von R. geworden, Wittwe des James v. R. Sie war eine Frau von ausserordentlichen Geistesgaben und grenzenloser Wohlthätigkeit. U. A. setzte sie — stets bedacht die Pflege der Wissenschaft des Judenthums anzuregen — 1849 in Paris einen Preis von 5000 frcs. aus, für dasjenige jüdische Mädchen, das in einer öffentlichen Prüfung die meiste Kenntniss der hebräischen Sprache beweisen würde.

Zwei junge Mädchen — eine Französin und eine Deutsche — Fräulein Alexandre aus Nancy nnd Fräulein Blume aus Strassburg gewannen diesen Preis, den die Stifterin zu diesem Zweck verdoppelte; Sie übertrugen in öffentlicher Versammlung unter Aufsicht anwesender Gelehrten, in mehrstündiger, freier Arbeit Capitel 34 des Propheten Ezechiel aus dem Französischen ins Hebräische und zurück; endlich übersetzten sie mehrere Capitel des Pentateuch und mehrere der schönsten aber auch schwierigsten Psalmen mit grammatischen Erklärungen.

Ferner verdienen unter den Damen Rothschild noch Bettina von R. besondere Erwähnung, welche ihr Examen als Lehrerin machte und Mathilde von R., die eine denkens- und nachahmungswerthe Stiftung des Kunstfleisses errichtete.

Kein Schmuck der Welt ziert diese Frauen mehr als ihre herzenswarme und gedankenhelle Thatkraft, welche wohlthätig auf Andere widerstrahlt und Energie erweckend weiterwirkt.

Wenn so die Leute den Namen Rothschild hören, dann denken sie nur an die Millionen, welche in der Familie erworben sind; was sonst noch diese Millionäre — etwa im Vergleich mit anderen — thun und treiben, danach fragen sie nicht!

Und wie viel jüdische Frauen mag es in unseren Tagen

geben, die reichlich Mittel und Musse besitzen ihren engen und beengenden Kreis häuslicher und äusserlicher Fragen zu erweitern, und sich durch Studium eine freie und frohe Weltanschauung zu schaffen.

Eine freie und frohe Weltanschauung!

Wo findet man sie —?

Es könnte Manchem scheinen als sei die jüdische Frau vorzugsweise bestimmt zur Trägerin einer solchen Weltanschauung; bestimmt, durch die ganze grossartige Geschichte ihres Volkes; wenn sie diese Geschichte prüft, findet sie in ihr die erhabensten Thaten verzeichnet, ganz einzige Thaten, die sie mit Stolz erfüllen müssen eine Jüdin zu sein. Zieht sie dann den Vergleich zwischen einst und jetzt — zwischen jahrtausend langer Sklaverei und endlich errungener Gleichberechtigung, (die würdiger und werthvoller zu gestalten zum grossen Theil in ihrer eigenen Hand liegt), sie kann dann nicht anders als frei und froh zu werden! —

Doch freilich, kennen muss die jüdische Frau wieder die Geschichte ihres Volkes und seine heilige Sprache.

„Auch der gebildete Kaufmann verlangt, dass sein Knabe einige Kenntnisse des Lateinischen und Griechischen erlangt, nicht weil sein künftiger Beruf es erfordert, sondern weil eine allgemeine höhere Bildung dadurch erweckt wird. Gilt es jedoch die Erlernung des Hebräischen, welches den Juden in innige Verbindung mit Vergangenheit und Gegenwart setzt — — so begegnet man häufig der Frage: cui bono? zu welchem Zweck! — Als ob Unterricht nicht überhaupt Erziehungsmittel wäre! — So lange nicht ein jüdisches Selbst- und Ehrgefühl ein lebendiges Bewusst-

sein von der grossen Aufgabe des Judenthums und seiner Bekenner, ein gerechter, freier Stolz auf die Grossartigkeit der jüd. Geschichte, der ein jeder Jude als ein Glied mit angehört — — so lange diese Güter den Kindern nicht übertragen werden, ist ihnen die volle innere Einheit entzogen, ein mächtig wirksamer Sporn zur Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit der Gesinnung abgestumpft, ein begeisterndes Gefühl in ihnen ertödtet".*)

Ein **begeisterndes** Gefühl, das ist es! und das thut Noth! —

Der Wichtigkeit des Gegenstandes willen, sei noch eine kurze Charakteristik gestattet, der Reichhaltigkeit der hebräischen Sprache in Wörtern, welche geistige und seelische Begriffe bezeichnen. „Rede", „Wort" kann im Hebräischen durch einundzwanzig, „Denken" durch zwölf, „reden" und „denken" durch eine und dieselbe Form, „Macht", „Kraft", „Stärke", „Energie", „Festigkeit" durch sechsunddreissig, „persönliche Ehren und Würden" durch siebenundfünfzig, „verbergen" — was mit Zähigkeit psychologisch zusammenhängt — durch zwölf verschiedene Formen anschaulich gemacht werden. Für „sehen" — ein Akt der weit mehr Subjectivität in sich schliesst, als hören — hatte die jüdische Sprache achtzehn, für „hören" aber blos vier Bezeichnungen. (Zur Charakteristik der jüdischen Verstandesschärfe hebe ich hervor, dass das Hebräische für „suchen", „forschen" auch, für „trennen", „scheiden" vierunddreissig für knüpfen, „verbinden", „combiniren" fünfzehn, für „eilen"

---

*) Abraham Geiger: nachgelassene Schriften, I. Bd. S. 348. Siehe auch: III. Bd. Wissenschaftl. Zeitschr. f. jüd. Theologie „Die Stellung des weiblichen Geschlechts in dem Judenthum unserer Zeit."

acht Ausdrücke kennt, sowie als Beleg für den jüdischen Enthusiasmus, und für das jüdische Pathos, dass es für „Zorn“, fünfzehn, für „schreien“ fünfundzwanzig (!) für „zerbrechen“ dreissig, für „bewegen“ elf verschiedene Formen des Hebräischen gibt. — „Klug“ und „weise“ wird durch ein und dasselbe Wort bezeichnet, da das Zweckmässige, der Rapport auf das Subject vorherrschend ist. — Die starke Subjectivität des jüdischen Stammes, die energievolle Betheiligung seines Ich erklärt es auch, warum er eine Copula für überflüssig hielt, warum seine Sprache arm an Conjunctionen ist, (der einfache Laut we und u hat zahlreiche conjunctive Bedeutungen) und warum in ihrer Grammatik die Buchstaben b, ch, l, m, eine so grosse Rolle spielen. Wer Hebräisch verstehen will, muss seine Subjectivität aufrütteln, muss denken, aufpassen, sich daran gewöhnen, die feinsten Nüancirungen des Gedankens und der Sätze durch seine subjective Arbeit herauszufinden.

Das Studium der hebräischen Sprache ist daher ein treffliches pädagogisches Hülfsmittel, um das Denken anzuregen und zu wecken, den Verstand zu schärfen und zu kräftigen, den Geist frisch und wach zu erhalten“.

(Ad. Jellinek.)

Sollte nicht die Tochter des Volkes Israel, das unter den Dichtern und Denkern der Welt, die einzigartigen und erhabenen Propheten hervorgebracht hat, die Sprache, welche diese Propheten als heiliges Erbe hinterlassen haben, hegen und pflegen?



Dreizehntes Capitel.

Abtrünnige.

Dass in den blödsinnigen und verbrecherischen Zeiten des Mittelalters die Bekenner des „einen, **einzigen**“ Gottes zu Hunderttausenden hingemordet wurden, ist bereits im sechsten Capitel kurz geschildert worden, andere Hunderttausende, denen aus Nützlichkeitsgründen der Tod nicht gegönnt wurde und die von langem Martyrium geschwächt, nicht mehr die Kraft der Seele und den Muth der That besassen, sich selbst und ihre Angehörigen zu vernichten, statt sich durch eine Lüge zu beflecken, — nahmen die Taufe an, d. h. sie bekannten sich äusserlich zur Religion ihrer Henker; ob sie dies mit Aufrichtigkeit thun konnten, ist zweifelhaft: was bitterer Zwang erpresst, ist verhasst.

Die meisten Getauften konnten dennoch ihrem frommen Triebe heimlich die Gebräuche ihrer angestammten Religion zu befolgen, nicht widerstehen, — solche machten sich verdächtig und verfielen endlich auch einem Martyrium, das meist noch schlimmer war, als das oft jähe Ende der Brüder, die bis in den Tod getreu geblieben waren. Andere wussten besser ihre eigent-

liche Gesinnung zu verleugnen und den Gesetzen ihres im Geheimen bewahrten Judenthums in tiefster Verborgenheit nachzufolgen. Sie vermochten ihre Zwingsherren so gut zu täuschen, dass sie bei den angesehensten derselben, Fürsten, Prälaten und Königen, Vertrauens- und Ehrenstellen als Leibärzte, Beamte und hohe Würdenträger bekleideten und zur grössten Zufriedenheit derselben lange, oft bis an ihr Lebensende inne hatten.

Eine dritte Klasse dieser Uebergetretenen endlich — von Natur mattherzig, oder durch Leiden abgestumpft, war in eine Gleichgiltigkeit verfallen, die unbesehen über sich ergehen liess, was und wer da auch kommen wollte. Sie wären ebenso zum Islam, oder Buddhismus übergetreten, wenn man sie nur endlich in Ruhe liess! Von allen Abtrünnigen waren diese im Grunde die unglücklichsten; ohne Gott und ohne Glauben fanden sie für ihre Entwürdigung und Entmündigung kein Gegengewicht in der Weihe des Schmerzes.

Einer vierten Gruppe ist auch zu gedenken: jener Uebergetretenen die, sei es in Wahrheit, sei es in Selbsttäuschung, sei es — und das war die häufigste Erscheinung — aus Gründen gemeinen Eigennutzes, sich christlicher als die Christen zeigen wollten, und wie jene, ihre Vorbilder, ihrerseits nun die früheren Glaubensgenossen denuncirten, verfolgten, schmähten und schändeten. Solche gibt es bis auf den heutigen Tag*), doch braucht dies Blatt sich nicht mit ihnen zu besudeln. Die Frauen wurden mit ihren Männern und Kindern zur Taufe geschleppt. Selten geschah es mehr, dass eine neue Hannah auftrat und ihren

*) Sehe u. A. M. J. Schleiden: „Die Romantik des Martyriums der Juden". — S. 28.

Gatten bat, sie und ihre Kinder lieber zu erwü gen. — allmählich war es dem Unterdrücker gelungen, den Rest des einstigen Heldengeschlechts zu einem Haufen armer, um ihr Lebe bettelnder Feiglinge herabzuwürdigen und diese Feiglinge liessen sich bald Alles gefallen, so auch jene Gesetze*), welche ihnen jede andere Beschäftigung untersagte, als Zins- und Wechselgeschäfte, ja sie zum Wucher zwangen, um nur all die ungeheuerlichen Abgaben, mit denen sie gebrandschatzt wurden, zu erschwingen.

So ist in neuerer Zeit eine Verkümmerung des jüdischen Charakters nicht zu verkennen. Zum Unglück sollte der freigeistigste Fürst, der so Grossartiges für sein Vaterland und dadurch für die Welt und die Menschheit gestiftet, der grosse Friedrich kein Verständniss für dieses wunderbare Volk besitzen, das uns unsere Zehn-Gebote gegeben, dessen Propheten wir lesen, dessen Psalmen wir im Gotteshause singen und sagen, die wir schreiben, wenn wir Freud und Leid mit erhabenem Bibelwort begleiten wollen. Das Volk das die heilige Schrift geschrieben, interessirte den grossen König nicht**). Für seine 1750 erschienenen

---

*) Siehe auch Luther, in s. Abhandlg. über Jesus „der ein Jude sei", „da man sie (die Juden) zu wuchern treibt, wie soll sie das bessern?".

**) Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her, für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen kennt er nicht."

Epigramm von Kästner, als Fr. d. Gr. den von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin zum Mitglied ihrer philosophischen Klasse gewählten M. Mendelsohn von der ihm zur Bestätigung vorgelegten Liste gestrichen hatte. — Aehnliches begegnete später einem Freunde unter Kaiser Josef. Mendelsohn schreibt ihm ungefähr darüber — „es muss uns lieber sein, als wenn die Majestät uns approbirt, die Philosophie uns aber verworfen hätte" . . .

„Generalprivilegien“ wird den Juden für den darin zugesicherten „Schutz“ eine ungeheure Abgabenlast und Beschränkung auferlegt. Von bürgerlichen Gewerben, von Künsten und Wissenschaften ausgeschlossen, blieb ihnen gesetzlich Nichts als der Handel mit Geld und Waaren. —

Doch schon lebte Mendelsohn.

Der sanfte, schüchterne Sohn des armen Zehngeboteschreibers Mendel aus Dessau wurde zum Fackelträger der Aufklärung für die Juden. — Den ersten Unterricht im Hebräischen und Talmudischen erhielt er vom Vater, der den schwächlichen Knaben im strengen Winter in einen alten Pelz eingewickelt, in die Schule trug. Seine grenzenlose Wissbegierde zog ihm eine Nervenkrankheit zu, von der er Zeitlebens ein gekrümmtes Rückgrat erhielt. Rührend ist es, wie der arme Talmudschüler sich nach Berlin durchschlug und hier endlich als „Schutzjude“ eines Kaufmannes existiren durfte.

Eine junge Hamburgerin, weder schön noch gebildet, aber von bezaubernder Einfachheit und Anmuth des Wesens Frommet Gugenheim war die Auserwählte, die das bescheidene und bedeutsame Gelehrtendasein Mendelsohns erhellen sollte. „Ein blauäugiges Mädchen“ nennt er sie, die seine treue aufopfernde Lebensgefährtin wurde. Acht Kinder gingen aus dieser friedlichen und trotz Kümmernisse und Krankheiten glücklichen Ehe hervor, acht Kinder, die stolz sein durften, dieses Paar seine Eltern zu nennen, stolz sein durften, den Namen Mendelsohn zu tragen.

Seltsames Verhängniss, — fast alle Kinder Mendelsohns verleugneten die Grundsätze ihres Vaters. Er hatte Alles gethan, um sie gut zu erziehen; er wollte sie zu freidenkenden, aber

religiösen Menschen heranbilden, für sie, für seine Kinder unternahm er das Riesenwerk der Uebersetzung des Pentateuch in klares, schönes Deutsch, für sie hat er Tag und Nacht gesorgt und gedacht, auf sie seine besten Hoffnungen gesetzt.

Eine seiner Töchter starb schon in jungen Jahren, eine andere, Recha (Reichel) heirathete den Hofbankier Mayer in Hannover, sie scheint ihrem Vater am wenigsten Kummer bereitet zu haben, aber Dorothea, die sich bis zu ihrer Taufe Brendel unterschrieb und Henriette (Jentel) haben viel von sich reden machen. Besonders Dorothea ist zur Zeit der sogenannten Genialitätsperiode sehr berühmt geworden. Sie gab ein eklatantes Beispiel von leichtfertigem Uebertritt von einer Confession zur anderen. Als Jüdin geboren und erzogen, liess sie sich erst protestantisch und einige Jahre später katholisch taufen. Ihre zur Schau getragene Schwärmerei für den neuen Glauben konnte nicht über den Mangel innerer Wahrheit in ihrer Handlungsweise hinwegtäuschen.

Alle die Frauen, welche im Lauf der letzten Jahrhunderte schwachen Geistes genug waren, das Beste was sie hatten, ihre Religion zu verleugnen, thaten es gezwungen durch bittersten Zwang, den Tod vor Augen. Jene Anderen, die aus Gleichgiltigkeit oder Eigennutz das Gottesbekenntniss wechselten, wie man Handschuhe wechselt, thaten gut sich auszusondern aus einer Gemeinschaft, die nur noch ein leeres Wort für sie war; zwar bereichert sich die andere Religionsgesellschaft, welche solche Abtrünnige in sich aufnimmt, selten an ihnen . . . aber für den jüdischen Gesammtorganismus ist es besser, dass er die abgestandenen und abgestorbenen Theile ausstösst.

Wie ist aber ein Uebertritt aus der Religion der Väter in eine

fremde, bisher feindliche, zu erklären, wenn nicht ein thatsächlicher oder moralischer Zwang vorliegt?

Bei den Töchtern Moses Mendelsohns lag ein solcher Zwang nicht vor. Sie wuchsen in bescheidenen aber sorglosen Verhältnissen auf und von Misshandlungen wie sie in früheren Jahrhunderten ihre Schwestern erlitten, hatten sie keine Ahnung. Statt wie Jene angsterfüllt unter Hass und Verachtung ihr Leben zu fristen, sahen sie das Haus ihres Vaters hochgeehrt.

Sie entwickelten sich unter den günstigsten Umständen, von mütterlicher Liebe, väterlicher Sorgfalt und allseitiger Freundschaft gehegt und gepflegt. Das elterliche Haus war der Versammlungsort der feinsten und edelsten Geister, einer Anzahl bekannter und berühmter Zeitgenossen. Umgang und Beispiel wiesen den Töchtern Mendelsohns die Wege echter Sittlichkeit, — dennoch sollte, besonders Dorothea so weit von denselben abweichen! Sie wurde früh an den als Mensch und Bürger hochgeachteten Bankier Veit verheirathet. Doch schon hatten die verlockenden Ideen einer neuen Emancipationstheorie die geistige Richtung der jungen Frau beeinflusst. Sie wandte sich von der frommen Art der Eltern ab, den Verführungen der Romantiker zu und bildete sich immer mehr ein mit ihrem braven Veit als „unverstandene“ Frau kreuzunglücklich zu sein. Sie lernte unter Anderen Friedrich Schlegel kennen und wurde das Urbild zu seiner berüchtigten „Lucinde“. Zwölf Jahre nach dem Tode M. Mendelsohns, vierzehn Jahre nach ihrer Vermählung mit Veit, dem Vater ihrer Kinder, liess sie sich von diesem scheiden und folgte Fr. Schlegel, bald hierhin bald dorhin in „freier Liebe“. Mit echt jüdischer Wohlthätigkeit hat Veit die Ungetreue und

Undankbare, welche trotz der glühenden Liebe ihres Friedrich durch dessen Leichtsinn und Leichtfertigkeit bald mit bitteren Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, fortdauernd unterstützt. Ihrem ganzen unedlen Leben und Treiben hat Dorothea durch ihren zweimaligen Religionswechsel das Siegel gegeben. Das Judenthum verliert wie gesagt, an solchen Producten der Entartung Nichts.

Ihre Schwester Henriette äusserlich weniger bestechend aber besser im Charakter veranlagt und nur durch eine mit ihrem Alter zunehmende Abhängigkeit von den Bedürfnissen des Lebens — sie war unverheirathet geblieben — zum Umgang mit vielen vermögenden und einflussreichen aber auch frivolen Menschen gezwungen, lebte endlich in Paris als Erzieherin und vertrat später Mutterstelle an der einzigen Tochter des Generals Sebastiani, der nachmaligen unglücklichen Herzogin von Praslin. Vom Schicksal viel geprüft, jedoch durch Gunst der Umstände immer wieder emporgehoben, gelang es ihr in der Weltstadt Paris eine hochgeachtete Stellung einzunehmen; durch den Verkehr mit bedeutenden Menschen beglückt und geehrt, erfreute sie sich einer freien und sorglosen Existenz. Da entschloss sie sich — nicht etwa aus innerster Ueberzeugung oder aus leidenschaftlicher Liebe zu einem Andersgläubigen — sondern aus Rücksicht für ihre katholische Schülerin, zu einem Religionswechsel; auch sie wurde katholisch getauft, obgleich sie durch grössere Ausdauer und Bethätigung der Treue für den Glauben der Väter ihres Lohnes und der werkthätigen Verehrung ihrer Freunde durchaus hätte sicher sein können. — Sie starb in Berlin 1831.

Wenn ein Schleiermacher in seinen „Vertrauten Briefe über die Lucinde“ Natur und Sinnlichkeit verherrlicht und aus der

Poesie der „Faulheit und Frechheit“ eine Art Religion zu schälen suchte*) war es begreiflich, dass bald Jeder, der irgend bedeutend zu sein glaubte, oder so scheinen wollte, romantisch lüderlich und revolutionär gegen Sitte und Sittlichkeit wurde. Der Kreis schöner Jüdinnen, in dem der feinsinnige und feinsinnliche Theolog sich mit so ausgesprochener Vorliebe bewegte, dass er sich Verwarnungen seiner kirchlichen Obern desshalb zuzog, wurde besonders durch die so berühmt gewordene Rahel Levin, Markus belebt. Sie war die geistreichste unter den schöngeistigen Frauen Berlin's. Die Vertraute und „liebe Kleine“ des genialen Frauenfreundes Prinz Louis Ferdinand, die Freundin der reizenden Pauline Wiesel und der männlichen und weiblichen Romantiker jener Zeit, die Verehrerin Goethes und Fichtes wurde als eine Art „moderner Heiligen“ betrachtet, und die krausen Orakelsprüche dieser Pythia sind in dem bekannten „Buch des Andenkens für ihre Freunde“ von ihrem späteren Gatten Varnhagen von Ense gesammelt worden. Dieser, der 1808 die Bekanntschaft Rahels gemacht hatte, vermählte sich einige Jahre später mit ihr, der soviel Aelteren. Auf den mannigfachen Reisen, die er als Diplomat unternahm, und auf welchen Rahel ihn begleitete, gewann ihr Blick für Menschen und Dinge noch eine grössere Schärfe und Sicherheit; als sie sich mit dem Gatten 1819 endgültig in Preussens Hauptstadt niederliess, eröffnete sie einen Salon, der bald eine Gesellschaft auserlesener Geister und Grössen vereinigte, unter denen ihr, als der originellsten Erscheinung die schmeichelhaftesten Huldigungen dargebracht wurden. Diese un-

*) R. v. Gottschall widmet in seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts diesem Gegenstande ein interessantes Capitel. (S. 204.)

gewöhnliche Frau war auch gut und mildthätig. Unzählige Armen wussten ihre grossmüthige Menschenfreundlichkeit zu rühmen und früher schon, zur Zeit der Befreiungskriege, zeigte sie sich als pflichteifrige Patriotin und unerschrockene Helferin bei der Pflege und dem Transport der Verwundeten. Und konnte sie selbst nicht eintreten, so war sie unermüdlich in der Anregung Anderer zu guten Werken.

So durch inneren Werth und äussere Gunst hoch- und sichergestellt, liess diese Frau sich verleiten ihre Religion zu verleugnen und sich taufen zu lassen. Was sich in ihren Briefen und Tagebüchern und später in den Biographien etwa über diesen Uebertritt vorfindet, klärt ihn nicht genügend auf, denn die Verheirathung mit Varnhagen erfolgte weder aus einem übermächtigen, unwiderstehlichem Liebesdrang (konnte doch die so viel ältere Rahel dem, sie wie ein Sohn verehrenden, jüngeren Mann den Jahren nach fast Mutter sein!) noch lag ein Zwang etwa in den Vermögensverhältnissen und dergl. vor. Und hätte in der That Liebesleidenschaft oder tiefste Armuth die Wahl gestellt, — ich sehe darin noch keinen Grund, der Religion untreu zu werden, jedoch Rahel war in der glücklichen Lage, obgleich unvermählt bleibend, stets eine ungewöhnlich bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einnehmen zu können. Am wenigsten aber drängte sie eine innere Berufung zum Religionswechsel; scharf und bitter spricht sich gerade Rahel gelegentlich über „die gleissnerische Neuliebe zur christlichen Religion" aus!

Und dennoch! — eine gewisse in Rahels Wesen zu Tage tretende Launenhaftigkeit scheint bei dieser Abtrünnigkeit ganz besonders mitgewirkt zu haben. So hellsehend sie oft schien in

der Kritik des Lebens und der Persönlichkeit, so scheint es in der Tiefe ihrer eigenen Seele chaotisch durcheinander zu wogen; hier ringt sie sich nicht zur Harmonie empor. Auch sie, obwol sie im Leben mehr als ihre Gesinnungsgenossinnen die Formen der Ehe respectirte, scheint z. B. doch auch für die „freie Liebe“ zu plaidiren, wenn sie erklärt:

„Kinder sollten nur Mütter haben, und nur deren Namen haben, die Mutter das Vermögen und die Macht der Familien, so bestellt es die Natur“. Die Natur, so sollte man meinen und so sieht man es selbst gelegentlich an der Thierwelt, — bestellt recht eigentlich den Mann als Schützer seines Weibes und seines Kindes, und nur unnatürliche Verrohung lässt ihn beide in Stiche lassen. „Allen Kindern sollte ein ideeller Vater constituirt werden und alle Mütter so unschuldig und so in Ehren gehalten werden wie Maria.“

Wie man sich practisch diesen „ideellen Vater“ zu denken und zu beschaffen habe, wäre wol eine Preisaufgabe.

Dabei war die seltsame, interessante Rahel keineswegs gleichgiltig in Dingen der Religion; sie war im Gegentheil eine religiöse Natur und einige ihrer schönen Aphorismen beziehen sich auf das Verhältniss des Menschen zu seinem Gotte. Diese Frau hat auf ihrem Sterbebett bekannt, dass sie noch voll und ganz dem Judenthum angehöre; sie irrte sich; denn wer je das Judenthum verleugnen und es von sich abthun konnte, wie einen abgetragenen Mantel um einen neuen nach der letzten Mode dafür anzulegen, — war keine Jüdin mehr; aber bemerkenswerth, ja Theilnahme erregend, ist ihr Bekenntniss, dass sie das Judenthum, das einst die „Schmach“ und das „Unglück“ (?) ihres Lebens gewesen sei,

jetzt in ihrem letzten Augenblick „um keinen Preis missen möchte.“ —

Gerade dieses tiefe Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Religion der Väter kennzeichnet diese Art des Uebertrittes als ganz besonders gewissenlos. Wer und was zwang diese wie Dictatorinnen in der Gesellschaft herrschenden, verwöhnten und verehrten Frauen zu dieser traurigen Wortbrüchigkeit? Dass sie sich ihrer eigentlich schämten, empfindet man häufig, — Henriettte Herz bewahrte wenigstens die Rücksicht den Tod ihrer strenggläubigen Mutter abzuwarten, ehe sie ihr Judenthum verleugnete und 1817, von Schleiermacher überredet, sich taufen liess. Im Uebrigen war vieles Denken und Prüfen ihre Sache nicht, sie glaubte gern, weil es viel bequemer war. Es ist viel hin- und hergestritten worden darüber, ob die Neigung des Theologen zur Jüdin blos Freundschaft war oder mehr; — gleichviel, sie lernten und lasen zusammen, schwärmten füreinander, duzten sich und Niemand wunderte sich, dass sie innigstes Gefallen an einander fanden. Henriette muss bezaubernd schön gewesen sein. Ihre Gestalt wird als klassisch geformt und imponirend beschrieben; ihr Brustbildniss, das aus dem Nachlass einer berliner Dame in den Besitz der hiesigen Nationalgallerie gelangt ist, zeigt die reinsten Züge in dem lieblichen, ovalen, von dunkler Lockenpracht umwallten Antlitz. Der kindlich-frohe Mund und die feurigen, langbewimperten Augen bilden einen fesselnden Gegensatz. Ein einfaches, leichtes Tuch verhüllt kaum den wohlgeformten Hals.

Ein zweites Gemälde (jenes von dem bekannten G. Graff, dieses von Frau A. D. Theerbusch gemalt) zeigt Henriette in phantastischer Auffassung mit einem Rosenkranz im Haar, mit

Rosen im Schooss, in der Rechten ein Glas Wein, neben sich eine Weinkanne; die vollen, nackten Schultern, der Ausdruck, die Haltung, die Composition des Ganzen zeigen die schöne Frau in einer verlockenden Begehrlichkeit, die ihr in Wirklichkeit fremd war; neben ihrer Schönheit rühmte man stets die weibliche Zurückhaltung ihres Wesens, die ruhige Vornehmheit ihres Benehmens. Gerade diese Mischung dürfte die Männer so sehr an ihr entzückt haben. Wie Viele waren von ihr bezaubert! W. von Humboldt, die beiden Schlegel, Heinrich Heine u. s. w, Carl Ph. Moritz fand nur in der Flucht nach dem lichten, heilbringenden Süden Rettung vor seiner Leidenschaft, B. Börne enthusiasmirte sich noch für sie, trotz des Abstandes der Jahre, Goethe liess sich ihre unermüdliche Vergötterung aus der Ferne gnädig gefallen, Alexander von Humboldt*) war als Jüngling Gast im Hause ihres Gatten, des edlen, geistvollen Arztes und Philosophen Markus Herz, der einen Kant seinen Freund nennen konnte und ihr geduldigster, eifrigster Lehrer wurde. Wie mochte der warmherzige Mann, der in Bezug auf seinen ärztlichen Beruf sagte: „die Zergliederung des menschlichen Körpers gewährt mir kein blosses Namensregister: nein, dieses Wunder der Schöpfung ist dem Auge des Weltweisen ein unendlicher Schatz von Vergnügungen, eine nie versiegende Quelle der reinsten Seelenlust“ — wie mochte er selbst, der ein solches „Wunder der Schöpfung“ in blühender Gesundheit und üppiger Weibesschönheit als Gattin in seine Arme schliessen durfte, wie mochte er Henriette lieben!

---

*) Alexander von Humboldt erlernte von Henriette die jüdisch-deutsche Schrift, in der er dann von seinem väterlichen Schlosss Tegel — von ihm „Langeweile“ benannt — vertrauliche Briefe mit ihr wechselte.

Aber sie scheint den Werth ihres Gatten nicht erkannt zu haben; da sie nicht die Liebe zur Religion besass, fehlte ihr auch die Religion der Liebe.

Zwar wurde sie ihrem Gatten nie eigentlich untreu; sie gefiel sich aber in den Huldigungen fremder Männer und überliess sich manchem irreführenden Einfluss. Unter ihren Freunden war es gerade der gedankenvollste und begabteste, der ihre ursprünglich reine Empfindung mit Unklarheit und Unaufrichtigkeit trübte! Weil Schleiermacher ein Theologe war, glaubte sie in echt weiblicher Naivetät, ihm am meisten vertrauen zu können; es schreckte sie nicht zurück, dass er ihr sein leidenschaftliches Liebesverhältniss zu Eleonore Grunow (der Frau seines Amtsbruders) entdeckte; ja ihre Begriffe von Recht und Unrecht verwirrten sich so sehr, dass, als er Eleonore zur Trennung von ihrem Manne drängte, Henriette sich zu der unwürdigen Rolle einer Vermittlerin des bedenklichen Verhältnisses hergab. Wer so die Heiligkeit der Ehe gering schätzen lernte, bereitete sich vor, das Heilige überhaupt gering zu schätzen.

Markus Herz schreibt einmal: „man sucht den heiligen Wahrheiten als unfruchtbaren Grübeleien auszuweichen, — und glaubt ihrer vollkommen entbehren zu können, wenn das Werk nur mit dem Beifall der Menge gekrönt wird“.

Wie passte das Wort des Philosophen auf sein eigenes Weib!

Wie passt es auf viele Andere!

Was hätte Henriette Herz, diese allseitig geliebte, fast vergötterte Frau in weiteren Kreisen als gute Jüdin wirken können! Wie hätte sie, die Zauberin die alle Herzen beherrschte,

was hätte die vornehme, gedankenvolle Dorothea, die geistsprühende, geniale, energische Rahel — was hätten diese drei Frauen für einen unermesslichen Einfluss haben können, zu Gunsten religiöser Toleranz, zur Bekämpfung mittelalterlicher Vorurtheile, zur Anbahnung der heissersehnten und längsterwarteten Gleichberechtigung ihrer Glaubensgenossen mit den Bekennern der Religion „allgemeiner Menschenliebe"! — Doch Rahel, Henriette Herz, Dorothea, sie wussten Nichts davon!

Trunken von den schöngeistigen und gesellschaftlichen Erfolgen, berauscht von dem Glanz den Dichter und Aristokraten auf sie ergossen, blendete sie doppelt die Sonne ihres Glückes, dass sie das edlere Ziel nicht erkannten.

Henriette, Dorothea! sie ahnten nichts von einer Mission, das Werk des Vaters fortzuführen! Sie gedachten nicht seiner Worte, dass er tief im Herzen von der Wahrheit seiner Religion überzeugt wäre, dass sie ihn bestärkt habe, „in dem was seiner Väter ist" und dass er so seinen Weg still fortwandle, „ohne der Welt von meiner Ueberzeugung Rechenschaft ablegen zu dürfen".

Wenn das Weib nur der Selbstverherrlichung lebt und sich in äusserlichen, vorzüglichen Dingen verliert, wird es verächtlich.

Henriettens Schönheit, Rahels Genie, Dorothea's Freigeist — welche klägliche Berühmtheiten, wo sie als Förderinnen freier Menschenwürde und Religionstreue Nachruhm gewonnen und unendlichen Segen gespendet hätten! —

Das gute Wort einer guten Jüdin unserer Tage möge hier eine Stelle finden:

„Durften Juden und Jüdinnen, welche sich so gern das aus-

erwählte Volk nennen, dem Strome folgen, welcher sie in das Meer des Unglaubens zieht und sie in Zwiespalt bringt, mit sich und den heiligen Traditionen ihrer Religion?

Ist es nicht für die Juden doppelte Pflicht, die ihnen gewährten Rechte, welche man ihnen Jahrtausende lang entzogen, dadurch zu verdienen, dass sie das Banner des Idealismus hochhalten, anstatt nur für das irdische Dasein mit seinen vergänglichen oft so problematischen Genüssen zu kämpfen und zu streiten?

Sollten nicht die von der Natur mit reichen Geisteskräften ausgestatteten jüdischen Frauen und Mädchen mit all ihrem Können und Wollen dahin streben, dass ihnen wie ehemals die Krone der Weiblichkeit und Sittlichkeit zuerkannt werde?" (Ottilie Bach in Ztg. d. Judenth.)

Die wohlmeinende Fragerin apostrophirt ihre Schwestern im Namen Rahels, die sie in einer „Vision" herabsteigen und entsetzt sein lässt, über die um sich greifende Gleichgiltigkeit und Aeusserlichkeit der Jüdinnen heutigen Tages; sie vergisst, dass Rahel selbst eine Abtrünnige war — — aber sie wurde es, verwirrt durch eine Ueberfülle geistiger Eindrücke, die sie gewissermassen gedanken- und gefühllos machten im Wichtigsten. Wie aber bei der geistigen und gesellschaftlichen Oede, welche in vielen Kreisen heute herrscht —? Freilich, Pracht und Reichthum, Luxus und Zerstreuungen sind in einer Verschwendung da, wie man sie früher hier nicht kannte, — aber wo sind die Goethe, Humboldt's und Schleiermachers? — Um solchen Männern näher zu rücken (wenn auch nur in der Einbildung) mochte manch weibliches Herz den Werth der angestammten Religion

geringer schätzen als die confessionelle Ebenbürtigkeit mit jenen nichtjüdischen Geistesgrössen, — aber heute? sollte bei dem oberflächlichen Vergnügungsrausch und Phrasentaumel unserer Zeit nicht ganz im Gegentheil im jüdischen Frauenherzen ein tiefer Drang nach einem Hort und Heiligthum der Seele vorhanden sein? Und wo könnten sie dieses Heiligthum besser finden als in der altehrwürdigen, tiefbedeutsamen, hocherhabenen Religion der Väter —?

Ist es möglich, dass sie dieselbe verkennen?

Dass sie dieselbe verlassen?

Verkennen und verlassen, statt sich im Innersten glücklich zu schätzen, dass sie sie besitzen?

Beschämt und betroffen gesteht der vorurtheilslose Beobachter: nein! Dieser Drang nach einem Hort und Heiligthum ist nicht immer vorhanden, — die Religion wird von ihren bisherigen Bekennern verleugnet und verlassen!

Oft, ja meist nichtiger Gründe wegen.

Die kluge, sonst so treffliche Fanny Lewald z. B. liess sich als siebzehnjähriges Mädchen taufen, weil sie in einen jungen Cand. theolog. verliebt war. Bitter bereute sie, kaum geschehen, den voreiligen thörichten Schritt und erklärte es, Jedem der es hören wollte, dass sie nie eine gute Christin werden könne. Wie sollte sie auch? — „Sie sollte das Glaubensbekenntniss selbst ausarbeiten; da aber gewann sie die unwiderstehliche Einsicht, dass sie beinah Nichts von Alledem glauben konnte, was das Wesen des christlichen Kirchenthums ausmacht, und die eigentlichen Glaubensartikel bildet. Sie hatte mehrere Tage für die Ausarbeitung erhalten, aber jeder schwindende Tag steigerte ihre

Rathlosigkeit. Sie schreckte vor dem Gedanken zurück, feierlich eine Unwahrheit auszusprechen, und bei der Taufe einen Meineid zu schwören. Die Furcht jedoch (!) im letzten Augenblick zurückzutreten, so dass die Eltern und Freunde irre an ihr werden mussten, bestimmten sie zuletzt zur Abfassung des Glaubensbekenntnisses, das, wie sie selbst schreibt (Seite 325 ihrer Autobiographie), ein Muster von schwungvollem Jesuitismus war. Sie vermied darin jede positive Erklärung. Es war das Product der Berechnung und als solches ihr in späteren Jahren so unheimlich und widerwärtig, dass sie es gelegentlich einmal verbrannte". („Frauen d. 19. Jahrh." von Lina Morgenstern). Dabei war Fanny durchaus nicht unvorbereitet gewesen. Konsistorialrath K. der sie in der christlichen Religion unterrichtete, war ein ebenso einnehmender als kluger Mann und überdies hatte jener junge Theologe dem jungen Mädchen schon Kopf und Herz für das Bekenntniss Christi erwärmt; schwärmerische und salbungsvolle Gespräche haben leicht etwas Bestechendes, als es aber hiess durch eigene Prüfung und Geistesarbeit den neuen Glauben erkennen und bekennen, da „schreckte" sie zurück und sprach „die Lüge ihres Lebens". Nach mehreren Jahrzehnten heirathete sie Adolf Stahr und behielt in kinderloser Ehe Zeit, sich zahlreichen schriftstellerischen Werken zu widmen. Allgemein anerkannt ist ihre Lebenserfahrung, ihre Verständigkeit und ihr praktisches Streben besonders in Frauenfragen; Manchem dürfte bei so vielen Gaben und so regem Schaffenseifer die fast nüchterne Kühle ihrer Werke aufgefallen sein, das Fehlen einer leidenschaftlichen Ergriffenheit, eines phantasievollen Hingerissenseins, einer blitzähnlichen Erleuchtung, einer tiefen, dauernden,

inneren Glut, — — woher sollte jedoch dieses Alles, was den echten Dichter und den rechten Menschenkenner auszeichnet, woher sollte es kommen, da die tiefste Quelle des Gefühls versiegt war —? oder mindestens versandet im conventionellen Indifferentismus?

Zur Zeit der sog. Genialitätsperiode erregten unter den schönen Berliner Jüdinnen noch zwei Schwestern ein gewisses Aufsehen durch Reichthum, Verwöhnung, gute Erziehung, gebildeten Umgang und mancherlei Glücksumstände; es waren dies Sarah und Marianne Meyer. Auch sie liessen sich, obwol ihre trefflichen Eltern strenggläubige Juden waren, taufen.

Auch die durch Anmuth und Schönheit in der Gesellschaft berühmten Schwestern Saling machten vielfaches Aufsehen. Die schönste von Allen Marianne spielte während des Wiener Congresses in der Oesterreichischen Hauptstadt eine Rolle; sie erregte die leidenschaftliche Liebe eines spanischen Prinzen und verlobte sich mit ihm; er fiel jedoch im Kriege und sie blieb unvermählt, dem Andenken des Bräutigams eine fast abgöttische Verehrung widmend; hing doch sein Bild mit der Madonna und dem Gekreuzigten über ihrem Betschemel. Sie gab sich als fromme Katholikin und war Mitbegründerin des Hedwigkrankenhauses in Berlin; ihre demonstrativ katholisirende Weise erregte zuweilen den gutmüthigen Spott der (evangelisch getauften, aber indifferenten) Julie, welche die Schwester „das Kniestück“ zu nennen pflegte. Julie hing immer noch in Denk- und Sprechweise an der angestammten jüd. Art. „Morgen haben wir doch Pessach?“ oder „Ihr schickt mir doch Mazzes? fragte sie gelegentlich. Sie heirathete den Sprachgelehrten Heyse und war Mutter von Paul

Heyse. Regina (Frohberg) die dritte Schwester war ebenfalls evangelisch getauft. Nur Klara (Frau Herz in Frankfurt a/M.) „eine tüchtige und wahrhafte Natur" blieb eine streng-conservative Jüdin. Ihre Tochter hat den ebenfalls strenggläubigen Willy von Rothschild geheirathet.

Vergeblich forscht der Psychologe nach den tieferen Gründen, welche jene vom Glück begünstigten, in der guten Gesellschaft beliebten Frauen zu solchem Treubruch veranlassten? —

Oft freilich liegen die Ursachen auch offen zu Tage. Wie bei der excentrischen Ermine Fua (1834, verheirathet an den satyrischen Fusinato) die zum grössten Kummer ihrer Familie aus dem Judenthum trat, geschah es bei vielen aus lediglich ehrgeizigen Gründen; doch auch kleinlichere Motive gewöhnlichen Eigennutzes bilden die zweideutigen Triebfedern zum Uebertritt. Da wünscht ein literarischer, musikalischer oder sonstiger Emporkömmling der Bühne oder der Feder allgemeiner zu imponiren und da sich der Name Cohn, Levy oder Abraham in der Zeitungsspalte, oder auf Conzert- und Theaterprogrammen nicht „gut macht", so nennt er sich eben anders und lässt sich nebenbei taufen. Ein Anderer wünscht den Söhnen ein leichteres Examen und schnelleres Fortkommen, — wenn er sie taufen lässt, ist er der Protection dieses oder jenes Herrn Geheimraths oder Ministers sicher. Jener könnte seine Töchter an Grafen und Barone verheirathen; grosse Schulden und kahle Köpfe geniren ihn nicht — die kaum erwachsenen Mädchen werden getauft und bald darauf gnädige Gräfinnen und dergleichen; damit sie sich ihrer Eltern nicht schämen, lassen auch diese hinterher sich taufen,

dann prahlt der Schwiegervater mit seinem Schwiegersohn, und dieser mit seiner Verachtung über Jenen. —

Ob je ein Uebertritt geschah aus innerstem Bedürfniss?

Ob je wirkliche Ueberzeugung eine als unbrauchbar erkannte Religion für eine wahrere einzutauschen glaubte?

Möglich; sogar wahrscheinlich, wenn es galt Götzendienst für reinen Gottesglauben dahinzugeben. Aber wo das Gebot reiner Gottesverehrung bereits das höchste religiöse Bedürfniss befriedigt —?*) Wo die Religion als erstes Gebot vorschreibt:

„Du sollst keine anderen Götter haben neben mir", — in deren Hauptgebet es heisst: „Du sollst deinen Gott lieben von Deinem ganzen Herzen, von Deiner ganzen Seele, mit Deiner ganzen Kraft;" deren Gesetzgeber Moses befahl, dass „wir den Nächsten lieben wie uns selbst."

Brauchen die jüdischen Frauen noch Heiligeres als dieses? Finden sie in anderen Bekenntnissen denn etwas Besseres, als höchstens Wiederholung dieser Lehren —?**)

Warum wollen sie aus zweiter Hand erbetteln, was sie aus erster Hand bereits längst als Eigenthum besitzen —?***)

Warum?

---

*) Das Judenthum war und ist zur unwandelbaren Behauptung des reinen Monotheismus berufen. Nur diejenigen Juden können uns fördern, welche sich auf keine Transaction einlassen, mit ihrem Gewissen nicht kapituliren, sondern den heidnischen und scholastischen Elementen des Christenthums einen unerschütterlichen Widerstand leisten (Prof. A. F. Berner in einem Vortrag gehalten im Berl. Unionsverein: „Judenthum und Christenthum").

**) Jesaias ist der eigentliche Begründer des Christenthums, um das J. 725 vor Christus. (Renan.)

***) Ohne Jeremias hätte es kein Christenthum gegeben. (Renan.)

Weil sie den Schatz nicht mehr kennen, der ihrem Volk eigen und anvertraut ist*. Mögen sie ihr Judenthum wieder **kennen** und **lieben** lernen — — und es wird keine Abtrünnige mehr unter ihnen geben!

Es wird dann nur noch Abtrünnige geben, unter denen die nicht lernen und lieben **wollen**. — Die mögen sich immerhin auf christlichen Kirchhöfen begraben lassen, — aber das eleganteste Erbbegräbniss, dass sich manch Einer unter ihnen errichten lässt, besagt doch nicht, hier ruht ein Katholik, oder ein Protestant, sondern (wie Jeder im Leben zu sagen pflegt) „ein getaufter Jude".

Der Uebertritt ist ja verlockend genug in einer Zeit da der äussere Erfolg massgebend ist. — Da ist z. B. ein junger jüdischer reichbegabter Abiturient von sechszehn Jahren, David Mendel, ein Jahr später heisst er Johann August Neander und bald ist er mit dreiundzwanzig Jahren wohlbestallter Professor der Kirchengeschichte! —

Viele solcher Beispiele liessen sich anführen. Wol — so mag es den kühlen und „praktischer" denkenden Männern überlassen bleiben, wie sie zu einer Zeit, da es jüdische Richter und

*) Das Judenthum, welches in der Vergangenheit so grosse Dienste geleistet hat, wird deren auch noch in der Zukunft leisten. Die reine Religion, welche die gesammte Menschheit vereinigen kann, wird die Religion des **Jesaias** sein, die ideale, **von ihren Schlacken gereinigte jüdische Religion**. (Renan). Das Christenthum hat an das Judenthum eine grosse Schuld abzutragen. — Es ist ihm verpflichtet für die grösste Wohlthat, deren je das christliche Volk theilhaftig geworden, für die von erhabenstem Geist erfüllten Erzählungen des alten Testamentes, die mit ihrer höchsten, überirdischen Weisheit der Trost der Nationen gewesen sind. Der Stifter unserer heil. Religion war ein Jude der Abstammung nach und so war es auch seine Mutter und die Apostel. (Erzbischof Gibbons).

jüdische Generäle, jüdische Reichstagsabgeordnete und Universitätsprofessoren, jüdische Bürgermeister und Minister gibt, — es vor ihrem Gewissen verantworten können ohne äusseren Zwang und ohne innersten Trieb, die Religion der Väter in Stich zu lassen. Höher als die „practische" Weltanschauung, steht die historische und philosophische — jene ist mit den jeweiligen Zeitbedürfnissen auch die vergängliche — diese ist die bestimmende und ewige. Mögen daher die jüdischen Frauen unbeirrt von äusserlichen, augenblicklichen Rücksichten das Banner des Idealismus hochhalten! — Sie, die Hüterinnen des Hauses, in welchem das heranwachsende Geschlecht die ersten Eindrücke und die erste Erziehung empfängt, — sie sollen und müssen das heilige Feuer der Begeisterung entzünden, die Flamme der Liebe entfachen, der Liebe zu dem Höchsten, das ihre Väter ihnen hinterlassen, der Liebe zur Religion.



Vierzehntes Capitel.

Die Töchter des Daniel Itzig.

Von Daniel Itzig,*) dem Berliner Bankier, der von Friedrich d. Gr. zum Oberältesten über sämmtliche jüd. Gemeinden Preussens ernannt worden war, werden viele charakteristische Züge erzählt, von denen ich zwei herausgreife, welche die beiden besonderen Eigenschaften des braven Mannes in helles Licht setzen.

Man weiss, dass er sehr wohlthätig war. Er pflegte armen Leidenden und leidenden Armen vom besten Wein zur Kräftigung zu schicken, aber zugleich um Aufbewahrung der leeren Flaschen zu bitten, die er sich wieder abholen liess. (Da wundert man sich oft, dass der Jude zu Wohlstand gelangt, — er verschmäht eben selbst die geringste Ersparniss nicht, und giebt doch mit vollen Händen. Itzig hat unter Anderem im Lauf der Jahre fünfzig arme Mädchen würdiger Eltern mit je 3000 Thalern (damals eine sehr hohe Summe) ausgestattet; er begründete ferner den jetzt noch bestehenden — (alten) — „Verein zur Ausstattung von armen Bräuten", Hachnassath Kallah im alten frommen jüdischen Sinne der Begünstigung des ehelichen Lebens, also zum Schutz der Sittlichkeit).

*) Stammvater der späteren Hitzigs.

Der zweite Charakterzug ist folgender: Daniel Itzig verkehrte mit sehr angesehenen Leuten, und oft genug sassen Minister an seinem Tisch; auch der feine, geistreiche Dr. Gans war sein häufiger Gast und ihm immer mehr befreundet. Gans stimmte mit Itzig lebhaft und eifrig darin überein, dass ein Religionswechsel verächtlich sei, — und liess sich dennoch bei Gelegenheit seiner Beförderung taufen: „Jetzt kommt der Mensch nicht mehr über meine Schwelle“, erklärte Itzig und hielt Wort.

Ein Mann von solchen Grundsätzen musste auch ein trefflicher Vater sein. Er that, was in seinen Kräften stand, seine Kinder gut zu erziehen. Er scheute keine Schwierigkeiten und Kosten und hielt ihnen die vorzüglichsten Lehrer und Lehrmittel. So legte er selbst den Grund zu der ungewöhnlich hohen Bildung, welche besonders einigen seiner neun Töchter vor fast allen anderen Damen der Gesellschaft Ruf und zum Theil auch Einfluss in der grossen Welt verschaffte. Sie erscheinen geradezu als Vorbilder, wie Vermögen und gesellschaftliche Stellung zu Gunsten der Sittlichkeit und Humanität verwendet werden kann, wie tactvolle Lebensführung die sich scheinbar widersprechenden Gegensätze zwischen weltlicher Vergnügungssucht und ernster Denkungsweise und Werkthätigkeit vereinigen lässt.

Vorerst sei der ältesten Tochter gedacht, der gütigen und stilleren Blümchen, im Mai 1752 geboren.

Von ihr habe ich nicht viel mehr erfahren können, als dass sie als Gattin von David Friedländer, eines geistig strebsamen, ja bedeutenden und wahrhaft menschenfreundlichen Mannes reiche Gelegenheit hatte ihren Geist und ihr Herz zu bilden, und ihren Mann in dessen vielfachen practischen Unternehmungen mit Rath

und That zur Seite zu stehen. Er war ein Freund der beiden Humboldts, mit denen das Ehepaar manch vertrautes Gespräch über die allerverschiedensten Gegenstände wichtigen und volksthümlichen Inhalts zu führen, Veranlassung fanden. Als Schüler Mendelssohns strebte er vor Allem in der Religionstreue seinem erhabenen Lehrer nach, und so häufig auch zudringlicher Bekehrungseifer ihn zur Abtrünnigkeit verleiten wollte, oft mit dem Hinweis auf grosse Vortheile in Amt und Würden, er blieb fest und hat es dennoch dahin gebracht als erster jüdischer Stadtrath von Berlin, in gemeinnützigen Dingen äusserst rege für seine Vaterstadt zu wirken.

Die folgende Schwester Rebekka scheint ebenfalls in der Oeffentlichkeit weniger hervorgetreten zu sein, obwol ihr nachgerühmt wird, dass sie „wie ein Dichter schrieb und sprach". Sie war mit dem Sohne des bekannten Münzmeisters Ephraim vermählt.

Jettchen, die Jüngste, mit dem Bankier Oppenfeld vermählt hat weniger in der Gesellschaft von sich reden machen; vielleicht passt auf sie das alte Sprichwort, dass die beste Frau jene sei, „von der man am wenigsten spricht". Bedeutender in der Erinnerung tritt Cäcilia geb. 1760 hervor (oder eigentlich Zippora, wie die frommen Eltern sie benannt hatten). Sie war die Frau des Bankiers von Eskeles, von dem ein hübsches Wort der Rahel ein charakterisches Bild entwirft. „Eskeles liebe ich sehr, weil ihm seine Klugheit bis aus den Poren dringt. Er isst, er schweigt, er lacht klug und sagt lauter Selbstgedachtes, Originales". Cäcilia Eskeles zeigte sich eines solchen Mannes trotz ihrer vielen guten Eigenschaften in einer Beziehung nicht ganz

ebenbürtig; sie erzog ihre Kinder nach äusseren Rücksichten, ohne ihrem Gemüth die rechte religiöse Grundlage zu geben; sie wuchsen heran ohne Pietät für ihr Judenthum, obwol ihr Vater demselben von ganzer Seele ergeben, und seine ganze Denkweise eine alttestamentarische war. Seine vielen Geschäfte und zeitraubenden Beziehungen zur Aussenwelt aber gönnten ihm nicht die Musse und Gelegenheit die Liebe zur Religion in die Herzen seiner Kinder zu verpflanzen; wie lehrreich ist dies Beispiel, dass der eigentliche und echteste Religionsunterricht in der Hand der Mutter liegt. — Wenn die Mutter gleichgiltig bleibt und unwissend der heiligen Lehre gegenüber, die dem Menschen für sein ganzes Leben in freudigen und schmerzlichen Tagen den inneren Halt verleiht, dann geht auch das kommende Geschlecht dieser Heiligung des Lebens verlustig.

Cäcilia's Wohlthätigkeit, die sie, ohne jeden Unterschied der Confession, überall hin mit gleicher Menschenfreundlichkeit ausübte, mag besonders gerühmt werden; u. A. spendete sie dem Kloster der Elisabethinnen zur Krankenpflege 7000 Gulden und ihr Mann vermachte demselben 100000 Gulden.

Cäcilia starb 1836, von ihren Freunden und Schützlingen tiefbeklagt.

Noch bedeutender erscheint Fanny (Vögelche), an den Wiener Bankier Arnstein vermählt. Von der Natur mit den bestechenden Eigenschaften der Anmuth und Schönheit ausgestattet, wurde es ihr bei ihren ausgeprägten geistigen Gaben doppelt leicht eine ungewöhnlich hervorragende Stellung in der Wiener Gesellschaft einzunehmen. Während der Salon der Frau von Eskeles in Wien vornehmlich durch Reichthum und freigebige

Geselligkeit glänzte, welche die lebenslustige und leichtbewegliche Gesellschaft in einen Reigen bunter Vergnügungen verstrickte, versammelten sich in den Prachtgemächern des Hauses Arnstein in Wien mit der daseinsfrohen Jugend und haute volée der Finanz, zugleich ein Kreis ernster, denkender Männer und Frauen. Nicht nur das Gold, auch der Geist regierte hier; neben künstlerischen Genüssen wurden literarische Beziehungen gepflegt und höhere Interessen vertreten. Sprachenkunde, Belesenheit, politische Erörterungen, redegewandte und freisinnige Debatten über alle möglichen Zeitfragen hielten hier oft die Gesellschaft in lebendigster Theilnahme bis zum frühen Morgen beisammen. Die politische Lage Europa's zur Zeit des Niederganges des napoleonischen Sternes war ja eine allgemein spannende und aufregende; sie spiegelte sich besonders in den erregten Gesprächen der Gesellschaften im Salon Arnstein wieder, wo die verschiedensten Meinungen aufeinanderplatzten.

Welche Gegensätze bewegten damals den vaterländischen Sinn! Den Freiheitskämpfen folgten Denunciationen und Polizeimassregeln. — — Die Revolutionsideen wurden unterdrückt, demokratische Bestrebungen verfolgt, man kehrte zurück zu den alten Vergewaltigungen; Metternich triumphirte, die Jesuiten kamen wieder, der Unterricht der Jugend fiel ihnen wieder anheim, die alten Vorurtheile, auch gegen das Volk Israel, drohten neu aufzuleben! Da galt es den Samen der Heuchelei und der Zwietracht zu ersticken, — und das Weib, die Jüdin machte von ihren Waffen Gebrauch: sie bezauberte durch Liebenswürdigkeit und that Gutes, „denen, die da hassen“.

Besonders galt es in ihrer Stellung als elegante Weltdame und

Hausfrau durch feine Lebensart die Geister stets im Bann einer wohlthuenden und versöhnlichen Stimmung zu halten. Fanny Arnstein zeigte oft ein überraschend reifes Urtheil. Ihre Vaterlandsliebe und ihr Interesse für alle die unter der Napoleonsherrschaft wechselvollen Schicksale der europäischen Völker und Fürstenhäuser läuterten ihr Wesen, dass man oft die reiche Bankiersgattin vergass und nur die für die Menschheit erglühende Frau vor sich sah. Dies Alles erhob Ton und Umgang in ihren Salons über das Niveau der üblichen oberflächlichen und frivolen Unterhaltung, die leider, besonders in gewissen Wiener Kreisen, bis heute gang und gäbe ist. Wenn auch der Schriftsteller, welcher jene Salons der beiden Schwestern in Wien charakterisirt hat, die geachtete Stellung, welche Juden und Jüdinnen seitdem in der Wiener Residenz einnehmen, auf den Einfluss der Eskeles und Arnstein zurückführt, etwas optimistisch erscheint, da schon früher geistvolle und schöne Jüdinnen eine Sympathie zu erregen wussten, aus der manche erspriessliche Anregung hervorging, so ist doch nicht zu leugnen, dass Fanny Arnstein besonders Eines erreichte, was ihren Glaubensgenossinnen nicht immer gelang und gelingt, sie gewann sich — nicht blos die Huldigung der Männer, — sondern die Freundschaft der Frauen. —

Fanny wusste eine Anzahl hochstehender Frauen der Wiener Aristokratie in herzlicher Neigung an sich zu fesseln; so wurde sie auch als Mitglied in Frauenvereinen gewählt, die sich ausschliesslich aus Damen der hohen und höchsten Aristokratie zusammensetzten. Manches Vorurtheil verschwand so auf die einfachste, natürlichste Weise, manches gute Werk gedieh so in gemeinschaftlicher Arbeit, manches gute Wort ward zum Keim

weiterer fruchtbringender Gedanken und Entschlüsse. Mit dem zunehmenden Ernst der politischen Lage, nahm auch die Wirksamkeit von Frau von Arnstein zu. Nicht nur, dass sie reichlich Gelegenheit fand zur Ausgleichung peinlicher und feindlicher Elemente, sondern sie widmete sich immer mehr einer wahrhaft hingebenden Wohlthätigkeit. Klug und besonnen, waltete sie als Fürsprecherin der Bedürftigen und Leidenden ohne Unterschied der Confession, überall nur auf Heilung und Linderung bedacht.

Besonders während und nach den Kriegsjahren, die das Herz Europa's zerrissen, wandte sie alle Kraft und Aufmerksamkeit den Nothleidenden zu. Mit einer Opferwilligkeit sonder Gleichen that sie das Ihre und trieb Andere dazu. Frauenvereine bildeten sich an allen Ecken und Enden, und die Frauen der Wiener Aristokratie wurden durch der Jüdin Beispiel und Beredsamkeit hingerissen, sich diesen Wohlthätigkeitsbestrebungen anzuschliessen. Man dachte nicht mehr daran, dass sie eine Jüdin sei, man sah nur die Vertreterin allgemeiner Menschenliebe, die eifrige Mitbürgerin, die unermüdliche Helferin und Spenderin. — Als die schlimmsten Zeiten vorüber und die Wunden zu heilen begannen, als die vergnügungsfrohen, rauschenden Festwochen des Wiener Congresses die österreichische Kaiserstadt in einen Taumel gesteigerter Lebenslust versetzten, wandelte sich auch Fanny wieder aus der Samariterin in die Weltdame um, und zeigte, wie man Gastfreundschaft mit Geschmack, und Üppigkeit der Existenz mit Förderung der Industrie vereinigt. Der Reichthum im Dienst der Künste und Gewerbe war jetzt einer ihrer Lieblingsgrundsätze, mit welchem sie sich die interessantesten und berühmtesten Künstler und Philantropen gewann. Die Männer

des Jahrhunderts, die damals in Wien zusammentrafen, Wellington, Humboldt, Fürst Hardenberg, Prinz de Ligne, Cardinal Consalvi, die Grafen Bernsdorff, Münster, Neipperg und viele andere vielgenannte Grössen, Fürsten und Minister huldigten der schönen und braven Frau. (Sie starb im Sommer 1817).

Ihre Schwester Sarah, an den Berliner Bankier Levy verheirathet, war eine Persönlichkeit ganz anderer Art. Zwar bildete auch ihr Haus den Sammelplatz aller bedeutenden Fremden die nach Berlin kamen. Französisch erzogen und in der französischen Literatur ausserordentlich belesen, hatte sie an französischer Art und Sprache so grossen Gefallen gefunden, dass sie es gern sah, wenn viele Franzosen bei ihr verkehrten; diese Vorliebe sollte ihren Mitbürgern mehr als einmal zu Statten kommen; unter anderen Notabilitäten nämlich, die bei ihr verkehrten, befand sich auch der französische Gesandte zur Zeit der Invasion; aus Rücksicht für die edle Frau, deren Gastfreundschaft und Wohlthun ihm Hochachtung abgewonnen hatten, befleissigte er sich einer menschenfreundlicheren Behandlung der Bürger und milderen Verwaltung Berlins, als es sonst bei dem damaligen Uebermuth der Herren Franzosen der Fall gewesen sein möchte.

Einer ihrer jüngeren Bekannten gibt ein frisches Bild der verehrungswürdigen Frau in einem Briefe, der vorerst über das Haus hinter dem Packhofe Nr. 3 berichtete, das Sarah bei ihren Lebzeiten nicht verkaufen wollte, aber bei ihrem Tode dem König Friedr. Wilhelm IV., der es durchaus zu besitzen wünschte schenkte. —

— — „Haus und Garten sind längst verschwunden, um den neuen Museumsbauten Platz zu machen. Es ist mir noch in

lebhafter Erinnerung als ich im Jahre 1843 mit einem Billet Deines Vaters zum ersten Mal dort eintrat. Der Portier wies mich nach oben; in einem hohen geräumigen mit Stuckarbeit aus der Zeit Friedr. d. Gr. geschmücktem Vorzimmer fand ich in einsamer Grösse einen alten Diener*) in zeisiggelbem Frack mit blauem Kragen. Ludwig war sein Name; ich habe ihn später sehr schätzen gelernt, wegen der rührenden Sorgfalt mit welcher er auf Schritt und Tritt seiner betagten Herrin folgte. „Madame ist nicht zu sprechen“, schnurrte er mich an, — — als er jedoch die Handschrift des Briefes erkannte, klärte sich das alte ernste Gesicht plötzlich auf, „ich werde doch nachsehen“ — sprachs, verschwand und öffnete nun im nächsten Augenblick die hohen Flügelthüren und ich trat ins Allerheiligste.

Da sass die alte Dame, das feine durchgeistigte Gesicht schön umrahmt von einer alten Spitzenhaube alter Bauart, und las mit ihren beiden Gesellschafterinnen den Sommernachtstraum mit vertheilten Rollen, dessen schöne Mendelssohnsche Composition damals Alle entzückte, und welche zur Zeit im Schauspielhause (Charl. von Hagn gab den Puck), wundervoll aufgeführt wurde.

Ich wurde freundlich aufgenommen, auf einen Stuhl gesetzt, und musste sogleich mitlesen.

Von diesem Tage an ist mir das Haus der Madame Levy ein Ort freudiger Erbauung geworden; denn niemals bin ich wieder dort gewesen, ohne von der wunderbaren alten Dame irgend eine geistige Anregung, eine freundliche Lehre mitgenommen zu haben. Schon am andern Tage fuhr sie bei mir vor, schickte

*) Der damals schon 36 Jahr bei Sarah Levy in Dienst war.

ihre Karte herauf, und lud mich zum Diner. Sie empfing jeden Abend um 8 Uhr zum Thee und sah in der Regel am Sonntag und Donnerstag Gäste zum Diner bei sich. — In ihrem Hause kamen die hervorragendsten Männer, Künstler und Gelehrte zusammen.

Für die jungen Leute hatte Madame Levy eine wunderbare Anziehungskraft, und die älteren verehrten sie nicht minder; sie verstand es mit so gütiger Theilnahme zu fragen, regte zu Mittheilungen an und wusste in uns jungen Leuten das Interesse an allem Guten und Wissenswürdigen zu wecken und zu wahren. Man war glücklich wenn man auch ihr etwas bringen konnte und sie lohnte es durch freundliche, verständnissvolle, anregende Aufmerksamkeit. — Einmal war ich der Erste, der ihr über das scheussliche Bild von Cornelius: „die Vorhölle“ berichten konnte; dann wieder habe ich ihr einen kurzen Vortrag über — Gasbereitung halten müssen; dann wieder auf einer Fahrt nach Potsdam, sie fuhr nie mit der Eisenbahn, sondern stets mit ihren eigenen Pferden, begleitet von ihren beiden Gesellschafterinnen, und nun habe ich ihr den Inhalt der beiden eben erschienenen Bände: „nachgelassene Briefe von Börne“ vorgetragen, und als Kunstausstellung war, brachte ich ihr den ersten Katalog, in welchem ich ihr die besten Bilder angestrichen hatte. Dass Du damals die Vorstellung der Antigone gesehen, verdankst Du der Madame Levy, ich hatte für die Tante Voss das bekannte Inserat von Theaterfreunden, welche um die Vorstellung baten, schreiben müssen Ludwig hatte es hingetragen und da die gelbe Livree in ganz Berlin bekannt war, hatte der Intendant wol die Absenderin erfahren.

Sie war sehr wohlthätig und auch ihre Art des Wohlthuns war eigenartig, fein und zartsinnig. Einem armen Studenten, den Kränklichkeit an der Fortsetzung seiner Studien hinderte, hatte sie zu einer kleinen Leihbibliothek verholfen; der Mann war Buchbinder geworden und hatte einen kleinen Laden in der Landsbergerstrasse.

Zur Weihnachtszeit lagen in ihrem Wohnzimmer Sachen von ihm zum Verkauf aus. —“

Wenn die Unterhaltung nicht recht in Gang kam, dann brauchte sie nur mit hinein zu sprechen und Alles gerieth in Fluss. „An ihren Theeabenden sass sie bei einer grossen Theemaschine und bereitete selbst den Thee; sie freute sich wenn man mehrere Tassen nahm. Damals traf ich wiederholt dort einen Prof. Ackermann, den König Friedrich Wilhelm IV. berufen hatte, um die Werke Friedrich d. Gr. ins Deutsche zu übersetzen. Eines Tages rühmte er beim Heimgehen, dass er in Berlin noch keine Dame gefunden habe, die so rein und vorzüglich französisch spreche wie Madame Levy.

— — Du kannst nicht glauben, wie innig wir Alle diese ausserordentliche Frau geliebt und verehrt haben“.

Der Abfall mehrerer ihrer Verwandten von der Religion ihrer Väter schmerzte sie tief. „Ich komme mir vor wie ein entlaubter Stamm“, schreibt sie. „Alle die Meinigen um mich her sind mir durch ihren Uebertritt zum Christenthum in vieler Hinsicht fremd geworden.“

Ihr Volk und ihre Religion war ihr das Liebste und Höchste. Sie pflegte, ähnlich wie jener berühmte jüdische Philosoph, der so viel vom Bekehrungseifer fanatischer Freunde zu leiden hatte, —

zu sagen (wenn davon die Rede war, dass man das Judenthum aufgeben müsse, um das Christenthum anzunehmen), — da der jüdische Glaube, selbst nach dem Ausspruch guter Christen, das Fundament ist, auf welchem das ganze christliche Gebäude sich stützt und aufgerichtet ist, wie kann man mir nur zumuthen, dass ich das Erdgeschoss abbrechen soll, um im ersten Stock zu wohnen?

Sie verschmähte die leicht gewonnenen und leicht zerronnenen Vortheile eines Uebertrittes ohne innerste, zwingendste Ueberzeugung. Sie mochte mit einem späteren tapferen Kämpen für sein Judenthum der Meinung sein:

„Wer sich die Achtung der Welt und sich Selbstachtung erringen will, vor Allem aber in seinem Gewissen beruhigt sein will, der suche das Tüchtige zu leisten auf seinem natürlichen Platz, in seiner natürlichen Stellung, nicht aber indem er um des Scheines und um eitler Beweggründe willen, sich der natürlichen Stellung entschlägt, indem er sich einen Platz anderswo erbettelt, wo man ihn doch nur duldet aber nicht lobt". (Aus dem Nachlass des Dr. M Joël).

Auch Sarah Levy wusste, dass der Abfall aus der Gleichgiltigkeit und diese aus der Unkenntniss oder aus dem Missverständniss der Lehre entstamme. Sie legte daher Zeit ihres Lebens Werth auf Belehrung und stetige Uebung des Gelernten. Ob sie die hebräische Sprache kannte, das heisst las und schrieb, ist mir nicht bekannt geworden, aber sie las mit frommem Sinn in ihren heiligen Büchern und bewahrte die alten Gebräuche der Väter bis in ihr hohes Alter mit kindlicher Pietät. In tiefer Rührung verweilte sie bei den Erinnerungen aus der Jugendzeit,

gern erzählte sie, wie im elterlichen Hause der סֵדֶר (Seder) mit „imposanter Feierlichkeit“ gegeben wurde, — wie der Freitagabend mit seinem Lichteranzünden, seinem Blumenschmuck der Tafel, seinen Segnungssprüchen, auf die versammelte Familie die Weihe gemeinsamer freudiger Erhebung nie verfehlte. Ebenso wurde der ganze Sabbath erhebend begangen. In Sarah's elterlichem Hause war noch ganz das Bewusstsein lebendig, dass die Erholung der Jüdischen Familie von den Werktagen der Woche in Gottesdienst und Heiligung des Gemüthes bestand. „Vom Eintritt des Festes am Vorabend bis zum Schluss desselben am folgenden Abend war jeder Schritt und jedes Wort gleichsam geweihet“. Diese Art der Sabbathheiligung war natürlich eine freudige, und wie besonders die Frauen des Hauses schon nach alter Sitte äusserlich durch Schmuck und Festgewänder einen erhöhten Frohsinn ausdrückten, so erglänzte die ganze Stimmung des Hauses in Sabbathfreude und Sabbathliebe.

Aus dieser Vertiefung und Veredelung des Gemüthes ging das Sehnen Sarahs hervor, nicht nur nach Bekämpfung fremder und feindlicher Vorurtheile der Unwissenden, sondern auch nach Besiegung der unter den Glaubensgenossen sich bemerklich machenden Gleichgiltigkeit gegen die heiligen und schönen Gebräuche ihrer Religion, an denen sie mit ganzer Seele hing. Oft sprach sie darüber mit den vielen jüdischen Gelehrten und fernen Freunden, die häufig als Gäste am Tische ihres Vaters sassen.

Wie diese seltene Frau ihr Augenmerk überall hin richtete wo es für edle Weiblichkeit etwas zu thun gab, so war sie auch nach Kräften wohlthätig. Unter Anderem sei nur ihre für damalige Zeit grossartige Spende von 90000 Thalern für das jüdische

Waisenhaus in Berlin erwähnt. — So in edler Sitte und Menschenfreundlichkeit verfloss das Leben Sarahs, verschönt durch die Verehrung Aller die sie kannten. Ueber die Greisin berichtet mir mein gütiger Freund: Frau Sarah Levy stand bereits in den 90er Jahren, als ich sie zufällig kennen lernte. Von Zeit zu Zeit musste ich sie besuchen, um ihr von der jüngsten Literatur besonders Dichtern und Dichtungen Bericht zu erstatten, dem sie mit warmer Theilnahme und erstaunlich hellem Verständniss folgte Fast jeden meiner Besuche hat sie pünktlich erwidert und zwar dergestalt, dass sie in ihrer alten, jedermann in Berlin bekannten Equipage vorfuhr, durch den alten — hinten auf dem Trittbrett stehenden — Diener sich melden liess. Dann stieg ich zu ihr in den Wagen, nach einem kürzeren oder längeren Gespräch wurde ich freundlich entlassen und sie setzte ihre Promenaden- oder Visitenfahrt fort. Sie war kinderlos und hat ihr ganzes Vermögen öffentlichen wohlthätigen Anstalten der verschiedenen Confessionen hinterlassen.

Veilchen oder Bella Itzig sei noch genannt, die im Denken und Fühlen ähnlichste Schwester Sarahs; ihr Sohn (Jakob) liess sich taufen, wol verleitet durch den Umgang mit Schöngeistern und Freidenkern in Rom und Dresden; seine strenggläubige Mutter wandte sich tief verletzt von ihm ab, als jedoch einst ihr Enkelkind Fanny (Hensel) von ihr die Gewährung einer Bitte erhielt und sofort um Vergebung für „Onkel Bartholdy“ bat, versöhnte sie sich mit dem Sohne, — besass sie doch bei aller Strenge das echte: „jüdische Herz“.



Fünfzehntes Capitel.

Jüdische Künstlerinnen.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel zu beobachten, wie der von allen Künsten und Kunstgewerben ausgeschlossene jüdische Geist, der anderthalb Jahrtausend hindurch in der Zwangsjacke verfolgungssüchtiger Tyrannei geschmachtet hatte, — wie er kaum seiner Fesseln entledigt, Talente und Fähigkeiten zeigte, als hätte er diese tausend und fünfhundert Jahre hindurch Alles gethan, zur Uebung dieser Talente, — statt sie völlig verkümmern lassen zu müssen. —

Auf allen Gebieten traten nunmehr auch die Namen jüdischer Künstlerinnen auf.

Schon 1690 wird Brentgen Markus genannt, deren Stimme so bewundert war, dass sie aus ihrer Heimat, dem Anhaltischen, nach Berlin berufen wurde, um hier am Hofe des kunst- und prachtliebenden Sohnes des grossen Kurfürsten die Reihe lauter Festlichkeiten mit ihrem süssen Gesange zu verherrlichen. Ihrem Beispiele folgten bald eine ganze Anzahl Jüdinnen, die als Sängerinnen und Virtuosen in der Musik bekannt und beliebt wurden.

Man muss annehmen, dass gerade die Welt der Töne der so empfindungsreichen, bewegten und beweglichen Natur der Juden angemessen ist; gerade in dieser Kunst haben jüdische Künstler und Künstlerinnen ihre ersten und nachhaltigsten Erfolge errungen. Unter ihnen ragt Karoline Stern hervor (geboren im April 1800) aus Mainz; sie wurde von ihrem Vater, einem tüchtigen Violinspieler in der Musik ausgebildet. Bereits als sechzehnjähriges Mädchen betrat sie am National-Theater zu Trier im „Unterbrochenen Opferfest" als Myrrha die Bühne. Trotz ihrer Jugend errang sie einen ungewöhnlichen Erfolg. H. Heine besang sie in seinem Erstlingsgedicht. — Karoline war später am Hoftheater zu Stuttgart, dann in München, Augsburg, Würzburg u. s. w. angestellt; doch trotz ihrer Erfolge verliess sie noch jung mit 41 Jahren ihre Künstlerlaufbahn, um dem ihr höheren Beruf als Mutter ihrer Kinder zu leben. Sie widmete sich besonders der religiösen und musikalischen Erziehung ihres geliebten Sohnes Julius. Zahlreiche Aufforderungen ergingen an die allseitig verehrte Frau sich zum Christenthum zu bekennen, aber sie fand in ihrer Ueberzeugung nicht die geringste Veranlassung die Religion ihrer Väter zu verlassen; Karoline wies alle, zum Theil hartnäckigen Zumuthungen des Religionswechsels mit Entschiedenheit zurück und blieb nach wie vor eine gute, gläubige Jüdin.

Um dieselbe Zeit etwa lebte in Venedig eine italienische Sängerin, Rahel genannt, die mit einer so entzückenden Stimme begabt gewesen sein soll, dass sie zu allen feierlichen und festlichen Gelegenheiten in die vornehmen Häuser und Fürstenpaläste geladen wurde, um die Gesellschaft mit ihren Liedern zu bezaubern.

Es treten jetzt nacheinander so viele Namen von Sängerinnen und jüdischen weiblichen musikalischen Genies in die Oeffentlichkeit, dass äusserste Kürze geboten ist, um den noch verbleibenden knappen Raum dieses Buches nicht zu überschreiten.

Zur Zeit des Wiener Congresses versammelten sich viele Sängerinnen in der österreichischen Hauptstadt. Darunter erregte eine Schülerin Hummels, eine ausgezeichnete Altistin, Sophie von Wertheimstein, grosses Aufsehen. Auch als treffliche Klavierspielerin war sie in der Gesellschaft gefeiert. Im glücklichsten Familienleben bewies sie sich als zärtliche Gattin und Mutter. Sie starb im September 1877.

Ein unruhvolles, der Ausbildung des Talentes wenig günstiges Geschick traf die interessante, in jugendlichem Alter dahingeraffte Eleonore Neumann aus Lissa (Litthauen), 1819 geboren. Die elterliche Familie musste plötzlich vor den herrschenden Verfolgungen fliehen und irrte unter Mühsalen und Gefahren lange in der Fremde umher. Endlich fand das junge Mädchen in Italien als Sängerin einen anfänglich recht kärglichen Unterhalt, trat dann aber mehr in die Oeffentlichkeit und gewann Erfolge, welche die glänzendsten Erwartungen für die Zukunft erregten. Ein tückisches Leiden, dessen Keime wol schon in den Entbehrungen und der Hetzjagd der Jugend gelegt worden waren, überfiel die junge Kunstjüngerin, die Hoffnung ihrer Eltern und Geschwister, und bereitete ihrem Leben im 21. Jahr ein jähes Ende.

In weiteren Kreisen bekannt wurden die Geschwister Eichberg. Die älteste, Pauline Eichberg (geb. 1839), machte als Klavierspielerin Glück; die 1844 geborene Bertha widmete sich

besonders der Harfe und endlich Julie (geb. 1847), bildete sich zur Sängerin aus. Ihr Sprach-Talent ermöglichte es ihr in vier Sprachen zu singen, so dass sie auch im Auslande, besonders in Amerika zu den beliebtesten Opernsängerinnen zählte. Ihr Vater war ein gerngehörter Cantor. — Cantorentöchter waren auch Maria Sulzer und Henriette Sulzer in Wien.

Mathilde Ries und ihre beiden Schwestern, — Rosa Csillag (besonders in der Rolle der Fides im Propheten anerkannt), ebenso Fortunata Tedeschi (welche auch Deutsch sang), Fräulein Wertheimber, die Tochter eines sehr frommen, belesenen Mannes, Marie Heilbronn, später vermählt mit dem Vicomte de la Panouse, die berühmte Giuditta Pasta (gestorben 1865) und andere Künstlerinnen mehr, zeichneten sich durch nicht gewöhnliches Talent und tüchtige Ausbildung, nebst trefflichen Charaktereigenschaften vor manchen anderen Kunstgenossinnen vortheilhaft aus.

Mlle. Bloch, eine Pariserin, die von geringer Herkunft sich trotz vieler Hindernisse durch Ausdauer und Entschlossenheit Bahn brach, gewann sich als Primadonna der Pariser Oper allseitige Anerkennung. Unter den treuen Freunden, welche der strebsamen Kunstjüngerin die Wege zu ebnen suchten, befand sich auch Giacomo Meyerbeer. Seine Beliebtheit und Bedeutung waren von so grossem Einfluss, dass es hauptsächlich ihm zuzuschreiben ist, dass die talentvolle Glaubensgenossin in den Verband des berühmten Kunstinstituts aufgenommen ward; manchen Einflüsterungen ungeachtet blieb Mlle Bloch ihrer Religion getreu.

Einen besonderen Ruf geniesst Frau Karoline Gomperz-Bettelheim. Geboren in Pest 1845 soll sie schon im achten

Lebensjahr ihren Clavierlehrer öffentlich in einem Violin-Concert begleitet haben. Ihre prachtvolle Stimme veranlasste die Eltern sie ausbilden zu lassen. Sie machte ausserordentliche Fortschritte. Schon als fünfzehnjähriges Mädchen betrat sie die Bühne des kaiserl. Hofoperntheaters in Wien. Von da ab wirkte sie durch die Macht ihrer Stimme und ihrer Persönlickeit als glänzende Vertreterin leidenschaftlicher dramatisch-musikalischer Partien. 1867 vermählte sich die junge gefeierte Künstlerin mit Dr. Gomperz, Professor der classischen Philologie an der Universität und Mittelpunkt einer vielseitig hervorragenden Familie in Wien. Sie wirkt nur noch ausnahmsweise in Wohlthätigkeits-Concerten und bei Hoffestlichkeiten mit, oder lässt in ihrem gastfreundlichen Heim vor lieben Freunden ihre Stimme ertönen.

Manche Andere wäre hier wol noch zu nennen, besonders hervorragende jüngere Talente, welche grosse Hoffnungen für die Zukunft erwecken, so z. B. Clotilde Kleeberg (geboren zu Paris 1866), welche nach ihren ersten Aufsehen erregenden Concerten in Berlin und Leipzig als eine neue „Clara Schumann“ bezeichnet wurde; sie gehört zu den sympathischen Erscheinungen, welche zeigen, dass öffentliche Kunstthätigkeit sehr wol mit bescheidener Weiblichkeit vereinigt werden kann. Meist von ihrem frommen Vater auf ihren Kunstreisen begleitet, vergisst sie auch nicht, eine gute Jüdin zu sein.

Unter den Klavierspielern zeichnet sich ferner Sophie Kaskel (vermählt mit einem Grafen Baudissin in Dresden), durch talentvolle Kompositionen aus; Flora Friedenthal, Ilona Eibenschütz, Anna Grosser (geb. Bilke), letztere beliebte Kammervirtuosin des Königs der Belgier, Jettka Finkenstein

Grossherzogl. Hessische Kammersängerin, Martha Seelmann und manche andere zeigen einen schönen Erfolg ohne doch auf Kosten der Selbstwürde um den Beifall der Menge zu buhlen.

Auch ein allbekannter und vielbewunderter Liebling des Publikums, Pauline Lucca, ist aus jüdischer Familie; ihr Onkel, Dr. Samuel Lucca, war einer der beliebtesten Oesterreichischen jüdischen Aerzte. Die reizende Lola Beeth, früher am Berliner Opernhause das Entzücken Aller, die sie sahen und singen hörten, jetzt am K. K. Hofoperntheater in Wien angestellt, soll mit der ihr treu zur Seite stehenden liebenswürdigen Schwester der Religion ihrer Väter mit kindlicher Anhänglichkeit ergeben sein. Eine neuere junge Künstlerin Mlle. Louise Heymann debütirte in der französischen Oper zu Haag als Rosine (Barbier von Sevilla), sie entstammt einer in Holland wohlbekannten musikalischen Familie. Ihr Vater ist Ober-Cantor an der grossen Synagoge zu Amsterdam und ist bekannt als ausgezeichneter Sänger und verdienstvoller Komponist. Louise Heymann war auch in Italien als Primadonna (in Rom und Mailand) engagirt, wo sich dieselbe den Ehrentitel einer „holländischen Nachtigall“ erwarb.

Noch sei Frau Margarethe Stern (geb. Herr) erwähnt, eine talentvolle Clavierspielerin, geboren 1857 zu Dresden, in dem „Elbflorenz“ aller schöngeistigen und künstlerisch veranlagten Gemüther, vermählt mit dem Dichter und Literarhistoriker Dr. Adolph Stern.

Unter den dramatischen Künstlerinnen ist vor Allen Anderen der genialen Rahel Felix zu gedenken.

Sie wurde am 24. März 1820 im Canton Aargau von der Frau eines armen Hausirers geboren. Die Eltern durchzogen in

äusserster Dürftigkeit die Schweiz und andere Länder und kamen endlich nach Frankreich, wo sie sich mühselig, oft mit den bittersten Nahrungssorgen kämpfend von Tag zu Tag weiterschleppten, bis die Kinder einigermassen herangewachsen waren und die Eltern mit ihnen nach Paris zogen. Die Mutter trieb den Hausirhandel weiter, der Vater gab erbärmlich bezahlte Unterrichtstunden in der deutschen Sprache. Schon früher, bei einem längeren Aufenthalt in Lyon, hatte die Noth die Kinder gezwungen, kleine Lieder in den Kaffeehäusern vorzutragen. Inzwischen war ihnen hin und wieder etwas Musikunterricht ertheilt worden und als die beiden kleinen Mädchen, die ältere Sarah und die jüngere kaum zehn Jahre alte Rahel in Paris ihre Liedchen zum Besten gaben, besassen sie schon so viel Geschick und Schulung, dass mancher der Zuhörer von Interesse und Wohlwollen für die kleinen Sängerinnen ergriffen war. Zu diesen Wohlwollenden gehörte der Director der Schule für Kirchenmusik in Paris; er forschte die Kinder aus und besonders von der kleinen Rahel angezogen, nahm er sie als Schülerin auf. Zwar debütirte sie als Sängerin mit einem Misserfolg, der sie fast zur Verzweiflung brachte, aber ihr Gönner ermuthigte sie, und bald stellte sich heraus, dass das Talent des jungen Mädchens ein dramatisches war. Sie lernte lesen und declamiren, man übte ihr verschiedene Rollen ein, und in ihrem sechszehnten Jahr spielte sie in einem kleinen Theater die Hermione, dann die Soubrette im „Philosophe marié“ von Molière. Das Glück wollte, dass sie den Kassirer des Théâtre Français kannte und ihn gebeten hatte, ihr Spiel mit anzusehen. Er war so von ihrer Darstellung entzückt, dass er davon lief, den Director des

Théâtre Français herbeizuholen, damit er das kleine Genie mit eigenen Augen sähe. Der Director war so betroffen und so überzeugt von der dramatischen Kraft, die in diesem jungen Mädchen schlummerte, dass er ohne Bedenken durch seine Protection und Mithülfe für ihre weitere Ausbildung sorgte. Nach kurzer Zeit fand sie ein Engagement am Gymnase-Theater mit einem Gehalt von 3000 Frcs. — Noch hatte sie jedoch mancherlei Enttäuschungen zu erfahren, und musste Zurücksetzungen erdulden, welche ihre Stimmung verbitterten. Endlich, achtzehnjährig, trat sie im Théâtre Français auf. Sie spielte in den Horatiern und errang einen grossen Erfolg. Fortan wagte Niemand mehr an ihrem Talent zu zweifeln und das wachsende Selbstbewusstsein gab ihrer Darstellung immer neue Kraft und neuen Schwung. Unübertrefflich war ihr edles Pathos in biblischen Gestalten und in Rollen der altklassischen französischen Tragödie. Die Würde ihrer Erscheinung, die Majestät der Haltung, die freie und kühne Auffassung, ihr glockenreines Organ und sprechendes Mienenspiel, die feurigen Augen in dem wie aus Marmor gemeisselten Antlitz — dies Alles zusammen brachte eine bezaubernde und berauschende Wirkung auf den Zuschauer hervor. Kaum zwanzig Jahre alt, im Jahre 1840, wurde sie festes Mitglied des Théâtre Français mit etwa 60,000 Frcs. Jahreseinnahme. Auch verwendete sie einen jährlichen mehrmonatlichen Urlaub zu Gastspielen, die sie bis nach Amerika ausdehnte, und mit denen sie sich ein bedeutendes Vermögen erwarb. Hierbei mag sie durch die Rastlosigkeit ihres leidenschaftlichen Naturells und durch fortgesetzte Ueberanstrengungen den Keim zu jener schleichenden Brustkrankheit gelegt haben, die ihrem Dasein ein frühes Ende

bereiten sollte. In einem Alter, da andere Künstlerinnen erst auf die Höhe ihres Könnens gelangen, in ihrem sieben und dreissigsten Jahre musste sie sich von der Bühne zurückziehen. Sie suchte im Süden Heilung ihres Leidens, aber dasselbe war schon zu sehr fortgeschritten. Sie lebte noch ein Jahr in einem Landhause zu Canet bei Toulon und erlag endlich am 4. Januar 1858.

Nur mit Wehmuth kann man bei der Betrachtung dieses eigenartigen Künstlerdaseins verweilen. Von der Natur mit phänomenalen Kräften ausgestattet, von einem eisernen Fleiss und mit unerschütterlicher Willenskraft beseelt, schien Rahel für das höchste Glück bestimmt, — aber die schier bittere Noth, in der ihre Kindheit verflossen war, warf die verhängnissvollen Schatten durch ihr ganzes später so begünstigtes Leben. Wer den Hunger gekannt, wird leicht den Werth des Besitzes überschätzen, und sich nie mehr sorglos freuen können, und sollte er wie Rahel Millionen erwerben und hinterlassen — und wer den Todeskeim in sich wachsen fühlt, zittert vor dem Ruhm neu aufsteigender Talente, während am Himmel der eigene Stern vorzeitig erblasst. Andere Künstlerinnen traten auf und errangen Erfolge, welche die kranke Seele Rahels verwundeten. Trotz Ruhm und Reichthum fühlte sie sich tief unglücklich . . . sie hätte, wenigstens gesellschaftlich ihre Lage verbessern, und in einem Ehebunde das sie oft überwältigende Gefühl der Verlassenheit auf die natürlichste und glücklichste Weise von sich scheuchen können; aber zu einer Verbindung, wie sie allein sie hätte schliessen mögen, wäre ein Austritt aus der jüdischen Religion unumgänglich gewesen. Rahel indessen blieb dem Bekenntniss ihrer Eltern getreu.

Auch die Schwestern Rahels widmeten sich der Bühnenlaufbahn. Sarah, Rebekka waren am Théâtre Français, die anderen Schwestern Dina, Lea am Odéon-Théâtre angestellt. Eine entferntere Verwandte Judith Bernat ging ebenfalls zur Bühne. Sie Alle waren von Rahels Begabung und Erfolgen zur Nacheiferung begeistert, ohne auch nur im Entferntesten ihr zu gleichen.

Von lebenden Künstlern dürfte Charlotte Wolter am ehesten Züge genialer Kraft und Eigenart in ihrem Spiel zeigen, welche an Rahel erinnern. Von der eben genannten Hofburg-Schauspielerin und von Sarah Bernhardt wird häufig behauptet, dass sie Jüdinnen seien, doch kann dies auf Irrthum beruhen. Sicher ist, dass eine Anzahl der talentvollsten dramatischen Darstellerinnen sowol, wie berühmte Sängerinnen und Tonkünstlerinnen von jüdischen Eltern stammen, doch in missverstandener Auffassung dessen, was „Ehre" sei und fordere, unter verändertem oder willkürlich angenommenem fremden Namen, besonders beflissen sind in christlichen und junkerlichen Häusern intime Beziehungen zu unterhalten, sich mit ihnen zu vermählen und zu verschwägern; sie würden es kaum wünschen, hier genannt zu werden. Dagegen haben andere wie die durch ihr charakteristisches Spiel beliebte schöne Katharina Frank, die interessante Toni Link, die mit einem humoristischen Conversations-Talent begabte Frau Schönfeld und noch mehrere sich, meines Wissens, von kleinlichen Rücksichten auf mittelalterliche Vorurtheile der Neuzeit frei zu halten gewusst.

Eine besonders anziehende Erscheinung, voll Sanftmuth und Bescheidenheit, war Josephine Wessely, eine junge Schau-

spielerin, die aus der Provinz vor mehr als einem Jahrzehnt nach Berlin kam und Alle durch ihre schüchterne Anmuth und ihr sinniges Spiel entzückte. Eine liebliche Vertreterin Goethe'scher Mädchengestalten hofften Viele in ihr eine neue Lina Fuhr aufleben zu sehen — aber die königliche Bühne, die für das vornehme Wesen des jungen Mädchens den geeignetsten Spielraum geboten hätte, hat sie wol nicht fesseln können oder wollen; und Josefine ging nach Wien, wo sie nach kurzer Kunstthätigkeit jung gestorben ist. Sie wurde auf dem katholischen Kirchhof begraben. Es bestreiten deshalb Einige, dass sie Jüdin gewesen sei, aus ihrem eigenen Munde habe ich jedoch die Kunde, dass sie sogar ihre jüdische Abstammung werth hielt, wenn sie dieselbe vielleicht auch vor Fernerstehenden verbergen mochte. Ich kenne noch andere schöne und talentvolle Vertreterinnen der Schauspielkunst, die wol aus Geschäftsrücksichten oder privaten Gründen ihre jüdische Abstammung verleugnen, sogar die Namen der Eltern umwandeln und gelegentlich gern erzählen, dass sie in einem katholischen Kloster erzogen sind, oder die Predigten irgend eines ev. Dompredigers fleissig besuchen.

Mehr noch als in der, auf den lauten Beifall des Publikums hinzielenden öffentlichen Ausübung ihrer Kunst, haben zahlreiche jüdische Pianistinnen und Sängerinnen eine erfolgreiche Thätigkeit im Lehrfach entwickelt. Durch Fleiss und Erfahrung vorzüglich zum Lehren geeignet, zeigen sie Ausdauer, Energie und Klugheit im Benehmen mit den Schülern.

Die Betheiligung der jüdischen Frauen an anderen Künsten, wie Malerei und Bildhauerei, scheint geringer zu sein, als wie bei der Tonkunst. Für diese bringen sie entschiedene Naturan-

lage mit; — für die bildenden Künste ist eine Objectivität des leiblichen und geistigen Auges nöthig, die dem subjectiven jüdischen Charakter weniger angeboren war und noch nicht anerzogen ist. — Unter den mir bekannt gewordenen jüdischen Malerinnen (Wolff, Lobach, Rosenberg, Rosenwald, Block, Deppermann, Friedländer etc.) muss ich gestehen, haben mir hauptsächlich nur zwei und zwar zwei Portraitmalerinnen den Eindruck hoher Künstlerschaft gemacht, Meta Aronson und Marta Aronson. Letztere besonders stellte wiederholt Köpfe alter Frauen und Männer aus, die an feiner, scharfer Charakterzeichnung, hingebendster, liebevollster Ausführung nebst meisterhafter Farbengebung zu dem Schönsten gehören, das man im Portraitfach sehen kann.

Eine originelle Künstlerin, welche durch eine harmonische und technisch vollendete Verbindung von Stickerei und Malerei effectvolle Wirkungen erzielt, ist die Gattin des Vorstehers der israelitischen Gemeinde zu Dresden, Frau General-Consul Henriette Manckiewicz. Auch im Verein Berliner Künstler waren ihre vielbesprochenen Wandgemälde ausgestellt. Dieselben schildern in poetisch-grossartiger Auffassung in einem Cyclus von sieben Stimmungsbildern das Element des Wassers. Auf der letzten Pariser Weltausstellung, wo diesen Panoramen ein Ehrenplatz eingeräumt war, wurden dieselben von Kennern und Laien viel bewundert und trugen der fleissigen Künstlerin die Ernennung zum Offizier der französischen Akademie ein.

Auch Frau Emilie Bach, die sich um die Wiederbelebung der Kunststickerei verdient gemacht hat, muss zu den Künstlerinnen gerechnet werden. Als Leiterin der staatlichen Fach-

schule für Kunststickerei in Wien hat sie diese seit mehreren Jahrhunderten vernachlässigte Kunst auf eine neue Stufe der Vervollkommnung gehoben und durch zahlreiche Schülerinnen weiter verbreitet. Mit Unterstützung des damaligen Handelsministers gründete Emilie Bach diese Fachschule und errang so ausserordentliche Erfolge, dass die Schule in das Staatseigenthum überging und die Leiterin den Titel eines „k. k. Staatsbeamten“ erhielt. Bald wurden an vielen anderen Orten Oesterreichs und auch des Auslandes ähnliche Schulen errichtet und zahlreich besucht. Frau Bach hat ihre Kunst auch theoretisch in selbstständigen Schriftwerken behandelt, die vielfach übersetzt worden sind. Einige Jahre vor ihrem Tode — sie ist kaum fünfzig Jahre alt geworden — war sie mit ihrer besten Schülerin, der eigenen Tochter, beschäftigt, eine Reihe seltener geschichtlicher Kunstschätze der Hofburg, wie das berühmte Prachtbett Maria Theresia's zu restauriren. Die fleissige und begabte Frau wurde viel ausgezeichnet, u. A. auch mit dem goldenen Verdienstkreuz. — So ist denn der Gedanke, den tausendjährige Finsterniss und Verfolgung hatte vergessen lassen, glücklich von Neuem wieder aufgelebt: dass das Genie der Kunst im Judenthum von Alters her als „göttlicher Geist“ bezeichnet wurde.

„Siehe, ich habe namentlich berufen Bezalel, Sohn Uri's, vom Stamme Jehudah. Diesen habe ich erfüllt mit göttlichem Geist zur Kunstfertigkeit, Einsicht, Erfindung und allerlei Geschicklichkeit“. (2. Buch Mosis, Cap. 31, 2 u. 3.)



Sechszehntes Capitel.

Jüdische Schriftstellerinnen.

Wie wir schon im Capitel „Mehr Licht“ sahen, haben jüdische Frauen von Anfang an, als die Buchdruckerei erfunden war, das regste Interesse für Schriftkunde und Schriftstellerei gezeigt. Sie wurden Buchdruckerinnen und druckten Bücher Anderer und eigene Dichtungen und Abhandlungen, die meist religiösen oder lehrhaften Inhaltes waren. Lebensbeschreibungen verdienstvoller Männer, moralische Erzählungen, Legenden, Märchen für die Kinder und Unterhaltungswerke für die Jugend, beschäftigten Zeit und Sinn der jüdischen Frauen, die sich bewusst waren der Bedeutung guter Schriftwerke für die Ausbildung ihrer Kinder und für die Anregung ihrer Geschlechtsgenossinnen. Erweckung des religiösen Gefühls und bürgerlicher Tugenden bei Mann und Weib und Kind stand ihnen mit anderen weltlichen Interessen in erster Reihe.

Frau Litte aus Regensburg ist schon genannt; sie verfasste unter anderen Erzählungen auch eine vielgelesene: „Geschichte des Königs David“: Bella Hurwitz bewies in ihrer „Geschichte von der Ansiedelung der Juden in Prag“ eine

achtungswerthe Kenntniss zeitgeschichtlicher Thatsachen, Hannah Katz aus Prag zeigte viel Geschick und Geschmack in formgewandten Dichtungen im Minnesängerstil.

Als hellere Zeiten für die Juden anbrachen, und nicht Feuer und Schwert, sondern Wissensdrang sie in fremde Länder führte, da beginnen die Reisebeschreibungen und manche Frau hat sich als scharfsichtige Beobachterin von Land und Leuten gezeigt, und die gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen auch Anderen auf gefällige Weise nutzbar gemacht. Wer denkt dabei nicht der anmuthigen Schilderungen spanischer und italienischer Dichterinnen! Aber auch in England und Amerika, wo von jeher Frauen und Mädchen mehr Sicherheit im Auftreten und Selbstbewusstsein entwickeln durften, haben die Gattinnen und Töchter jüdischer Kaufleute oder Gelehrten, meist Abkömmlinge spanischer Flüchtlinge, die berühmte Dichter und Denker ihre Vorfahren nannten, — mit Vorliebe sich literarischem Wirken hingegeben. Wenn auch manches Talent darunter nur für den Familien- und Freundeskreis sann und dichtete, oder, wenn es sich getraute in die Oeffentlichkeit zu treten, dies unter dem Mantel einer strengen Anonymität geschah — (galt doch vor einem halben Jahrhundert noch die weibliche Schriftstellerei oft als ein „Unfug“ der gelegentlich sogar von der Kanzel scharf gegeisselt und verdammt wurde) — so haben allmählich auch diese Bedenklichkeiten der vernünftigeren Anschauung Platz gemacht, dass jegliches Können des Einzelnen nur eine neue Quelle zur allgemeinen Förderung der Volksseele eröffnet.

In diesem Sinne muss in erster Reihe einer jüdischen Frau gedacht werden, welche durch Lebensstellung ihres Gatten und

eigene persönliche Würde einen bedeutenderen Einfluss auszuüben vermochte, als es anderen, weniger durch Glück und Gunst der Umstände bevorzugten Frauen möglich wird: Lady Judith Montefiore — keine Schriftstellerin von Beruf, doch aus edelstem Herzenstriebe.

Judith ist 1784 in London als Tochter des Barons L. Cohen geboren und Schwester der Baronin Hannah von Rothschild Sie wurde die Frau des berühmten Menschenfreundes Moses Montefiore, der vor einigen Jahren als Hundertjähriger starb Sie bewies, wie eine Frau, welcher Religion sie auch angehöre durch Charakter und Bildung die ausgezeichnetste Stellung in der Gesellschaft einnehmen kann; mit Fürsten und Königinnen verkehrend, ohne je etwas von ihrer persönlichen Würde aufzugeben, wird sie als die geistige Urheberin fast aller der grossmüthigen Thaten bezeichnet, durch welche Sir Moses Montefiore einen Weltruf erlangte. Auch begleitete sie ihren Mann auf allen seinen Reisen. Beide waren zusammen in Rom, St. Petersburg, Marocco, Damaskus, Jerusalem. Von letzterem Orte, dem Wallfahrtsziel der Frommen aller Zeiten, entwirft sie in einer längeren Beschreibung ein wehmüthiges Bild — — „kein Ort hat so gelitten als Jerusalem, es ist mehr als wahrscheinlich, dass nicht das Geringste mehr übrig ist — — allein es bedarf in der That nicht der Ueberreste von Tempeln und Palästen, um hier Ehrfurcht zu erwecken, wäre hier auch noch weniger Wahrscheinlichkeit mit einigem Erfolge die Lage ehemaliger Gebäude zu ermitteln, so würde Jerusalem immer doch die Stadt bleiben, zu welcher ein frommes und nachdenkliches Gemüth mit tiefer Sehnsucht sich hinwendet. Das Gefühl für Jerusalem ist ähnlich

dem für den heimathlichen Ort unserer Kindheit, wäre dieser auch gänzlich dem Boden gleich gemacht, und fänden wir nach vielen Jahren zurückkehrend an dessen Stelle ein beackertes Feld oder eine öde Wüste, so würden doch dieselben Gedanken in uns aufsteigen, als stände jedes Gebäude noch vor uns und einen noch tieferen Eindruck auf uns machen, dass die Zerstörung so Alles daran vernichtet hat.“

Auch ihre zweite Reise in das heilige Land, welche sie in Folge der traurigen Ereignisse im Jahre 1840 unternahm, beschrieb Lady Montefiore in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Werk; hier spiegelt sich besonders ihr Bild als einer vorzüglichen Frau und Gattin. Viele solcher zum Theil anonymer Reisebeschreibungen, auch ausführliche Tagebücher, Briefsammlungen, entstanden auf Reisen, die sie meist zum Vortheil oder zum Schutz ihrer bedrängten Glaubensgenossen unternahm. Hier, in fernen Ländern sowol wie in der englischen Heimat, zeigte sie eine grenzenlose Wohlthätigkeit. Sie ist die Stifterin oder doch Förderin vieler gemeinnütziger Anstalten. Diese edle Frau sollte kein Mutterglück geniessen; sie starb kinderlos am Abend des jüdischen Neujahrsfestes am 24. September 1862 in London. Ueber ein halbes Jahrhundert lang war sie ihrem Gatten recht im Sinne der heiligen Schrift eine treue „Gehilfin“ gewesen.*)

Vor dem humanitären Wirken dieser Frau verschwindet fast ihre hohe persönliche Bildung und Vielseitigkeit. Sie sprach ausser englisch vorzüglich französisch, italienisch, deutsch und

*) Moses Montefiore errichtete ihr zu Ehren das theologische Seminar: „The Judith Montefiore Theological College“ in Ramsgate bei London.

noch andere Idiome. Im Besitz einer schönen klangreichen Stimme liebte sie es, als gute Jüdin, die Lieder und Festgesänge an Sabbath- und Feiertagen zu begleiten. Eine fromme, liebliche Sitte, die leider immer mehr unter den jüdischen Frauen abnimmt, so sehr sie auch Musik treiben und Gesangsstunden nehmen.

Ihre Nichte Charlotte Montefiore, äusserlich nicht so hervortretend, aber in der Stille nicht weniger wirkend und anregend, hat sich besonders verdient gemacht durch Unterstützung anerkennenswerther, idealer literarischer Bestrebungen. So gab sie u. A. in Gemeinschaft mit Miss Miriam Mendes Belisario verschiedene besonders auf das Judenthum bezügliche Theile der Werke von Grace Aguilar heraus. Ausserdem verfasste sie selbstständige Schriften unter denen: „Einige Worte an die Juden“ besonders bekannt geworden sind. Die Förderung der Wissenschaft des Judenthums fand in ihr verständnissvolle Bereitschaft.

Grace Aguilar — eine der poesievollsten Erscheinungen in literarischer, wie in rein menschlicher Beziehung!

Sie ist in Hackney in England im Juni 1816 geboren, als einziges Kind von Emanuel Aguilar, einem Abkömmling der in den mittelalterlichen Verfolgungszeiten aus Spanien nach England geflüchteten Familien.

Von Anfang an war Grace ein überaus zartes Kind, dessen Kräfte ängstlich geschont werden mussten. Sie empfing daher ihren Unterricht im Hause und entwickelte bei aller Vorsicht, mit der man sie vor jeder Ueberanstrengung zurückhielt, auffallende Lernbegier und Geistesgaben. Bücher waren dem Kinde das Liebste. Es hielt freiwillig eine bestimmte Ordnung der Zeit

ein, um sie recht auszunutzen. Der Trieb zu eigenen Kompositionen war unwiderstehlich. Schon mit sieben Jahren legte sie sich ein Tagebuch an. Zu zwölf Jahren schrieb sie ein Drama: „Gustav Vasa". Bald darauf folgte anonym eine Sammlung Gedichte.

Eine genaue Kennerin des Glaubens, in welchem sie geboren und erzogen ward, und eine innige Verehrerin der mosaischen Lehre, für die Tausende in den Tod gegangen waren, dichtete Grace „das Zedernthal" oder „Der Märtyrer", ein Roman, welcher die Schicksale der Juden in Spanien behandelt und der für ihr bestes Werk gilt. Ferner schrieb sie ein tiefreligiöses Buch: „Der Geist des Judenthums" und „die Vertheidigung Israels", welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die jugendliche Verfasserin lenkten. Dann erschien: „The Days of Bruce" eine aus der Geschichte Schottlands entnommene Erzählung in zwei Bänden. „Der jüdische Glaube", ein Buch, in welchem die Moralität der Juden in hellstes Licht gerückt ist. Ein zweibändiges biographisches Werk: „Die Frauen Israels" behandelt die berühmtesten Glaubensgenossinnen. „Häusliche Scenen" und „Herzensstudien" kennzeichnen schon durch ihren Titel die sinnige Richtung der jungen Dichterin, ebenso bezieht sich: „Einfluss des Hauses"*) und „Der Mutter Vergeltung", „Frauenfreundschaft" auf Familienleben und häusliches Glück. Mit einer „Geschichte der Juden in England" kehrte Grace Aguilar zu dem ihr am meisten am Herzen liegenden Thema wieder zurück

*) Das bereits vor länger als zehn Jahren die 36. Auflage erlebte. Auch die anderen genannten Werke sind 12—16 mal und darüber neu erschienen.

Ihre Werke sind viel gelesen und viel bewundert worden, doch hält mancher Leser und besonders manche ausländische Leserin, welche nur etwa „Einfluss des Hauses“ von ihr kennt, sie für eine fromme Christin, so weiss sie christliche Art und Tugend zu schildern und so spricht sich ihr eigenes religiöses Empfinden aus; sie besass eben trotz ihrer Jugend die künstlerische Objectivität, welche eine Christin christlich und eine Jüdin als echte Tochter Israels darzustellen vermag. Eine Herzensergründerin und Seelendarstellerin — besonders weiblicher Seelen — berechtigte sie zu den besten Erwartungen künftiger noch ausgereifterer Leistungen.

Diese Erwartungen haben sich nicht erfüllt.

Es erscheint als ein besonders tragisches Schicksal, dass dieses talentvolle Menschenkind in der Blüthe der Jahre dahinwelken sollte. Von jedem Ehrgeiz und jedem Eigennutz fern, nur beseelt von Verehrung zum Glauben ihrer Väter und von Liebe zur Menschheit, dichtete sie in eifrigem Schöpfungstriebe, und musste doch immer schonender mit sich selbst verfahren.

Je glühender der Drang zur Arbeit sie erfasste, desto mehr versagten die Kräfte. Traurige Familienereignisse warfen überdies ihre Schatten auf ihr empfängliches Gemüth. 1835 verlor sie den längst leidenden Vater, zwei zärtlich geliebte Brüder mussten ihrem Berufe in die Ferne folgen, so dass alle schweren häuslichen Pflichten neben der Pflege der immerfort kränklichen Mutter auf sie allein fielen. Das Verhältniss zu dieser ist besonders rührend. Noch rührender aber ist das Schicksal der Mutter selbst. Sie, die bisher Gepflegte, musste nun ihres Kindes Pflegerin sein und es hinsterben sehen. Sie begleitete ihre immer

hinfälliger und schwächer werdende Tochter nach Schwalbach, doch war Heilung nicht mehr möglich. Grace konnte kaum mehr sprechen, nur die schönen Augen wandten sich oft hindeutend nach dem Himmel; sie glich einer bereits Halbverklärten und entschlief sanft vor Schwäche am 16. September 1847 in Frankfurt a. M., wo sie begraben wurde. Ihre letzten Worte waren:

„Auch wenn er mich tödtet, will ich auf Ihn vertrauen.“ (Hiob 13, 15).

Ihre Mutter, Sarah Aguilar hat das Leben ihrer Tochter beschrieben und auch zu den verschiedenen Werken derselben erklärende Vorreden verfasst; von ihr erfuhr man erst, welch' ein vielbegabtes Mädchen Grace gewesen sei. Sie liebte die Musik, sang und spielte Klavier und Harfe. Von dem Ende der bedauernswerthen Frau die nacheinander soviel und zuletzt ihr Liebstes verlor, haben wir weiter nichts erfahren können.*)

Noch viele andere Engländerinnen, Jenny Lucas, Rosa und Annette Salomon, Mrs. Marion Hartog, bekannt geworden durch die Herausgabe von der „Romance of Jewish History“, „The Siege of Jotapata“ und die „Tochter des Propheten“ und Mrs. Levetus (Letztere Schwestern), Emma Lyons (Freude und Stütze ihres blinden Vaters). Mrs. Werthheimer, Mrs. Lewis Franklin, geb. Davis, Mrs. Cohen, geb. Emanine — Abigail Lindo (ist bereits unter den Sprachkundigen erwähnt), Sarah Davids und Andere haben in Wort und Schrift, in Beispiel und Vorbild gemeinnützig gewirkt. Besonders hervorgetreten

---

*) Die Hauptzüge dieser Skizze über Grace Aguilar sind dem Werk des H. S. Morais: „Eminent Israelites of the nineteenth century“ entnommen.

ist A. M. Goldsmid, Tochter des um die Emancipation der Juden in England verdienstvollen Isaak Lyon Goldsmid, und Schwester des 1878 verstorbenen Parlamentsmitgliedes Sir Francis Goldsmid.

Anna Maria Goldsmid. Durch Reisen und persönlichen Verkehr mit Männern der Wissenschaft vielseitig angeregt, wurde sie eifrige Hörerin populär-wissenschaftlicher Vorträge und Predigten; eine sorgfältige Vorbildung und ernstes Weiterforschen befähigten sie, ihre wissenschaftlichen Neigungen in eigenen Arbeiten zu bethätigen. Um unter ihren Glaubensgenossen neues Interesse für ihre Religion und Aufklärung über dieselbe zu verbreiten, übersetzte sie 1839 zwölf Predigten des Hamburger Kanzelredners Gotthold Salomon ins Englische. In der Vorrede sagt sie treffend:

„Wenn in religiösen Erörterungen die Mitglieder der verschiedenen Glaubensbekenntnisse nicht die Unterschiede, sondern die Uebereinstimmungen aufsuchen wollten, wie viel Feindschaft und wie viele Schmerzen, welche Gottes schöne Welt schänden, würden da verschwinden! Suchen wir daher einander kennen zu lernen, streben wir nach dem Verständniss für unsere Mitmenschen, wie wir nach der Erkenntniss Gottes streben, damit wir uns mit ihnen in allgemeiner Liebe und allgemeiner Verträglichkeit vereinigen.“

Auch gab sie später noch eine Uebersetzung der Vorlesungen von L. Philippson „über die Entwicklung der religiösen Ideen in Judenthum, Christenthum und Islam“ heraus; die zahlreichen geschichtlichen und belehrenden Randbemerkungen mit denen sie den Text begleitet, zeugen für ihr umfassendes Wissen.

Adelheid Goldschmidt, ebenfalls in London ansässig, eine vielseitig gebildete und liebenswürdige Frau, die sich besonders durch ihre Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter Achtung erworben hat! Von manchen ehrenwerthen, in hervorragender Stellung befindlichen Männern christlichen Bekenntnisses umworben, wies sie alle Heirathsanträge zurück, ja, was ihrem Mutterherzen sicher nicht leicht geworden ist, selbst Vergünstigungen ihrer Kinder lehnte sie entschieden ab, wenn die Bedingung eines Religionswechsels damit verbunden war. Sie zog eine minder glänzende und sichere Existenz einer gesellschaftlich bevorzugten Stellung vor, da sie diese mit einem Treubruch vor ihrem Gewissen hätte erkaufen müssen.

Eine in der Londoner Gesellschaft angesehene Frau ist ferner Lady Philipp Magnus geb. Emanuel, die Gattin des Generalinspectors sämmtlicher technischer Lehranstalten der Stadt London; die energische kleine Frau und fruchtbare Schriftstellerin, zeichnet sich besonders durch eine hingebende Fürsorge für den Unterricht der Kinder der ärmeren Klassen aus, die zum grossen Theil zu den wegen der Verfolgung aus Russland Eingewanderten gehören.

Nachträglich sei noch eine interessante Persönlichkeit erwähnt, welche sich nach einem unruhvollen Leben endlich in London niederliess: die Schriftstellerin Esther Gad, eine Frau von grosser Belesenheit und vielen Kenntnissen, die sie im Umgang mit bedeutenden Menschen vervielfältigte und vervollkommnete. Zweimal vermählt, erst in unglücklicher Ehe mit einem Kaufmann, dann mit Domeier, dem Arzt des Herzogs von Sussex, im Anfang der zwanziger Jahre stehend, voll Lebhaftigkeit und Wissbegierde, begleitete sie ihren Gatten auf seinen Reisen. Voll warmen

Gefühls für alles Schöne und Gute, durch Nachdenken und eigene trübe Erfahrung zu philosophischer Betrachtung geneigt, strebte sie nach Beseitigung der Vorurtheile gegen die Frauen im Besonderen und gegen die Juden im Allgemeinen.

In Amerika, wo auch beim weiblichen Geschlecht die freie Diskussion über Zeit- und Streitfragen weit mehr auf der Tagesordnung steht, als bei der alten etwas schwerfälligen Dame Europa, treten viele Mädchen und Frauen auf, die sich literarisch und gemeinnützig für Frauen- und Judenemancipation erwärmt haben. Es sind unter ihnen hervorragende Talente.

Rebekah Hynemann, geborene Gumpert, erblickte das Licht der Welt in Philadelphia, September 1812. Ein unwiderstehlicher Wissensdurst trieb sie von früher Kindheit an, sich in allen ihr zugänglichen Fächern zu unterrichten. Als Autodidaktin vermochte sie aus dem Französischen und Deutschen zu übersetzen. Ihr ernster Sinn und ihre Vorliebe für strengeres Wissen führten sie zur Erforschung der Geschichte der Juden. Sie trat zum Judenthum über. — 1834 vermählte sie sich mit Benjamin Hynemann, ein bedeutender freimaurerischer Schriftsteller. Nach fünf Jahren Wittwe geworden, sollte ihre Charakterstärke noch auf mannigfache Proben gestellt werden; sie verlor einen ihrer Söhne im Kriege, bald darauf den zweiten in der Gefangenschaft, nach vielen körperlichen Leiden starb auch ihre geliebte Schwester Sarah. So durch Kummer und Trübsal vielgeprüft, erhob sie ihre Seele im Studium der heiligen Schrift; ja, sie beschloss nach Möglichkeit auch Anderen ihre göttliche Eingebungen mitzutheilen. Ausser ihren zahlreichen Beiträgen für freimaurerische Zeitungen und anderen periodisch erscheinenden Veröffentlichungen

gab sie Gedichte heraus, von grosser religiöser Empfindung; besonders zeichnete sie gern biblische Frauen-Gestalten, ausserdem schrieb sie Märchen und Erzählungen für Kinder, die sich durch ihre eigenthümliche Frische und Liebenswürdigkeit, die Herzen der kleinen Welt eroberten; diese Frische und Eigenthümlichkeit waren auch der Persönlichkeit der Dichterin in hohem Masse eigen. Sie starb im J. 1875 von ihren vielen Freunden schmerzlich vermisst.

Emma Lazarus, die in der Vollkraft ihrer Jahre Dahingeschiedene, zeigte eine ebenso sympathische als energische Physiognomie. Sie war in New-York, den 22. Juli 1849 geboren. Zwischen ihrem 14. und 17. Jahre verfasste sie bereits Gedichte von unverkennbarem Talent; sie bewiesen die merkwürdige Frühreife ihrer Verfasserin, deren Reichthum der Phantasie und eine grosse Beherrschung der Sprache; 1871 gab sie einen zweiten Band Dichtungen heraus, die in England eine fast enthusiastische Aufnahme fanden. Grosse Blätter wie „Westminster Review“, „Atheneum“, „Illustrated London News“ u. s. w. brachten höchst anerkennende Besprechungen und prophezeiten der Verfasserin eine glorreiche Zukunft. Der Erfolg ermuthigte sie zu grösseren Versuchen; sie behandelte eine Zeit lang sagenhafte und mythologische Stoffe: „Orpheus“, „Tannhäuser“, „der Adonis-Garten“, „Reue“; — später übertrug sie synagogale Poesien spanischer Dichter in vorzüglicher Nachbildung. Interessant sind ihre Essays über diese Dichter mit Anführungen und Auszügen. — Am selbständigsten trat Emma Lazarus aber als vaterländische Dichterin auf. Die Wiederherstellung der Union begeisterte sie; als dieselbe zu Stande gekommen, feierte sie die Einheit und den Frieden zwischen den

Nationen mit dem edelsten Aufschwung ihrer reichen Begabung. „Helden“ nennt sich eines ihrer bekanntesten Gedichte. Als die patriotischen Wogen sich allmählich gelegt und auch das Gemüth der Dichterin sich wieder beschaulicheren Stoffen zuwandte, erwachte in ihr das Bedürfniss die biblischen Schriften, besonders die Psalmen im Urtext zu lesen. Sie lernte mit Feuereifer die hebräische Sprache und war bereits nach vier Monaten im Stande den hebräischen Text zu verstehen. Ein längeres Leben hätte gewiss noch manche Frucht ihres Talents zur Reife gebracht!

Penninah Moïse erwarb sich die Verehrung aller die sie kennen lernten, durch die herzlich frommen Dichtungen, welche die Eigenthümlichkeit gerade dieser Dichterin bilden. Ihre Hymnen für die Synagoge zu Charlestown machten grossen Eindruck; sie sind von bedeutenden Gelehrten warm gepriesen und zum fleissigem Vortrage empfohlen worden.

Noch manche andere tüchtige jüdische Schriftstellerin wäre hier zu nennen, Amerikanerinnen wie P. M. Cohen, Mary Cohen in Philadelphia, Karoline Harby, Miss Manaham, Rebekka Levy, Ella Levy (die auf der westindischen Pflanzung ihres Vaters von der trefflichen Mutter fast ohne Hilfsmittel, dennoch mit grosser Sorgfalt erzogen wurde und sich später durch „jüdische Novellen“ bekannt machte), Mrs. J. Hart; eine andere Mrs. Hart, welche seit September 1875 den literarischen Theil des in New-York erscheinenden „Hebrew Leader“ redigirte.

Auch Julienne und Pauline Bloch (Pereyra), Töchter des Samson Bloch in Paris, waren Mitarbeiterinnen von Zeitungen. Beide lieferten Beiträge für die von ihrem Vater herausgegebenen

und redigirten: „Univers iraelite“ und für andere Journale. Julienne ist ferner bekannt geworden durch ihre geistreich-graziösen „Lettres d'une Parisienne“. Vor ihnen wirkte eine deutsche Jüdin in New-York eine Reihe von Jahren als umsichtige Redactrice eines grossen Blattes: Anna Ottendorfer, welche mit ihrem ersten Manne 1836 nach Amerika ging, die Wochenschrift „Staats-Zeitung“ ankaufte und in die nunmehr täglich erscheinende: „New-Yorker Staatszeitung“ umwandelte; sie redigirte dieselbe gemeinsam mit ihrem Manne und brachte sie zu grossem Ansehen. 1852 starb ihr erster Gatte; erst nach einer Reihe von Jahren entschloss sie sich zu einem zweiten Ehebunde. Anna behielt aber nach wie vor die thätigste Mitarbeit an dem Blatte und wirkte besonders im Sinne einer aufklärenden Humanität. Unermüdet practisch schaffend und fördernd, verwendete sie obendrein alle ihr verbleibende Zeit und Kraft auf Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, deutscher Schulen, Hospitäler und anderer wohlthätiger Institute, in New-York, Milwaukee, Jersey City, Brooklyn, Hoboken, u. s. w. — Sie that aber auch im Geheimen, an verschämte Arme, an Kranken und Leidenden und Unterstützungsbedürftigen jeder Art so viel Gutes, dass als sie 1884 starb, ihr Tod für Viele einen unersetzlichen Verlust bedeutete.

In Italien (Venedig) war u. A. Eugenia Pavia-Gentiluomo (Fortis) als Berichterstatterin inländischer Zeitungen und Correspondentin auswärtiger Journale thätig. In Venedig lebte noch eine andere interessante literarische Persönlichkeit: Flora S. C. Raudegger (Friedenberg) aus Triest gebürtig; ich komme auf sie noch zurück. Allerorten wagen sich jetzt Vertreterinnen geistiger Berufsarten hervor. Während sie in Amerika die Kanzel

betreten (Ray Frank) und Zeitungen redigiren, beschränken sie sich in Deutschland noch auf literarische Erzeugnisse, die in der abgeschlossenen Häuslichkeit verfasst, dennoch allgemein sociale Fragen berühren. Ein solches Buch betitelt sich: „Rebekka und Amalia, Briefwechsel zwischen einer Israelitin und einer Adeligen über Zeit- und Lebensfragen". (Leipzig 1847).

Die Verfasserin war Johanna Goldschmidt, Mutter von Otto Goldschmidt, Schwiegermutter der „schwedischen Nachtigall" Jenny Lind. Johanna, in Schrift und That die edelste „Emanzipirte" die man sich nur wünschen kann, hat auch noch Anderes verfasst: „Mutterfreuden und Muttersorgen", ein zwei Bände starkes Werk mit einer Vorrede von Diesterweg (1849), ausserdem hat Johanna Goldschmidt ungemein viel für die Fröbelschen Ideen gethan, ohne gerade einer extremen „Fröbelei" zu huldigen; sie selbst gründete und leitete in Hamburg Fröbelvereine in den, kindlichen Fähigkeiten und Bedürfnissen angemessenen Grenzen.

In Hamburg lebte Therese Warendoff, Dichterin israelitischer Gesangbuchlieder, begeisterte Lobrednerin alles Guten und Edlen. Sie starb 60 Jahre alt, 1865.

Zweier jüdischen Schriftstellerinnen sei noch etwas ausführlicher gedacht, da sie eine Zeitlang zu den gelesensten Autorinnen innerhalb ihrer Kreise gehörten, und neben bemerkenswerther Begabung einen erstaunlichen Fleiss entwickelten.

Regina Frohberg beherrschte eine lange Zeit die Spannung ihrer leselustigen Verehrer und neugierigen Verehrerinnen. Sie war in Berlin geboren, 1783, Tochter des B. Salomon, geschiedene Friedländer. Fast Jahr für Jahr liess sie ihre Romane erscheinen,

oft mehrbändige, umfangreiche Werke. Sie besass ein ausgesprochenes Darstellungstalent, welches auch seine Wirkung auf die Gemüther nicht verfehlte; ihre Bücher wurden viel gelesen — aber sie liess ihrem Talente keine Zeit zur Reife zu kommen.

Bedeutender ist (die bereits erwähnte) Rahel Meyer geb. Weiss. Nach mehreren literarischen Versuchen liess sie im Jahre 1853 den dreibändigen Roman: „Zwei Schwestern" in Berlin erscheinen, von dem Alex. Jung urtheilte; er sei einer der herrlichsten „Schöpfungen auf dem neuesten Literaturgebiet dieses Genres". Sie schildert darin aus dem vollen Leben gegriffene Gestalten, zwei Schwestern die in Charakteranlage gänzlich verschieden, die ergreifendsten psychologischen Berührungs- und Trennungsmomente erleben; ihr eigenes Verhältniss zur zärtlich geliebten, aber ganz anders als sie gearteten Schwester gab ihr reichen Stoff zur künstlerischen Darstellung. Dem Roman folgte: „Wider die Natur", eine biographische Skizze: „Rahel", andere Skizzen und viele Novellen, endlich: „In Banden frei" — ein Denkmal für ihre Freundin, Lina Davidson.

Lina Davidson, ein der Rahel Levin ähnliche Natur, doch ohne deren Treubruch an der Religion der Väter, eine geistvolle Frau und ein ernster, dem Idealen zugewendeter Sinn, besitzt in so fern eine geistige Mitarbeiterschaft an dem Roman als sie die schönsten und tiefsten der darin niedergelegten Gedanken, gesprächsweise ihrer Freundin mitzutheilen pflegte; diese solcher Art ungezwungen und unwillürlich entstandenen Aeusserungen einer charaktervollen Denkerin zeichnete nun Rahel auf, zu eigener und Anderer Anregung und Erhebung. Eine solche Sammlung Aphorismen sind in dem Werk: „In Banden frei" verstreut und

bilden einen Hauptreiz desselben; in ihm wird der Nachweis geführt, dass ein ganz treues Festhalten an den Ueberlieferungen des alten Bundes die Bekenner desselben in keiner Beziehung in irgendwelchen Widerspruch mit den höchsten Anforderungen des politischen und sozialen Lebens bringt. — Männer wie Joh. Jakoby, Fr. Hebbel, H. Lorm, Kompert, Mosenthal, Mundt, Mügge, Gutzkow, Zunz, Bernstein und andere interessante Persönlichkeiten mehr standen mit der Verfasserin von: „In Banden frei“, in Briefwechsel oder gingen bei ihr aus und ein. Ergötzlich erzählt Rahel wie oft die Lehrer sie in der Schule unwissentlich gekränkt hätten, weil sie zweifelten, dass sie wirklich allein jene von Wissen und Geisteskraft zeugenden Aufsätze und Arbeiten verfasst habe. In glücklichster Ehe verheirathet, überwachte sie selbst die Arbeiten ihrer Kinder und gründete überdies eine Armenschule und lehrte selbst mehrere Stunden täglich an derselben. Auch schwere Schicksalsschläge trafen die seltene Frau. Der Tod der heissgeliebten Schwester, der Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes erschütterten sie tief. Doch fand sie auch reichen Trost in dem beglückenden Umgang mit ihrer Freundin Lina und in der Theilnahme so vieler sie hochachtenden Menschen. Sie starb — als treffliche Gattin, Mutter, Freundin und Jüdin tiefbetrauert — in Berlin 1874.

Eine der vorigen Geistesverwandte in thatkräftiger Antheilnahme an den Interessen der Glaubensgenossen, im Kampf gegen die Vorurtheile der Unwissenden und die Anfeindungen Uebelgesinnter ist Henriette Oppenheimer. Doch ihr äusserliches Leben verlief ganz verschieden von dem buntbewegten Dasein Rahels, inmitten eines grossen Familien- und Gesellschaftskreises.

Dafür besass sie die Freundschaft edler Geister wie Uhland, Rückert, Michael Beer, Gabriel Riesser, u. A. Henriette — 1807 in Stuttgart geboren — war ein zartes gebrechliches Geschöpf, von ihrem 6. Lebensjahre schwach und theilweise, (später ganz) gelähmt; von den trefflichen Eltern sorgfältig behütet, von Gott mit einer elastischen Natur begabt, die mit stiller Frömmigkeit vereint, sie ihre Leiden in fast heiterer Fassung ertragen liess, suchte sie im Lernen ihren besten Trost; auch fand sie innige Befriedigung darin, ihrem blinden Vater viel vorzulesen und sich an guten Mustern immermehr heranzubilden. Sehr bald befand sie sich selbst in voller dichterischer Thätigkeit. Durch ernstes Studium der Weltgeschichte und besonders der Culturgeschichte des jüdischen Volkes gewann sie einen Einblick, der sie zuweilen tief traurig machte. Zwanzig Jahre alt verfasste sie das schöne Gedicht: „Sei getreu bis in den Tod.“ — Der Religion der Väter von ganzer Seele ergeben, erwies sie sich ihr Lebelang als tüchtige Jüdin und ernste, prüfende Denkerin. 1832 gab sie „Gedichte“ heraus, ein Jahr darauf: „Bilder und Lieder“, — dann „der Kettenschmied“, ein Märchentraum, eine neue Sammlung Gedichte 1835, später „Erzählungen“, denen sie 1841 eine neue Auflage folgen liess. 1881 starb sie in Regensburg bei einer ebenfalls hochbejahrten Schwester. Eine Nichte Henrietten's ist Frau Elise Levy, geborene Henle (Schwester des berühmten Physiologen Professor Henle), die Verfasserin des vielbesprochenen Preislustspiels: „Durch die Intendanz“. Recht wie Volkslieder hören sich einige der Dichtungen Henriettens an; ein ganz kurzes Gedicht: z. B. „der Quell der Lieder“ lautet:

„Hörst Du das Lied der Vögelein
Die Waldnacht hell durchdringen?
Wie froh muss doch ihr Herze sein,
Dass sie so lieblich singen!“

Vielleicht! doch lieblich auch und hell
Singt oft ein Herz voll Wunden;
Schmerz ist der reichste Liederquell
Der Waldesnacht hier unten.

Die erste rein lyrische Dichterin die Deutschland jetzt wol besitzt — Elisabeth Glück — (Betty Paoly) — ist ebenfalls eine Jüdin, wie die durch reiche Personalkenntniss ausgezeichnete Herausgeberin der „Frauen des 19. Jahrh.“ mir mittheilte. Elisabeth (eigentlich Barbara Grund) ist am 30. Dezember 1815 in Wien als Tochter eines israelit. Arztes geboren; sie war eine Zeitlang Gesellschaftsdame der Fürstin von Schwarzenberg und unter den Dichterinnen Oesterreichs als erste längst anerkannt. Schon 1845 erschien eine zweite Auflage ihrer „Gedichte“; eine weitere Sammlung betitelt sich: „Nach dem Gewitter“ und kennzeichnet die weiche wehmüthige Stimmung der Dichterin. So liess sie im Lauf der Jahre viel „Lyrisches und Episches“ erscheinen; auch „Romanzero“ — Novellen: „Die Welt und mein Auge“ — welche gefühlvolle Naturschilderungen enthalten. Ausserdem aber verfasste sie Erzählungen in Prosa und schreibt feinsinnige Literaturberichte für Wiener Zeitungen; auch stiftete sie der genialen Julie Rettich durch ihre Biographie ein unvergängliches Denkmal. Vielseitig und voll Verständniss für alles Grosse und Originale hat sie 1865 über: „Wiens Gemälde-

sammlungen in ihrer kunsthistorischen Bedeutung und zehn Jahre später über Grillparzer und seine Werke“ geschrieben. „Es geht in Israel die Sage“ — beginnt eines ihrer schönsten Gedichte, das sie für die Ueberschwemmten in Böhmen 1845 dichtete, ein anderes lautet: „Gleichheit“ und ist für den demokratischen Sinn sowol als für das tiefe Mitgefühl einer Tochter Israels charakteristisch.

Gleichheit.

Nimmer werde mir ein Glück gegeben,
Das nicht Alle, Alle, die da leben,
Ueberströmt mit gleichem, tiefem Heil!
Tragen will ich, dulden und vermissen,
Lieber als um einen Segen wissen,
Der nicht aller Kreatur zu teil.

Keinen Vorzug will ich vor den anderen,
Nicht auf weichen Blumenpfaden wandern,
Während ihre Bahn durch Wüsten geht,
Und nicht treten in die Himmelshalle,
Wenn die goldne Pforte nicht für Alle
Aufgethan und weit erschlossen steht.

Denn ein Vorzug mir allein gegeben,
Müsste mich mit bitterer Schmach durchbeben,
Und ich litte in der Freude Schoss
Du — für die im Innersten ich brenne,
Meine Menschheit! keine Gnade trenne
Von dem Deinen Deines Kindes Los.

Fanny Neuda (geb. Schmiedl) hat lyrische, aber besonders auch religiöse Dichtungen veröffentlicht. Am bekanntesten ist ihr von Fachgenossen warm anerkanntes und empfohlenes „Gebetbuch für Männer und Frauen israelitischen Glaubens“, das vor Jahren bereits die vierte Auflage erlebte. Ferner gab sie „Stunden der Andacht“ heraus, die seit 1854 in stets verbesserter Auflage wieder gedruckt worden sind.

Wie viele begabte jüdische Schriftstellerinnen wären noch zu erwähnen, wenn es möglich wäre sie alle und ihre Werke zu kennen! Nur einige Namen mögen noch folgen, da in der That Raum und Gelegenheit fehlt, ihnen in Ausführlichkeit gerecht zu werden.

Johanna Cohn, Rebekka Wolf, Dorothea Elsasser, Rebekka Friedländer, Friederike Kempner, Rosa Arnstein, Karoline Deutsch, Rosa Warrens (in Berlin), aus früherer Periode her eine interessante Frau Halle, Anna Forstenheim — sie und Andere, haben sich entweder durch Wissen, oder durch Können, oder durch Beides ausgezeichnet.

Von neueren Schriftstellerinnen mögen Jenny Wilda, Rosa Barach, Frau Selig, Ottilie Bach, Jenny Bach, Ottilie Bondy (geb. Jeiteles) genannt werden; Meta Benfey gab hinterlassene Schriften ihres Vaters heraus und schreibt kritische Essays. In weiteren Kreisen gefällt die flüssige wenn auch flüchtige Art Lola Kirschners (Ossip Schubin), welche picante Stoffe picant darzustellen liebt. Die Schaar jüngerer und jüngster jüdischer Feuilletonschreiberinnen, Novellen- und Romanschriftstellerinnen, welche heutzutage zum grossen Theil das Unterhaltungsbedürfniss des lesenden Publikums befriedigt, hier zu kennzeichnen, wäre

um so weniger am Platz als die meisten dieser Damen nicht mehr mit der früheren jüdischen Neigung erfüllt sind, in ihren Dichtungen der Gattentreue, Mutterliebe und Religiosität zu huldigen; sie glauben im Gegentheil, den modernen (oft nicht verstandenen) Stichwörtern: „Naturalismus“, „Realismus“ gemäss, recht viel „Picantes“, „Sensationelles“, Schwüles und Schwülstiges schildern zu müssen; — der Ehe- und Treubruch ist ein Lieblingsthema geworden, ein ganz und gar unjüdisches! — zudem schreiben viele unter erfundenen Namen, die ihnen besser klingen als die Namen ihrer Väter und Gatten, und diese werden es kaum gern sehen wenn ich hier ihre Maske lüfte; es gelüstet mich auch nicht ihr wahres Gesicht zu sehen oder zu zeigen.

Vielmehr will ich dieses Capitel mit einigen Worten über eine jüdische Dichterin schliessen, die interessant und fesselnd zu schreiben verstand, ohne dass sie im Geringsten unweiblich oder auffällig sein zu müssen glaubte.

Minna Kleeberg, deutsche Schriftstellerin in Amerika, Tochter eines Arztes, in Elmshorn (Holstein) 1841 geboren. Sie bekundet besonders in patriotischen und politischen Gedichten ein eigenartiges Talent; ihr Lied vom Salz (gegen die Salzsteuer gerichtet) ist in weiteren Kreisen durch einen charakteristischen Vorgang bekannt geworden; in einer literarischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. kam das Gespräch auf die Juden und es wurde die Behauptung ausgesprochen, dass es den Juden an poetischem Talent fehle; da verlas Rittershaus ein Gedicht „vom Salz“, das einstimmige Bewunderung fand; gross war die Ueberraschung als er eine Jüdin als Verfasser nannte. Während des französischen Krieges hat Minna Kleeberg die patriotischen Gefühle der in

Amerika lebenden Deutschen in begeisterter Mitempfindung Ausdruck gegeben. Diese Gedichte trugen ihr u. A. von Bismarck selbst eine directe warme briefliche Anerkennung ein. Einige ihrer schönsten religiösen Gedichte betiteln sich: „Die Westmauer des Tempels“, „In Gottes Namen“, „Im Ebenbilde Gottes“, — ferner verdienen besonders ihre Gedichte „Schach“, „Dichterweihe“ genannt zu werden. Ihrer angestammten Religion mit Eifer ergeben, hat sie auch viel gegen den Antisemitismus geschrieben, der ihrem klaren Verstande und ihrem warmen Herzen als die schmählichste Verirrung und Verrohung eines Theiles ihrer Zeitgenossen erschien.



Siebzehntes Capitel.

Jüdische Wohlthäterinnen.

Fürst Heinrich XIV. von Reuss-Greiz, welcher mit Marianne Meyer aus Berlin vermählt war und Prinz Radziwill der nahe Verwandte des preussischen Königshauses, der Marie Felix zur Gattin erkor, hatten viele Nachahmer. Unzählig sind die Aristokraten, welche sich glücklich schätzten die Hand schöner, reicher und geistvoller Jüdinnen zum Ehebunde zu erhalten; sie zu nennen würde ein kleines Buch füllen.

Prinzessinnen und Fürstinnen (della Rocca, de Rivoli, von Polignac, Sachsen-Coburg-Gotha, Sayn-Wittgenstein, etc. etc.) Herzoginnen (de Richelieu, Decazes, Massena, Worniecki (Marie Epstein) etc.), Gräfinnen (Batthyani, Baudissin, Dohna, v. Hake, v. Hardenberg, Holynski, Pourtales, Orssich u. A. mehr), von einfachen Baroninnen und schlichten Frauen „von" garnicht zu reden, haben als Töchter von jüdischen Nähmaschinenfabrikanten, Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Bankiers, Musikern, Künstlern, Cantoren und Professoren für ihre bürgerlichen Wohnungen fürstlich-feudale Stammsitze eingetauscht, oder sind von der Bühne oder dem Conzertsaal her in Fürsten- und Grafenschlösser übergesiedelt;

die letzterwähnten Damen der Bühne, deren ganze Existenz so sehr auf Spiel und Schein angelegt war, setzten dieses Scheinwesen gewissermassen in neuen Rollen fort, — ohne sich deshalb immer glücklicher zu fühlen. Bei Vielen, besonders der ersten Gruppe ehrbarer Töchter, folgte oft bittere Enttäuschung, als Strafe für die Eitelkeit, den ererbten bescheidenen Vatersnamen für einen prunkenden Titel hinzugeben, — einen Titel, der manches Mal nichts Anderes mehr war, als ein hübsches Etiquett auf verdorbener Waare. — Unter den Herren Grafen und Baronen haben Manche mehr speculativen Witz entwickelt als ihre jüdischen Schwiegerväter: sie erhielten schöne, jungfräuliche Gattinnen und Gelegenheit die verblassten Wappenschilder neu aufzugolden — aber die jungen Frauen, die sich — wie oft! — um das ersehnte Lebensglück betrogen sahen!

Es ist dies ein wunder Punkt . . . indessen ist zu hoffen, dass die kindliche Vorstellung, als ob der Adel eine besonders verehrungswürdige Menschensorte sei, allmählich der vernünftigen Anschauung weichen wird, dass nur die sittliche Leistung den wahren Adel des Menschen bildet.

Erfreulich sind die Ehen aus wirklicher, echter Neigung die nach Stand und Namen nicht fragt, wie jene des Bruders der Kaiserin von Oesterreich (Prinz Ludwig von Bayern) mit der Juwelierstochter Henriette Mendel. Jene Prinzessin von Sachsen-Coburg-Gotha, die in Dieppe gestorben ist und mit königlichen Ehren auf dem Montmartre zu Paris begraben wurde, war Constanze Geiger (geb. in Wien 1836) die seit 1862 in glücklicher, mustergiltiger Ehe lebte, mit dem Prinzen Leopold von

Sachsen-Coburg — einem Neffen des verstorbenen Prinzen Albert von England.

Eine glückliche Ehe führte auch Lady Hannah Roseberry obwol ihr Gatte einer anderen Confession angehörte. Sie war die Tochter und Erbin des verstorbenen Baron Meyer von Rothschild, des nach allen Seiten freigebigen Besitzers von Mentmore. Ihre Mutter, eine geborene Juliana Cohen, war eine Nichte der Baronin N. M. von Rothschild und die älteste der drei Töchter des wohlbekannten Isaac Cohen, eines Sohnes von Levi Barent Cohen. Mr. Isaac Cohen war seiner Zeit einer der rührigsten Männer in der jüdischen Gemeinde und besonders hervorragend in der Verwaltung der grossen Synagogen-Angelegenheit, sowie in der Entwicklung der jüdischen Freischule. Er heirathete eine Tochter des Phineas Samuel, durch welchen die Gräfin sich unter die Abkömmlinge des berühmten Saul Wahl rechnete, der nach einer Familienlegende einen Tag als König von Polen regierte. Die verstorbene Baronin Juliana v. Rothschild, wie alle Mitglieder ihrer Familie, bezeigte ein tiefes Interesse an menschenfreundlichen Unternehmungen, und ihre Tochter erbte alle ihre Eigenschaften nach dieser Richtung hin. Besonderes Interesse nahm sie an der Taubstummenanstalt, deren Begründerin ihre Mutter war, und sie trat auch in die Fussstapfen ihrer Eltern, indem sie sich der Bewegung für eine bessere Ernährung anschloss. Bei der Bildung der Königin-Viktoria-Jubiläumsstiftung für Pflegerinnen ernannte Ihre Majestät die Gräfin als Anerkennung ihrer Verdienste zur Präsidentin von Schottland. Eine andere Einrichtung, der sie auch ihre Hilfe und Sympathie zuwandte, war die Schottische Gewerbehausvereinigung, an der sie auch als

Präsidentin fungirte. — Ihr Haus war, wie sich denken lässt, ein Sammelpunkt der Notabilitäten auf allen Gebieten. Ihr Eheleben, dem vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, entstammen, war ausserordentlich glücklich, und sie begeisterte auch ihren Gatten zur Sympathie für das jüdische Volk. (Zeitung d. Judenth.)

Dass die Gemahlinnen reicher Finanzbarone einen grossen, ja oft grossartigen Theil des erworbenen Vermögens zur Linderung der Armuth und jeglichen Elends beisteuern, ist bekannt; kürzlich starb in Köln eine solche Spenderin, die den Ueberfluss zum Segen wandelte: Baronin von Oppenheim, welche alljährlich die Zinsen von 50000 Mk. aus ihrer Stiftung an die Armen verausgabte; zunächst gelangen sechs Doppelwaggons Kohlen zur Vertheilung; ferner bekommt jeder Bedürftige baares Geld, ausserdem erhalten Nothleidende während des ganzen Winters Essen aus dem Krankenhause; eine Einrichtung, welche besonders von den Arbeitsuchenden und in ihrer Zeit durchaus beschränkten Frauen als eine wahre Wohlthat empfunden wird. Nebst Linderung offenkundiger Noth ist es die Sorge um die Kranken, welche manches jüdische Frauenherz zu Hilfeleistung antreibt, so hat die Gattin des Barons Edmund Rothschild in Paris, Frau Adelaide Rothschild in Safed ein Hospital errichtet; mehr noch als der ihr vom Sultan verliehene Schefakatorden wird sie die Thatsache erfreut haben, dass auch andere Frauen für die Leidenden der von europäischer Cultur kaum gestreiften Gegenden Interesse gewinnen; so wurde neuerdings u. A. Frau Louise Aschkenasi als Gründerin eines Kinderhospitals in Odessa genannt.

Doch für wirklich mildthätige Frauen bedarf es nicht einmal des eigenen oder des Vermögens ihrer Männer, um Gutes zu stiften. Man weiss, wie rege die Phantasie des weiblichen Geschlechts ist allerlei Wege und Mittel auszufinden, wenn es die Förderung eines guten Zweckes gilt. Auch das in idealen Bestrebungen als „kühl“ und „egoistisch“ beleumundete Amerika geht oft mit gutem Beispiel voran. Ehe noch Deutschland an die sich jetzt so imponirend entwickelnde Vereinsthätigkeit dachte, wurde in Philadelphia 1782 eines der glücklichen und beglückenden Menschenkinder geboren, die sich zu jenen Charakteren entwickeln, welche eine Daseinsberechtigung nur in schöner und sittlicher Lebensführung erkennen.

Rebekka Gratz entstammte einer einfachen aber durch Wissen hochangesehenen Familie, die sie in ihrer Ausbildung in jeder Weise zu fördern suchte. Bei allen ihren Fähigkeiten und Kenntnissen jedoch, besass sie eine ausserordentliche Bescheidenheit und eine ungesuchte Liebenswürdigkeit des Benehmens, die ihr treue Freunde für das Leben erwarb. Umgang und Lebensstellung wiesen sie bald auf eine practische Thätigkeit hin. Voll Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, lag ihr besonders am Herzen, die Kenntniss über die Lehren und die Lehre des Judenthums zu verbreiten. Sie gründete zu diesem Zweck die israelitische Sonntagsschule in Philadelphia, die erste Anstalt dieser Art in Amerika und leitete dieselbe durch zwei und dreissig Jahre als selbständige Directorin mit Umsicht und Opferwilligkeit. Ferner war sie die Mitbegründerin der „Weiblichen Wohlthätigkeitsgesellschaft“, des jüd. „Pflegehaus“, der „Gesellschaft für Feuerung“ etc. — In der Nähschule und Volksküche hat sie

Jahrzehntelang das anstrengende Amt der Schriftführerin zu allseitiger Zufriedenheit ausgefüllt. Ohne Unterschied des Glaubens und der Confession wirkte sie auch nach Kräften für ein Waisen- und Wittwenhaus in Philadelphia, aber ihre tiefste Liebe gehörte doch dem Volk, dem sie abstammte, was sie schon äusserlich durch regelmässigen Synagogenbesuch und pietätvolle Beobachtung frommer Gebräuche bekundete.

Emma Mordecai, eine schüchterne aber doch energische und ausdauernde Natur, welche vor Hindernissen nicht zurückschreckt, erwarb sich grosse Verdienste als Oberaufseherin einer israelitischen Religionsschule in Richmond. Sie, und Alice Dalsheimer, Directorin einer jüdischen Mädchenschule in New-Orleans und manche andere Gesinnungsgenossin im In- und Auslande (Fanny Reichenheim, Caroline Hirschfeld, Julie Schlesinger in Wien, Therese Meyer, geb. Weigersheim, ebendaselbst, Frau Hirsch-Kollisch, die aus eigenen Mitteln 1844 in Nikolsburg eine Taubstummenanstalt gründete, die dann erweitert, 1853 nach Wien verlegt wurde) — sie alle beweisen wie auf dem fruchtbaren Arbeitsfelde der Humanität die Frau auch ohne schöpferische Talente durch Fleiss und Thatkraft segensreich wirken kann. Die genannte Taubstummenanstalt umschliesst jetzt mehrere hundert Zöglinge. Frau Julie Schlesinger welche 1888 schon fünfunddreissig Jahre lang als Vorsteherin dem Institut ihre besten Kräfte weihte, ist bei Gelegenheit ihres fünfundzwanzigjährigen Jubiläums vom Kaiser von Oesterreich mit dem goldenen Verdienstkreuz für gemeinnütziges Wirken ausgezeichnet worden.

In Wien lebte auch (und starb 1861) die Tochter des kaiserlichen Hof- und Legationsrathes im Ministerium des Auswärtigen Amts Karl Ritter von Weil (der erste jüdische höhere Staatsbeamte in Oesterreich), Lina, nachherige Gattin des Dichters S. H. Mosenthal; sie war durch ihre Herzensgüte weit und breit beliebt und gründete die wohlthätige Stiftung für arme Wöchnerinnen.

So bleibt die Sorge für die Hilflosen oder Armen, für die Kinder oder die Alten der Frauen liebste Domaine, Erweckung moralischer oder religiöser Impulse ihr angeborener Trieb. In Deutschland vermag die Frau nicht die Rednertribüne oder die Kanzel zu besteigen, wie es in Amerika unlängst geschah (da hat am jüdischen Versöhnungstage in Spokane Falls U. S. eine Miss Ray Frank zum ersten Male die Kanzel betreten und gepredigt. Der Gottesdienst wurde nach dem Ritus des Tempels Ahawoth Chesed in New-York abgehalten. Die feierliche Beredsamkeit der Predigerin hatte den Erfolg, dass nunmehr eine ständige Congregation gebildet wurde): in Deutschland, England u. s. w. ist es dagegen die ausgebildete Vereinsthätigkeit, welche den jüdischen Frauen Gelegenheit gibt, Zeit, Kraft und Liebe in den Dienst der Menschheit zu stellen.

Vor mir liegen Jahresberichte wohlthätiger jüd. Anstalten aus verschiedenen Hauptstädten Europa's, auch aus Jerusalem. Bemerkenswerth ist, dass ausser den Asylen für Arbeiterinnen, Kinder, arme Wöchnerinnen, mittellose Durchreisende, den Feierabendhäusern für alte Lehrerinnen, den Dienstmädchenherbergen u. s. w. und abgesehen von allen Krankenhäusern, Ferienstationen für arme kränkliche Schulkinder nebst Badekuren

und unentgeltlichen Erholungsreisen, etc. — ein Hauptaugenmerk auf den Unterricht gewendet ist. Da giebt es überall — auch in Palästina — ausser Näh- und Kochschulen für die Mädchen, Ackerbauschulen für beide Geschlechter, desgl. Handfertigkeitskurse, Werkstätten für aller Art Handwerk, Vereine zur Beförderung der Gartenkunst, der Gesundheitspflege, für die Ausbildung tüchtiger Dienstboten, und andere mehr. Nachweisungsbüreaus, Pfennig- nnd Vorschusskassen sollen den jungen Leuten helfen sich eine Existenz zu gründen, Werkstätten anzulegen, Handwerkszeug anzuschaffen, u. s. w. Daneben finden sich auch Vereine für „Rettung verwahrloster Mädchen", zur „Aufsicht unmündiger Strafentlassener". Natürlich gibt es überall Volksbibliotheken und die mannigfachsten Vorrichtungen zur Verbreitung von Volksbildung und zur Anregung des Selbststudiums.

Die Listen der zahlenden jüd. weibl. Vereinsmitglieder weisen manche erstaunliche Leistung an persönlicher Opferwilligkeit auf. Die Details zu berühren ist meine Sache hier nicht, ich darf aber bekennen, dass ich oft überrascht und gerührt war; wer weiter nichts von dem Charakter der jüdischen Frau erfährt, als das was er durch gelegentliche Blicke in solchen Stoss Jahresberichte entdeckt, wird vor der still und verborgen wirkenden Grossherzigkeit ernste und nachdenkliche Hochachtung empfinden.

Unzählig sind ausserdem die interconfessionellen gemeinnützigen Anstalten an denen Jüdinnen mit christlichen Gesinnungsgenossinnen zusammen regsten Antheil nehmen. Auch hier beweisen sie sich als die freigebigsten Spenderinnen und wenn man liest, dass z. B. Frau Furtado-Heine sechszigtausend Francs

gibt für Begründung eines Pasteur-Institutes, so setzt das nicht mehr in Erstaunen. —

Kindererziehung und Frauenbildung sind naturgemäss die beiden Gebiete auf denen die jüdischen Frauen am erfolgreichsten wirkten. Abgesehen von den Verhältnissen anderer Länder, die zu berühren, zu weit führen würde, — zeigt Norddeutschland allein eine stattliche Anzahl wahrhaft fleissiger ja angestrengter Arbeiterinnen auf diesem Felde. Schriftstellerinnen wie die verständige und verständnissvolle Bertha Meyer, die eifrige Bertha Jacobi geb. Gabrielli und die strebsame Frau Henriette Goldschmidt geb. Benas, Gattin des verst. Rabbiners A. M. Goldschmidt in Leipzig, haben ihr Denken und Sorgen humanen Zwecken gewidmet; Letztere veröffentlichte pädagogische Schriften und Abhandlungen über die Frauenfrage, „Ideen über weibliche Erziehung“ u. A. — ihre Hauptthätigkeit aber nimmt der von ihr gegründete confessionslose „Verein für Familienerziehung und Volkswohl“ in Anspruch; derselbe weist einen Handfertigkeitsunterricht für Knaben an schulfreien Nachmittagen auf, ein Seminar für Kindergärtnerinnen, ein Lyceum mit wissenschaftlichen Unterrichtscursen für junge Mädchen, mit einem Lehrcursus im Modelliren und Zeichnen, wissenschaftlichen Vorträgen, u. s. w. Nach etwa zwanzigjährigem Bestehen gelang es dem Vereinsvorstand durch Vermächtnisse und Zuwendungen von Menschenfreunden ein eigenes Haus zu erwerben. Eine andere, jetzt verstorbene, tüchtige Frau, welche besonders durch ihren religiösen Sinn Sympathie erweckt, war Susanna Landau, welche eine Reihe von Jahren als Lehrerin an der Töchterschule der jüdischen Gemeinde zu Berlin die Gemüther ihrer jungen

Schülerschaar für das Judenthum zu begeistern verstand. Als sie später ihrem Gatten, der Prediger in Zürich wurde, dahin folgte, stand sie ihm als feste Anhängerin der Lehre der Väter im Unterricht der Jugend zur Seite, bis ein schweres Leiden sie ihrem frommen Wirken entzog.

Eine allezeit auf dem Posten befindliche Frau in Berlin, welche sich der persönlichen Freundschaft der edlen Kaiserin Augusta rühmen durfte, ist Lina Morgenstern, geb. Bauer. Sie hat eine vielseitige Arbeitskraft bewiesen. Anfänglich als Jugend- und Kinderschriftstellerin, Märchenerzählerin und Novellistin bemüht pädagogische Grundsätze in unterhaltender Form mundrecht zu machen, wandte sie sich später biographischen und sozialpolitischen Arbeiten zu, bis sie allmählich ganz in das Fahrwasser volkswirthschaftlicher Hygiene gerieth und hierin eine Fülle förderlicher Anregungen gab. Sie gründete den Hausfrauenverein, rief die Berliner Volksküche ins Leben, gab die „deutsche Hausfrauenzeitung“ heraus u. A. mehr, nach vielen nützlichen Werken über Ernährung und Kochkunst liess sie ein zweibändiges umfangreiches mit Portraits geschmücktes biographisches Buch: „Die Frauen des 19. Jahrhunderts“ erscheinen, dem voraussichtlich ein dritter Band folgen wird. Trotz mannigfacher widriger Verhältnisse, aber auch immer wieder durch Rath und That gestützt und gehoben, hat die rührige Frau sich nicht niederdrücken lassen und wirkt unverdrossen weiter, so viel sie kann. Ebenfalls in der deutschen Reichshauptstadt seit langen Jahren erfolgreich thätig ist Frau Mathilde Stettiner, Wittwe des Hrn. Martin Stettiner, eine der hilfreichsten Frauen Berlins. Mit regem Interesse und vollem Verständniss den Bestrebungen für bessere

Stellung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts zugethan, gehört sie zu den eifrigsten Vorstandsmitgliedern des Lettevereins; auch als Mitglied des Curatoriums des Victoria-Lyceums erweist sie sich als fleissige Mitarbeiterin. Nach dem Tode ihres Mannes spendete sie 10,000 Mk. und stiftete im Letteverein eine nachahmenswerthe Lehranstalt der Photographie für Frauen. Schriftführerin des gen. Vereins ist die bekannte Schriftstellerin Jenny Hirsch, eine der unerschrockensten und unermüdlichsten Vorkämpferinnen für edlere Frauenemancipation.

Einen scharfen Gegensatz zu diesen practischen Frauen bildet die phantasievolle Flora Raudegger, die im vor. Cap. schon kurz erwähnt war. Sie stammte aus Triest. Hier auf der Grenzscheide zweier so verschiedener Völker, nahm ihr Gemüth bei Betrachtung der Ursachen, welche Völker scheiden und verbinden — einen höheren Schwung. Sie fühlte das alte Sehnen der Tochter Juda's und eine Reise nach Palästina war der Traum vieler halbdurchweinten Nächte. „Arm und elend, eine Art zweiter „Karschin" machte sie ihren Traum zur Wahrheit und ging nach Jerusalem. Sie trug sich mit manchen Plänen*) zu Gunsten ihrer ärmeren Glaubensgenossen, und wagte manchen Schritt, kehrte jedoch unverrichteter Sache, und das tiefreligiöse Gemüth von Wehmuth bewegt über den Verfall des Landes und die würdelose Stellung der Juden dort, nach ihrem Wohnort zurück. Wie so viele andere vor ihr suchte und fand sie Trost in der Dichtkunst. Neben Reisebeschreibungen und Novellen, Skizzen und Feuilletons

*) Wenn ich nicht irre, trug sie sich mit dem Plan in Jerusalem oder in der Umgebung eine weibliche Agriculturschule zu gründen. Eine Idee, die wie jene einer Bewässerung des Landes durch Jordancanäle schon manches philantropische Herz begeistert hat!

zum Zweck des Erwerbes, übersetzte sie Psalmen, das Buch Josua und andere Theile der Bibel. Nicht weit von dieser schwärmerischen Frau, in Venedig, lebte eine andere denkende und strebende Jüdin: die Gattin des Demokraten Enrico Guastalla, Sophie Weill-Schott; angeregt durch die langjährige Freundschaft ihres Mannes mit Garibaldi, dem edlen, uneigennützigen Mitbegründer des jungen Königreichs Italien, nahm sie das lebhafteste Interesse an den politischen Zuständen der Zeit und hat durch Schrift und Gespräch manches gute und kluge Wort zur Aufklärung der Geister beigetragen. Auch Frau Carolina Coen-Luzzatto hat sich als Vertreterin zeitgemässer Betheiligung der Frauen literarisch und gemeinnützig bekannt gemacht.

Wir sahen wie in England und Amerika, in Deutschland, Italien und Frankreich überall jüdische Frauen mitarbeiten an dem gemeinsamen Werk zum Wohl des Ganzen. In Holland und Ungarn scheint dagegen die Richtung mehr noch eine rein literarische zu sein; hier blüht die erbauliche und religiöse Dichtung, aber noch herrscht eine gewisse Scheu vor der Oeffentlichkeit. Amerika erzeugt jedenfalls die furchtlosesten Kämpferinnen für die Rechte der Frauen; was die Rechte der Juden anbelangt, so giebt es dort darüber keine Frage mehr.

Vielseitige und weitverzweigte Vereinsthätigkeit zur Linderung menschlicher Noth und Hebung menschlicher Kraft bildet heute das Gemeingut der höheren Schichten der Gesellschaft in allen Städten und Staaten des civilisirten Europas. Seit einem Menschenalter hat diese edle Blüte der Humanität sich Blatt für Blatt entfaltet, und in immer weiteren Kreisen Anerkennung gefunden.

Bei den Juden aber finden wir die Gründung solcher Vereine — auch unter den Frauen — als eine seit vielen Jahrhunderten gepflegte altehrwürdige Sitte: selbst in kleinen und kleinsten Gemeinden hat es nicht an Frauenvereinen gefehlt für Krankenbesuch, Pflege der Wöchnerinnen, Leichenbestattung, Unterstützung des Studiums, Waisenerziehung, — und was sonst noch Mitleid und Theilnahme frommer Gemüther zu werkthätiger Energie aufruft. Hier wurde in jeder Gemeinde die Gemeinschaft menschlichen Schicksals in Leid und Freud stets tief empfunden und treu bewährt.

Während also die weite Verbreitung der Liebesthätigkeit für die nichtjüdische gebildete Gesellschaft Europas eine ihrer schönsten neuen Errungenschaften bildet, — ist sie für die Juden eine alte Erbschaft. Wie ein poetisches Gleichniss für diese unbestreitbare historische Thatsache erscheint folgender Vers des modernen christlichen Dichters, der fast wörtlich wiederholt was Moses befiehlt:

„Lass nicht auf Deinen Tisch vergebens,
Den Hungrigen durchs Fenster sehen;
Verscheuche nicht die wilde Taube.
Lass hinter Dir noch Aehren stehen,
Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube.“

(Hermann Lingg).



Achtzehntes Capitel.

Die Jüdin der Gegenwart.

Wir haben nunmehr, nicht nur durch Jahrhunderte sondern durch Jahrtausende die Stellung der jüdischen Frau betrachtet.

Wir sahen sie von biblischen Zeiten her im eigenen von Gott selbst eingesetzten Erb- und Heimathlande ein häuslich-heiliges Leben im sicher umfriedeten Hause des Gatten führen, als seine „Gehilfin" und treue Mutter seiner Kinder.

Dann — verjagt und verstossen von den anderen Nationen, hat die jüdische Frau ein Heldenthum bewährt, wie die Welt kein zweites sah.

Endlich — als sie wieder geduldet und nun „emancipirt" wurde, entwickelt sie eine Leistungsfähigkeit, die nach der vorangegangenen tausendjährigen Knechtung räthselhaft erscheint.*)

---

*) Welchen Einfluss die Lebensweise auf die körperliche Entwicklung hat, weiss der Nationalökonom. Für die Leserinnen, denen keine statistischen Tabellen zur Verfügung stehen, sei folgende charakteristische Aeusserung citirt: „Die jungen Leute der Fabriken sind grösstentheils militäruntauglich." Herr v. Kardorff in der Reichstagssitzung vom 31. Januar 1889.

Ja, räthselhaft! wenn man nicht wüsste, wie die Religion ihnen durch alle Zeiten Stab und Stütze war, so dass, bei aller Schmach die geknechtete Seele doch einen Rest von Stolz und Gesundheit bewahrte.

Ein Stolz, der sie unbefangen alle Mittel ergreifen liess, die ihnen endlich erlaubte Ausbildung und Ausübung ihrer Kräfte durchzuführen.

Eine Gesundheit, welche ihnen physisch ermöglichte Achtungswerthes, ja Ungewöhnliches auf den ihnen eröffneten Gebieten zu leisten.

Und nun — die heutige Jüdin.

Welche Stellung nimmt sie ein, im Vergleich zu den vorangegangenen und dahingesunkenen Glaubensgenossinnen —?

Indem ich mir diese Frage stelle, — fühle ich zum ersten Mal bei dieser Arbeit eine Beklommenheit, die ich sehr gut zu deuten weiss . . .

Zwar — in den vorhergehenden Capiteln zeigte sich, dass Arbeitskraft und Wille, eifriges Wirken und Streben im reichsten Maasse unter den jüdischen Frauen vorhanden ist.

Und gewiss nicht blos unter den sog. „Gebildeten!"

Beim Ackerbau wie beim vielgeübten Handwerk geht die jüdische Frau ihrem Manne kräftig zur Hand.*)

---

*) Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf Befehl Ferdinands des Katholischen die Vertreibung der Juden aus Sizilien durchgeführt werden sollte, erbaten die Mitglieder des königlichen Raths unter dem Vorsitz des Grossjustitiars für dieselben einen Aufschub, unter folgender Begründung: „Eine andere Schwierigkeit liegt in dem Umstande, dass in diesem Reiche fast alle Handwerker Juden sind. Wenn diese alle auf einmal abziehen, so wird für die Christen ein Mangel an Arbeitern

Ackerbau und Handwerk, das ihnen Jahrhunderte lang verboten war, wie schnell haben sie es ergriffen! In Berlin allein zählte man vor 6—7 Jahren 1200 jüdische Handwerker.

Die 100,000 jüdischen Ackerbauer, die bis jetzt in Russland ihre kargen, harten Felder bearbeiteten,*) fanden sicher die beste „Gehilfin“ in ihren Weibern!

Unter den 9500 jüdischen Familien, die es in Jaffy (Rumänien) gibt, leben über 6000 vom Handwerk, das die Frau mit den Töchtern meist so gut versteht und ausübt wie Mann und Vater.

In Amsterdam und in Rotterdam, wo die meisten, ja fast alle Packträger und Schiffslader Juden sind, haben die Frauen derselben ein hartes Arbeitsleben, aber unverdrossen theilen sie die Mühsal mit den Abends müde und beschmutzt (aber nie betrunken!) heimkehrenden Männern.

In Westpreussen, in Polen habe ich mit stiller Bewunderung den unermüdeten, ja heiteren Fleiss armer jüdischer Näherinnen, Wäscherinnen, Hilfskochfrauen beobachtet und Botenweiber gesehen, welche meilenweite Wege machten, oft schwer belastet in Wind und Wetter über unwegsame Strassen, — und trotz sichtbarer Erschöpfung zu bescheiden waren, sofort den angebotenen Sessel zu nehmen.

---

sich herausstellen, die geeignet sind, den Bedarf von mechanischen Gegenständen, und besonders von Eisenarbeiten, sowohl zum Beschlagen der Pferde, wie für Erdarbeiten, wie auch zur Ausrüstung von Schiffen und anderen Fahrzeugen zu liefern.“ (Zeit. d. Judenth.).

*) Jetzt wird mehr als die Hälfte gezwungen ihre Güter innerhalb weniger Monate, ja Wochen oder Tage zu verkaufen, d. h. zu verschleudern! Dann aber wird den Verarmten wieder zum Vorwurf gemacht werden, dass sie nicht Ackerbau treiben!

Nachdem Paul Lindau den Orient bereist hatte, gab er folgende Schilderung der Juden in Saloniki, die dort in der Mehrzahl, zwischen 80—90,000 Seelen leben: „Ihr Aeusseres macht im Allgemeinen einen sehr guten Eindruck. Sie sind fleissig und arbeitsam und scheuen auch die schwersten körperlichen Anstrengungen nicht. Sie sind die Lastträger, die Hafenarbeiter, die Kahnführer. Man findet unter ihnen Männer von herkulischer Körperkraft. Sie sind die Handwerker und Handarbeiter, während die Griechen nur die leichteren Geschäfte betreiben, — und die Türken auch hier, wie überall, so viel als möglich faullenzen." U. s. w.

Auch in Polen, Litthauen, in Rumänien und Galizien werden die schwersten Arbeiten von Juden und Judenfrauen verrichtet. Dass man überall in jenen Ländern so viele Judenschenken findet, in denen die Hauswirthin bis in die Nacht hinein zu arbeiten hat, erst mit der Bedienung, dann mit dem Aufräumen, hängt mit der Mässigkeit der Juden zusammen. Ein Nichtjude ginge (und dieser Fall kommt dann gewöhnlich vor) an der Schnapspest zu Grunde. Wie mit der Mässigkeit so steht es mit der Sparsamkeit: Das von der Bäuerin achtlos fortgeworfene Hasenfell hebt die arme Judenfrau auf und weiss es zu verwenden.

Obwol in der folgenden kleinen Scene aus dem jüdischen Leben keine Frau betheiligt ist, wird mir doch der Leser Dank wissen, dass ich sie hier zur Charakteristik jüdischer Arbeitsamkeit mit einflechte. „Einer der Gelehrten aus der Zeit, als ich bereits dem strengeren Talmudstudium obliegen durfte, war seines Zeichens ein Tabakspinner, das heisst: er hatte heimisches und pommersches Gewächs zu Rollen versponnen und verkauft. Das Geschäft

braucht, wenn es leidlich von Statten gehen soll, zwei Gehülfen, welche dem Spinner die Einlagen und Deckblätter zuschieben; aber diese besorgen und zugleich eine Familie ernähren, dazu reichte der Ertrag bei weitem nicht aus; nebenbei aber im Talmud zu unterrichten, dazu stand das Wissen des Mannes zu hoch; auch war das karge Gewerbe durch die mannigfache Vorbereitung deren der Tabak bedarf, zu zeitraubend. Welch ein Ausweg aus diesen Nöthen gefunden wurde, mag das sonderbare Bild seiner Spinnstube zeigen. Für zwei oder drei Stunden traten wir unserer vier Talmudbürschchen von 13—15 Jahren an; zwei von uns stehen am Spinntisch und reichen den Vorrath nach Bedarf des Spinners; die Anderen zwei sitzen auf niederen Schemeln, die Folianten des Talmud auf den Knien. Diese lesen vor, die Anderen hören zu und der Meister erklärt, fragt und antwortet, wie der Unterricht es erheischt. So werden von Alt und Jung im Verein, in derbweltlicher Arbeit und feingeistigem Studium zugleich die Rollen des Rauchtabaks für die polnischen Bauern, und die aus seelischem Gewächs von den Strömen Babylons für Gewebe des Scharfsinnes gesponnen." (Lazarus: „Treu und Frei" S. 350 u. f.).

Auch ich kenne so manchen jüdischen weiblichen Charakterkopf. Da ist die Inhaberin eines kleinen Kramgeschäftes: von früh bis spät waltet sie fleissig in ihrem Laden; am Sonntag macht sie erst gründlich ihr Stübchen rein, bessert sich Schadhaftes aus, liest dann noch in später Abendstunde ein gutes Buch oder gönnt sich an Feiertagen den Besuch bei Verwandten, und so Jahr aus Jahr ein! Eine Andere theilt in rastloser Arbeit ihre Zeit in Besorgung des Haushaltes eines nahen Verwandten und der Pflege einer Kranken, eine dritte erwirbt mühsam ihrue

und ihres leidenden Bruders Unterhalt durch Schneiderei, eine Vierte leitet trotz grossen Hausstandes eine Buchdruckerei, eine Fünfte ist Vorleserin bei einem Schwerhörigen; für ein Geringes martert sie täglich drei Stunden lang die angegriffene Lunge und ist doch voll Dank, dass sie ihre eigene kleine Wohnung und ihre Blumentöpfe am Fenster hat! Unvergesslich ist mir die kleine schmächtige Fleischersfrau, die mit einer schweren Mulle beladen zu meiner alten Tante in Flatow kam. Die unwandelbare Freundlichkeit mit der sie die mitunter derben Neckereien über sich ergehen liess, gewann ihr mein fünfjähriges Kinderherz und hat vielleicht damals schon den Keim zu meiner Sympathie für jüdisches Wesen geweckt.

Alle diese stillen Heldinnen schlichter Pflichterfüllung bilden nur einen winzigen Bruchtheil einer Menge ähnlicher Existenzen, die unbemerkt wie Tropfen im Meer dahinfliessen. So will es ja eben das Verhängniss, dass das bescheiden oder vornehm sich zurückhaltende und verbergende Gute nicht bemerkt, dagegen das aufdringliche Unschöne und Unedle Jedem in die Augen fällt! Nun urtheilt ein Jeder nach dem was er sieht — was er nicht sieht — danach fragt er nicht. — Die Schilderung aber eben jener jüdischen Frauen, die man sieht — überlasse ich einem besseren Menschenkenner als ich: Bogumil Goltz. Er sagt von den heutigen Jüdinnen:

„Sie treiben Aufwand mit Mancherlei: mit Geist, Witz, Kleiderstaat, bequemer Einrichtung, mit jeder Art von Lebensgenuss, es ist, als ob sie alle verbotenen und nie gekannten Freuden ihrer Vorgängerinnen nachträglich für sich ausbeuten wollen. Sie erheben sich mit Bewusstsein — die

Einen mit dem Selbstgefühl, das aus ihren wahrhaft edlen und grossen Seelenkräften entspringt, die Anderen auf dem sicheren Piedestal das der Geldsack bildet und das Vertrauen auf die Gewerbthätigkeit und Geschäftsumsicht ihrer Männer und Väter. — Sie sind Kinder der Neuzeit, darum natürlich allem Modernen zugethan im Guten wie im Schlimmen. Die Zeit arbeitet an ihnen sehr merklich und vielleicht zeigen sich an keinem menschlichen Geschöpf ihre Wirkungen merklicher als an den jüdischen Frauen, — wenn man die heutigen mit ihren Grossmüttern vergleicht. — Unter Anderem ist es auch charakteristisch, wie geschmeichelt sie sich fühlen, wenn man sie für Christinnen hält, während früher gewissermassen ein Vorwurf darin lag, wenn man von einem Frauenzimmer sagte: „Sie sieht aus wie eine Schickse (Christenmädchen)".

— — Am behaglichsten fühlen sich die Juden „unter sich", so nennen sie es, wenn sie auch grosse Gesellschaften bilden. Dort entwickeln sich ihre gesellschaftlichen Talente einfach und natürlich oft in überraschend schöner Weise; öfter aber werden sie störend, weil der Jude wie die Jüdin im Sichgehenlassen ihresgleichen suchen können! — Auch der Engländer ist darin unübertrefflich, wie bekannt — aber er erscheint in der Uebertreibung mehr lächerlich als unangenehm. Die Engländer aber respectiren einander mehr, als es die Juden gegenseitig thun, und darum werden diese unangenehm bei ihrer Ungenirtheit.

Die Jüdinnen sind bei Weitem natürlicher und unaffectirter als Christinnen, (wenn, wie gesagt, sie „unter sich" sind) — unter den Christen sind sie mitunter nicht wieder zu erkennen.

— — die Frauen sind in ihrem Hause nicht einfache Bürgerfrauen mehr, sondern bequeme Damen. Die Männer macht die Sorge um das Geschäft müde und stumpf; es gesellt sich dazu eine gewisse Sorglosigkeit und Unbefangenheit, die sie veranlassen, ihre Kinder eine Zeit lang ihren Weg gehen zu lassen, den sie irriger Weise noch für denselben halten, den sie selbst gegangen, wo die Zeiten andere und auch die Wirkungen andere waren. — Zu spät gehen ihnen die Augen auf um das Versäumte nachzuholen. Nicht einmal eine religiöse Grundlage wird von ihnen oft in die Kinder gelegt: denn die neue Zeit hat auch an dem alten frommen Judenherzen gerüttelt. — Mit der Uebertretung der Form ist auch das religiöse Gefühl bei den meisten Frauen geschwunden, sie haben sich für das Aufgegebene nichts Neues geschaffen; **Hohlheit** und **Gedankenlosigkeit** über das Heiligste hat Platz gegriffen, wo einst der Glaubensmuth gewohnt und die Frauen zu Priesterinnen des Hauses, zu einfachen, kräftigen, strebsamen Gehilfinnen ihrer Männer, zu dem leuchtenden Stern an dem Himmel ihrer Kinder zu werden befähigte.

— — die Juden nahmen nie Theil an christlichen Festen oder Vergnügungen; sie sahen diese und die ganze Lebensweise an wie das Volk seine Fürsten: ohne Neid, ohne Erbitterung, ohne den leisesten Wunsch unter den Zugelassenen zu sein. Selbst Lasterhaftigkeit, Völlerei, Ausschweifung jeder Art fand der Jude an dem Christen natürlich; aber mit stiller Verachtung und mit einer seligen Selbstzufriedenheit sagten sie zu einander: „Der Jude ist doch ein Dam Kodesch (heiliges Blut).

Es war ihnen gar nicht wünschenswerth den Christen in irgend etwas ähnlich zu sein." — —

Und heute —?

Heute ahmt die Jüdin der Christin nach. Leider auch in vielem was nicht nachahmungswerth ist.

Christliche gebildete Frauen erzählen manchmal mit offenbarem Unwillen, dass in Gesellschaft die in Toilette und Benehmen decolletirtesten Damen fast immer Jüdinnen seien.

Ich glaube es nicht. So sehr kann die Keuschheit und Züchtigkeit, die früher das Kennzeichen der Jüdin war, nicht geschwunden sein.

Das Weib, so heisst es, sei die vollendetste Schöpfung der Natur, ihre Formen die idealsten die der Künstler darzustellen vermag, die zu schauen allein das Recht des Gatten ist. Wenn nun in Gesellschaft der Blick der Männer über die schon so oft gesehenen, halb oder ganz entblössten Arme und Schultern gleichgiltig hinweggleitet, so zeigen sich Christinnen wie Jüdinnen gleich abgestumpft, dass sie in dieser Gleichgiltigkeit nicht eine Beleidigung, in dieser Beleidigung nicht eine Warnung sehen. Ebenso kann man in Strassen, Pferdebahnen, Theatern bemerken, dass christliche Damen und Kinder den jüdischen in lautem Benehmen und keckem Anstarren etc. kaum etwas nachgeben. Das Sonderbare ist nur: bei der Jüdin berührt diese Ungenirtheit viel unangenehmer; es ist als ob man an sie unwillkürlich den Anspruch stellt, dass sie, als Jüdin, das Leben ernster nähme und eine grössere Verantwortlichkeit fühle, dass sie sich bewusst sei, dass zur selben Zeit da sie lacht und scherzt, manche ihrer Glaubensgenossinnen weint und trauert; Millionen ihrer Mit-

schwestern schmachten noch im Bann der Verfolgung. Dass sie es vergisst, steht auf ihrer heiteren Stirn allzudeutlich geschrieben, und das berührt den Kundigen fast schmerzlich.

Dumm und grausam haben Nichtjuden gegen ihre jüdischen Mitmenschen Jahrtausende lang gewüthet, — fast plötzlich, innerhalb einiger Jahrzehnte ist den Letzteren die „Emancipation" geworden.

Sie sind von einem Extrem zum Anderen geschleudert. Die Zeiten der Aufklärung haben mildere Sitten eingeführt: Der Jude wird nicht mehr verbrannt; er darf athmen und arbeiten wie und wo er will, — wenigstens in Nichtrussland.

Angesichts dieses Umschlags scheint der jüdische Charakter die langgewohnte Fassung zu verlieren. Schmerz und Verfolgung war er gewöhnt, — Glück und Gunst ist er nicht gewöhnt. Die neue Freiheit berauscht ihn, die neue Helle blendet ihn. Die Frauen gar — denen der Stab der Religion aus den Händen entwichen, sind nun haltlos. Das Gespenst des früher Unerlaubten wirft noch immer seinen Schatten. Um ihn nicht zu sehen, wenden sie den Blick vom Alten dem Neuen zu, ergreifen es, thun als sei es ihnen längst gewohnt und rufen überlaut: „auch wir sind mündig! auch wir sind gleichberechtigt!" — Ihr Eifer führt sie oft zur Uebertreibung; sie vergessen, dass der wahre Werth nicht nöthig hat sich anzupreisen, dass dagegen der Spitzbube zu versichern pflegt, er sei ein ehrlicher Mann.

So, bei reinster Gesinnung und bestem Willen verfehlen sie mitunter den richtigen Weg; dazu gehört dass sie auffallen wollen: Luxus der Wohnung, der Lebensweise, der Toilette, Prunk in Gastereien, im Auftreten, im Alleswissen, Besserkönnen — — ja

dies Alles fällt auf, aber es missfällt auch; es erregt den Unwillen der Anderen.

Dieser Unwille ist unberechtigt. Zürnt man dem Fiebernden wenn er irre redet? dem Kurzsichtigen, wenn er an einem Abhange wandelt?

Die Jüdinnen scheinen häufig wie Kurzsichtige oder Fiebernde in einem Irrthum befangen: in dem Irrthum durch Wichtigthuerei zu imponiren und zu gefallen. Nein, sie gefallen nicht, sie imponiren nicht!

Sie sollten sich überhaupt hüten, imponiren zu wollen. —

Ich glaube, sie werden es nie anders als durch die Rückkehr zu den Tugenden ihrer Mütter.

Oberflächliche, kokette Frauen gibt es zum Ueberdruss viele, zum Ueberdruss der Männer sogar! es ist das Gewöhnliche, Alltägliche geworden. Was jedoch nicht mehr gewöhnlich ist, das ist die schöne Frau, welche zugleich keusch, die reiche, welche infach ist, die Frau, welche den erlogenen krankhaften Dichtungen fern bleibt, dafür aber die wahre Poesie des eigenen Familienlebens begreift und erlebt, den Liebesfrühling mit dem eigenen Gatten stets sich verjüngt und einsieht, dass in ihrer Kinderstube spannende und ergreifende Schauspiele sich darbieten, in deren ideale Gestaltung einzugreifen, die Vorsehung ihr als höchsten Beruf und höchste Lebenslust beschieden hat.

So erscheint dem Betrachter die jüdische Frau früherer Zeit; sie war die treueste Gattin, die liebevollste Mutter, die züchtigste Hausfrau.

Ist sie es noch heute? Im Allgemeinen — vielleicht, aber nicht mehr so unfehlbar ausnahmslos wie früher. Die Frau scheint

heutzutage mehr für die Gesellschaft zu leben, als für die Familie, sich für Fremde mehr zu schmücken, als für den eigenen Gatten. Zugleich sind die Arbeiten des Hausstandes unermesslich vereinfacht, die Ansprüche unermesslich vervielfältigt — doch dies Alles ist nur Schaale, nicht der Kern des Lebens, der nur in der Religion gefunden wird. Freilich — wem dieses Wort keinen Sinn mehr hat, der wird diesen Kern wie eine taube Nuss fortwerfen, — aber man darf die Zuversicht hegen, dass die jüdischen Frauen trotz alledem noch einen guten Rest jenes glaubenstreuen Ehrgefühls besitzen und jener Hingebung, welche ihre Vorfahren beseelte. Sie werden aus dem Sumpf der Oberflächlichkeit und der Dürre des Indifferentismus retten, was noch zu retten ist! Sie werden sich von der Rastlosigkeit des modernen Lebens nicht verwirren lassen, sich im Labyrinth der Wirklichkeit nicht verirren. Sie werden sich nicht einbilden lassen, klug und gut zu handeln, wenn sie der Nichtjüdin nachahmen und jeden Unterschied zwischen sich und jener abstreifen. Nach wie vor wird die jüdische Frau zwar das Bessere nachahmen: die Unbefangenheit, Vornehmheit und Gediegenheit der gebildeten Christin, aber das Gute, das ihr als Jüdin eignet, wie einen unveräusserlichen Besitz halten und hegen.

Ob sie es nicht bedenkt, dass jeder individuelle Zug zu dem Allgemein Schönen und Guten beiträgt?

Zum Beispiel: die ebenso lieblichen wie ehrwürdigen Gebräuche bei der Sabbathfeier, warum werden sie vernachlässigt, ja ganz verworfen? — Es heisst: weil die Zeit mangelt, die Stimmung fehlt, die Umstände ganz andere geworden sind. Früher, ja, da wars möglich, aber heute kommt der Mann um

acht Uhr erst aus dem Comptoir oder aus dem Geschäft, er ist erschöpft, verdriesslich, die Frau ist auch müde, die Kinder müssen Schularbeiten machen, — wie soll da eine Sabbathfeier begangen werden?

Mán sollte meinen, dass so gut wie in Italien, England, Amerika etc. Comptoire und Geschäfte auch früher schliessen (in der Schweiz werden am Sonnabend Löhne etc. schon vor 3 Uhr ausgezahlt und dann Amtsstuben, Comptoire, Geschäfte geschlossen), dass in Deutschland der Mann auch einmal in der Woche um 6—7 Feierabend machen könnte, um so mehr, wenn man sieht, wie viel Zeit er für Conzert- und Theaterbesuch, für Vergnügungslocale jeder Art erübrigt, oder wenn man ihn beim Skat sitzen sieht, wo man kaum weiss, wann die Herren anfangen und jedenfalls nicht weiss wann sie aufhören, — findet sich zu Alledem die Zeit, so findet sie sich auch um einmal in der Woche aus der Niederung des Lebens sich und seine Kinder zu der fröhlichen Feier eines Tages zu erheben, der in vergangenen Zeiten seine Strahlen über die ganze Woche gebreitet hat!

Gesetzt aber den Fall, der übereifrig Geschäftige käme wirklich erst um acht Uhr nach Hause, was hindert ihn den Rest des Abends noch feierlich zu begehen? Und sollte er nicht seiner Erschöpfung und Verdriesslichkeit besser als in rauchigen Spielzimmern, lärmenden Kneipen, blendenden Theatern, im eigenen trauten Heim, Herr werden, Angesichts der festlich gekleideten Gattin, der geschmückten Tafel, des specifischen*) Lichterglanzes, der froh und erwartungsvoll dreinschauenden Kinder? Was hindert die Frau die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, sich, und das

*) „Schabbeslichter haben ihren eigenen Glanz."

Heim und die Kinder zu schmücken, ihnen in der sinnreichen Ceremonie des Lichteranzündens ein Symbol der Weihe und der Heiterkeit zugleich ins Herz zu pflanzen? Die Erziehung des Kindes zur Pietät und Liebe zur Religion, zum Innigen und Sinnigen hängt daran und sie sollte dieser Erziehung wegen, welche die ganze Zukunft des Gemüths bestimmt, nicht eine Tagesordnung anpassen können? Einmal in der Woche?

Man hört oft die Klage, dass das Kind der Religionslehre so wenig Interesse entgegenbringe. Woher soll dasselbe kommen? Empfindet doch das Kind die Religion nur als eine Schullast mehr, von einem fremden Manne zu allen übrigen Aufgaben ihm aufgebürdet, statt dass die Empfänglichkeit dafür in der Familie sanft vorbereitet wurde? Dazu ist die Sabbathfeier da. Bedeutungsvoller noch als für die Eltern ist sie es für das Kind. Wenn es die Freude auf den kommenden Sabbath mitfühlen lernt, wenn es die geschmückte Mutter in der Vorbereitung zur Feier beobachtet, sie die Lichter anzünden sieht, ihren Segen hört, wenn es dem heimkehrenden Vater entgegeneilt, dieser mit Handauflegen das Kind segnet, Alle um die gedeckte Tafel sich reihen, der Vater mit dem Segen über Wein und Brot die Weihe des Tages (Kiddusch) vollzieht, und die Familie in fröhlicher Feierlichkeit den Abend beschliesst, — dann ahnt das Kinderherz was Religion ist und wird auch ihre Lehre in der weihevollen Stimmung aufnehmen, ohne die sie eine leere Formalität bleiben, gleichgiltig, wenn nicht unwillig ertragen, vielleicht bald gänzlich abgeschüttelt wird.

Doch freilich muss die Mutter selbst diese weihevolle Stimmung empfinden; sie wird es, wenn sie sich wieder mehr

der Lehre und Liebe zu ihrem Judenthum erschliesst, — und diese Liebe kommt unfehlbar, wenn sie es wieder mehr kennen lernt! Oder scheut sie die kleine Anstrengung des Studiums? — George Eliot war eine vielbeschäftigte Frau, desto beschäftigter da sie eine bedeutende Schriftstellerin war, aber die Fülle ihrer vielseitigen Aufgaben hat sie nicht gehindert die Geschichte des Judenthums genau zu studiren. Und wie manche Andere noch hat in diesem Studium eine unerschöpfliche Quelle edelster Anregung des Geistes und des Gemüthes gefunden!

Diese Geschichte des Judenthums, welche das glühende Interesse der Nichtjüdin zu erregen vermag, sollte nicht die Theilnahme der Jüdin erwecken können —?

Unter Zittern und Zagen und Todesgefahren hat die Jüdin vergangener Jahrhunderte sich mit der Religion der Väter und mit der heiligen Sprache beschäftigt, in voller, sorgloser Freiheit darf es die heutige Tochter Israels! Ohne Scheu, mit Stolz darf sie die Culturgeschichte ihres Volkes studiren, denn so sehr sie auch bei seinen Verfolgungen mitleiden mag, so sehr wird ihre Seele entflammt sein in Bewunderung seiner Heldengrösse und Gottesfurcht!

Und je mehr sie sich der neueren Zeit nähert, desto freier und froher wird ihr der Blick, denn welche Wandlung, welch' ein Fortschritt offenbart sich da! Freilich erst nur noch für eine Minderheit. Ueberschauen wir die Capitel, welche von den letzten Jahrhunderten handeln, so bemerken wir zunächst, dass die Länder mit den zahlreichsten Juden in Russland und Polen, wo man ca. fünf bis sechs Millionen zählt, fast ganz aus unserer Betrachtung ausfallen; die Aermsten führen dort ihr trauriges Dasein unter grösserem oder geringerem Druck, welche ihnen kaum eine Mit-

wirkung (zumal der Frauen) an der Oeffentlichkeit gestattet. Der kürzlich erschienene stenographische Bericht des Guildhall-Meetings in London zu Gunsten der russischen Juden, nebst einer Zusammenstellung sämmtlicher die Juden in Russland betreffenden Special- und Ausnahme-Gesetze, constatirt die empörende, wahnwitzige Härte, mit welcher das offizielle Russland Juden und Judenthum verfolgt und in unblutiger langsamer Tortur hinzurichten sucht. Es bleiben also nur die Länder des europäischen Westens, in denen, Alles zusammen gerechnet, kaum eine Million jüdischer Seelen sich befinden. Aber unter diesen, welch' eine Anzahl von Talenten! von stillgeübten Tugenden, von offenkundiger Arbeitskraft und imposanter Leistungsfähigkeit!

Kein anderer Stamm zeigt Gleiches.

Und dabei ist doch der jüdische Stamm an Zahl der kleinste; noch immer bewährt sich:

„Nicht wegen Eurer Vielheit unter allen Völkern, erkor Euch der Ewige und wählte Euch aus, denn Ihr seid die Wenigsten unter den Nationen, sondern weil der Ewige Euch liebte.“ (Deut. 7, 7).



Benutzte Quellen:

Der babylonische Talmud (Haggada) übersetzt v. Dr. A. Wünsche. — Charakteristik der Bibel von A. H. Niemeyer. — Eminents Israelites of the nineteenth Century, v. H. S. Morrais; — Ersch u. Gruber, Encyclopädie. -- D. Frau im jüd. Volk v. A. Kurrein. — Gesammelte Schriften von Dr. Zunz. — Geschichte des Volkes Israel von J. M. Jost. — Geschichte d. Israeliten von Dessauer. — Geschichte d. Frauen von A. Jung. — Geschichte d. Frauen von G. A. Klemm. — Jüd. Frauen in der Geschichte von M. Kayserling. — Der jüdische Stamm von Dr. A. Jellineck. — Jüdische Sprüchwörter von demselben. — D. Leben Jesu von E. Renan. — La femme juive von E. Weill. — Le donne piu celebre d. s. nazione: Conte Giuliari. — D. Mensch u. d. Leute von Bogumil Golz. — Palästina von S. Munk. — Rachelis Citharae Cantus, etc. v. V. Castiglione. — Regesten zur Geschichte der Juden in Deutschland, herausg. von der historischen Commission; Romantik d. Martyriums d. Juden im Mittelalter von M. J. Schleiden. — Bed. d. Juden für Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter von demselben. — Sara Copia Sullam von E. David. — Darstellg. aus der Sittengeschichte Roms von L. Friedländer. — Treu und Frei von M. Lazarus. — Wiener Jahrbuch f. jüd. Geschichte, I., II., III. Bd. — Wissenschaftl. Zeitschrift für jüd. Theologie. — Zeitung des Judenthums.

Namensregister:*)

*) Die in ( ) befindlichen Namen gehören Nichtjüdinnen an.

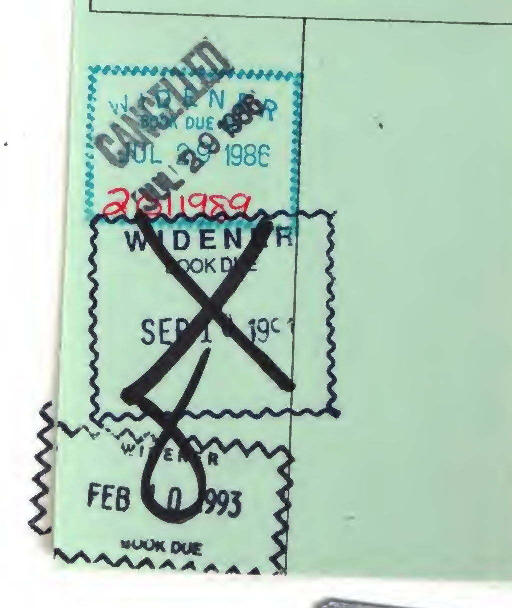












CANCELLED
BOOK DUE
JUL 29 1986
WIDENER
BOOK DUE
FEB 1993
BOOK DUE



